Bibl. M... 3288

Carl Ludwig Freyherrn von Pöllnitz

Kammerherrn Friedrich des Zweiten, Ritters des Ordens de la Generoſite, Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w.

Memoiren

zur

Lebens-

und

Regierungsgeſchichte

der vier letzte

Regenten des Preußiſchen Staats

mit einem berichtigenden Anhange.

Erſter Band.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Berlin, 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

<36625213030018

<36625213030018

Bayer. Staatsbibliothek

Vorrede
des Herausgebers.

Ich glaube durch die Bekanntmachung dieſer Memoiren dem Geſchichtsforſcher ſowohl als dem bloßen Liebhaber keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten, wenn ich gleich weit entfernt bin zu behaupten, daß ſie den Memoiren eines Sulli, Noailles, Richelieu, Saint=Simon und ſo vieler Anderer ganz gleich zu ſtellen ſeyen. Der Herr von Pöllnitz war zu wenig Gelehrter, hatte zu wenig

Kenntniß der allgemeinen Geſchichte und zu wenig eignen Antheil an der Verwaltung des preußiſchen Staats, als daß man völlige Genauigkeit und Richtigkeit in Allem, was er erzählt, verlangen und erwarten könnte. Es war ihm aber auch nur darum zu thun, Das, was er ſelbſt ſahe und erlebte, und was er von andern glaubwürdigen Perſonen hörte, aufrichtig und freymüthig aufzuzeichnen. Da er Augenzeuge der Regierung Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. war und als Kammerjunker und nachheriger Kammerherr Gelegenheit gnug hatte, in das Innere des Hofes einzudringen; ſo findet man wenigſtens in dieſem Punkte manche Aufklärungen über die damaligen Sitten des Hofes, über den Charakter dieſer und anderer Regenten, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und beſonders Schilderungen der vornehmſten Staatsminiſter, Feldherren und Hofleute, ſelbſt auch über manche Staatsunterhandlungen, die das Gepräge der Wahrheit an ſich tragen.

Dagegen werden dem Kenner der Geſchichte aber auch oft die auffallendſten hiſtoriſchen Irthümer und andere Unrichtigkeiten aufſtoßen, die aber, da ſie außer der Sphäre des Verfaſſers lagen, dem Werthe des Ganzen Nichts benehmen können. Ich habe ſie gewiſſenhaft mit abdrucken laſſen, um gar Nichts an dem Texte zu ändern. Nur einige unrichtig geſchriebene Namen habe ich berichtigt, da ſie offenbar auf die Rechnung des Abſchreibers, nicht des Verfaſſers ſelbſt, zu ſetzen waren. Die Irthümer in untergeſetzten Anmerkungen ſogleich zu berichtigen, hielt ich nicht für rathſam, weil dadurch das Leſen zu oft unterbrochen ſeyn würde. Ich beſchloß daher lieber, dieſes in einem beſondern Anhange zu thun, der dem zweyten Bande, welcher gleich auf Johannis zugleich mit dem franzöſiſchen Originale erſcheinen wird, beygefügt werden wird und in welchem ich vielleicht noch einige wichtige Verbeſſerungen und nähere Aufklärungen zu liefern im Stande ſeyn werde. Bis dahin verſpare

ich auch die Anzeige der häufigen einge-ſchlichenen Druckfehler, die ich wegen Entfernung des Druckorts jetzt nur zur Hälfte anzugeben im Stande ſeyn würde.

Dieſe Memoiren, von denen mehrere Abſchriften ſich in Privatbibliotheken befinden, ſind wahrſcheinlich im Jahre 1754. in dieſe Form gebracht worden; wenigſtens ſteht dieſe Jahrszahl auf dem Titelblatte der beyden geſchriebenen Exemplare, die ich vor dem Abdrucke mit einander verglichen habe. Beyde ſtimmten im Weſentlichen überein und wichen nur in Namen und andern von den Abſchreibern begangenen Fehlern von einander ab. Sie ſind wahrſcheinlich darum bis jetzt nicht öffentlich erſchienen, weil man ſie für die Handſchrift der mehrmals gedruckten Mémoires et lettres du Baron de Poellnitz gehalten oder ihre Bekanntmachung aus andern Gründen nicht gewagt hat. Auch meiner Aufmerkſamkeit waren ſie einige Zeit entgangen, ungeachtet ich ſie ſelbſt beſaß, bis ich ſie endlich näher kennen lern-

te. Da nun Sr. Excellenz, der Herr Graf von Hertzberg, dem bekanntlich jede Art von Erweiterung nützlicher Kenntniß und Aufklärung wichtig iſt, die öffentliche Herausgabe nach vorhergängiger geſetzlicher Cenſur zu genehmigen geruheten; ſo unterzog ich mich dieſem Geſchäfte und beſorgte davon zugleich auch eine deutſche Ueberſetzung, die ich hiermit der Beurtheilung des Publicums übergebe.

Dieſe zwey Bände enthalten die Geſchichte der beyden Churfürſten Georg Wilhelms und Friedrich Wilhelms des Großen, und der beyden Könige Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Die drey Erſten begreift der erſte Band; der zweyte aber, der von gleicher Stärke iſt, bloß die Geſchichte des Letzten, die um ſo intereſſanter iſt, da ſie viele genaue Umſtände aus der Jugendgeſchichte des großen Königs, beſonders auch von ſeiner vorgehabten Flucht, enthält, durch welche die ſcharfſinnige Hypotheſe des Herrn Ritters von Zimmer-

mann in Anſehung der Flucht nach Wien wenigſtens nicht beſtätigt wird. Dem Vernehmen nach hat der Herr von Pöllnitz auch Memoiren zur Lebensgeſchichte Friedrichs II. vom Antritt ſeiner Regierung an bis kurz vor dem Tode des Verfaſſers, der im Jahre 1775. erfolgte, hinterlaſſen, die aber wohl ſo bald nicht öffentlich erſcheinen dürften, da ſie ein Prinz vom Geblüte für eine nahmhafte Summe an ſich gebracht haben und in ſeiner Bibliothek ſorgfältig bewahren ſoll.

Berlin,
den 1. May 1791.

F. L. Brunn.

Bey=

Beyträge

zur

Lebens= und Regierungsgeſchichte

der

vier letzten Regenten

des preußiſchen Staats.

Erſter Theil.

Iſt es mir gleich nicht erlaubt geweſen, das königliche Archiv zu benutzen; ſo glaube ich doch mit Zuverläſſigkeit und Gewißheit von den vier letzten Regenten des preußiſch-brandenburgiſchen Hauſes reden zu können. Denn ich habe in meiner Jugend mehrere Perſonen gekannt, welche noch unter der Regierung des großen Churfürſten **Friedrich Wilhelm** ſelbſt Theil an den Staatsgeſchäften genommen hatten. Von dieſen nun habe ich ſo manchen nähern Umſtand von der Regierung dieſes Fürſten erfahren, wovon ſeine Geſchichtſchreiber entweder aus Schmeicheley oder aus Furcht nicht das Geringſte erwähnen. Außerdem aber habe ich ſelbſt die Ehre gehabt, dem Sohne, dem Enkel und Urenkel eben dieſes großen Mannes als Kammerjunker und Kammerherr zu dienen,

ſo daß ich von einem Theile ihrer Handlungen Augenzeuge geweſen bin.

Nur das alſo, was ich entweder von glaubwürdigen Perſonen gehört oder ſelbſt geſehen und erlebt habe, will ich hier aufzeichnen. Freymüthigkeit ſoll mir die Feder führen. Denn da ich nur zu meinem eigenen Vergnügen und nicht fürs große Publicum ſchreibe; ſo würde es lächerlich ſeyn, wenn ich mich verſtellen, und noch lächerlicher, wenn ich mich ſelbſt täuſchen wollte.

1620. Friedrich Wilhelm, dem ſeine Unterthanen den Beynamen des Großen beygelegt haben, ward zu Berlin den 6. Februar 1620. gebohren. Sein Vater war der Churfürſt Georg Wilhelm und ſeine Mutter Eliſabeth Charlotte, die Tochter Friedrichs IV. Churfürſten von der Pfalz und der Prinzeſſin Louiſe Julie von Naſſau-Oranien. Er blieb bis in ſein funfzehntes Jahr unter der Aufſicht ſeiner Mutter, die ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf verwendete, ihm ſolche Geſinnungen einzuflößen, die ihn dereinſt würdig machen könnten, ein ganzes Volk zu regieren.

Ehe ich in der Geſchichte dieſes Prinzen weiter gehe; iſt es nöthig, das Augenmerk auf dasjenige zu richten, was während der Regierung des Churfürſten Georg Wilhelm im Brandenburgiſchen vorgefallen iſt. Dieſer Fürſt war durch die Abdankung ſeines Vaters Johann Sigismund zur Regierung gekommen. Krankheit und Schwächlichkeit vermogten dieſen Fürſten dazu, ſeinem Sohne ſeine Staaten abzutreten: Hätte er ihm doch auch zugleich ſein Glück mit übergeben können! 1619.

Die ganze Regierung Georg Wilhelms war eine ununterbrochene Reihe von Unruhe und Verwirrung. Alle Unglücksfälle ſtürzten auf ſeine Staaten zuſammen. Sogar alle ſeine Verwandten erfuhren die Härte des Schickſals. Sein Schwager, Friedrich V. Churfürſt von der Pfalz, verlohr, nachdem er zum Könige von Böhmen erwählt worden war, in einer einzigen Schlacht ſeine Krone und ſein Churfürſtenthum. Seine beyden Oheime, die Markgrafen Johann George und Chriſtian Wilhelm wurden in die Reichsacht erklärt

und ihrer Staaten entſetzt. Der Erſte ver-
lohr ſein Fürſtenthum Jägerndorf in
Schleſien, weil er an dem böhmiſchen
Kriege Theil genommen, und der Andere das
Erzbiſthum Magdeburg, weil er mit in
den Bund der niederſächſiſchen Fürſten getre-
ten war, welche Chriſtian IV. König von
Dänemark zum Anführer der Armee, die
ſie dem Kaiſer Ferdinand II. entgegen ſtell-
ten, gewählt hatten.

Alle dieſe Unglücksfälle und die Publica-
tion des Reſtitutionsedikts wegen der ſeit dem
paſſauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter,
welches den Churfürſten Georg Wilhelm
beſonders nahe anging, weil man die Biſthü-
mer Brandenburg, Havelberg und
Lebus, die ſich in dem Falle befanden, von
ihm zurückverlangte, brachten dieſem Fürſten
einen ſolchen Widerwillen gegen die Staats-
geſchäfte bey, daß er die Hauptbeſorgung der-
ſelben ſeinem Günſtling, dem Grafen Adam
von Schwartzenberg überließ. Der
Churfürſt hatte dem Grafen ſchon vorher er-
laubt, mit ſeinem Amte, das er bey ihm ver-
waltete, auch die Stelle eines kaiſerlichen Ge-

heimenraths zu verbinden. Der doppelte Miniſter gab auch bald einen Beweis der Wahrheit des Spruchs in der Bibel ab, daß nemlich Niemand zweyen Herren mit gleichem Eifer dienen könne. Denn er hing dem öſtreichiſchen Hauſe weit mehr an als dem churfürſtlichen. Ein Beweis davon war das Benehmen, welches er den Churfürſten gegen Guſtav Adolph, König von Schweden beobachten ließ.

Als dieſer Monarch nach Deutſchland gekommen war, um aus den Unruhen, die damals in dieſem Lande herrſchten, ſeinen Vortheil zu ziehen; hatte er ſich ſogleich des Herzogthums Pommern bemächtigt und mit verſchiedenen proteſtantiſchen Reichsſtänden, unter andern mit der Stadt Magdeburg, ein Bündniß geſchloſſen. Da nun dieſe Stadt nicht lange darauf von den Kaiſerlichen unter dem Commando der Generale Tilli und Pappenheim belagert wurde; hielt es Guſtav für ſeine Pflicht, ihr zu Hülfe zu kommen. Da er nun nicht anders als durch die Staaten der Churfürſten von Brandenburg und Sachſen dahin mar

ſchiren konnte; ſo drang er in dieſe beyden Fürſten, daß ſie ſich mit ihm vereinigen, ihm die Belagerung der Stadt Magdeburg aufheben helfen und ihn mit Lebens- und Kriegs-Bedürfniſſen unterſtützen ſollten. Allein Beyde antworteten ihm: ſie wären ſtets dem Oberhaupte des Reichs getreu geblieben, und der Churfürſt von Brandenburg fügte noch hinzu, er werde ſeine Vaſallen aufbieten, um ſich dem Durchmarſche der Schweden durch ſeine Länder zu widerſetzen.

Um nun doch ſeinen Drohungen einiges Gewicht zu geben, ließ er in der Eil einige Soldaten ausheben und die Feſtungswerke von Berlin verſtärken. Es wurden auch Kanonen aufgepflanzt: da er aber nur wenige Soldaten hatte; ſo mußten die Bürger auf die Wache ziehen und für die Sicherheit der Stadt Sorge tragen. Allein alle dieſe Anſtalten waren unnütz. Der König von Schweden ließ ihm nicht Zeit, ſeine Vaſallen zu verſammlen, noch weniger ein Corps Truppen zu formiren. Er drang vielmehr mit ſeiner Armee in das Brandenburgiſche ein und

rückte bis Köpenick vor, von wo aus er an ſeinen Schwager *), den Churfürſten Georg Wilhelm ſchrieb und von ihm verlangte, er ſolle ihm die beyden Feſtungen Spandau und Cüſtrin einräumen, damit er, im Fall ſein Unternehmen wider Verhoffen unglücklich ausfiele, ſeinen Rückzug damit ſichern könne.

Der Churfürſt gerieth über dieſes Anmuthen in die gröſte Verlegenheit, weil es gleich gefährlich für ihn war, wenn er ihm dieſe beyden Plätze zugeſtand oder abſchlug; denn er mogte eine Parthey ergreifen, welche er wollte, ſo mußte er ſich entweder den Kaiſer oder den König von Schweden gegen ſich aufbringen; und Einer konnte ihm ſo wehe thun, als der Andere. Endlich brachte ihn ſein Miniſter zu dem Entſchluſſe, ſich von dem Könige von Schweden eine perſönliche Zuſammenkunft auszubitten, indem er hofte,

*) Guſtav Adolph hatte die Prinzeſſin Maria Eleonore, Tochter Johann Sigismunds und Schweſter Georg Wilhelms, zur Gemahlin. Sie iſt die Mutter der Königin Chriſtine.

ihn ſo lange hinzuhalten, bis die Kaiſerlichen Zeit bekämen, Magdeburg einzunehmen, welches, wie man wußte, ſich nicht lange mehr halten konnte. Ob nun gleich Guſtav den Plan des Grafen von Schwartzenberg recht gut durchſchauete; ſo willigte er doch in dieſe Zuſammenkunft, weil er ſich immer noch mit der Hofnung ſchmeichelte, den Churfürſten auf ſeine Seite zu ziehen. Die Unterredung fand in dem Gehölze zwiſchen Köpenick und Berlin ſtatt. Georg Wilhelm erſchien dabey mit mehr Pracht, als vielleicht in jenen Zeiten des Elendes anſtändig war. Die Churfürſtin, der junge Churprinz Friedrich Wilhelm und der ganze Hof begleiteten ihn dahin. Guſtav erſchien als Krieger mit hundert wohlbewafneten Infanteriſten und vier Stück Kanonen.

Nach den gewöhnlichen Complimenten von beyden Seiten wiederhohlte Guſtav ſeine bereits gethane Foderung. Der Churfürſt entſchuldigte ſich mit der dem Kaiſer ſchuldigen Treue; bot ihm doch aber den freyen Durchmarſch durch dieſe Plätze an, ſo oft Er oder ſeine Generale es verlangen würden;

verſicherte auch zugleich, daß er nie wider das Intereſſe Schwedens handeln, ſondern ſtets eine ſtrenge Neutralität beobachten würde. Allein alle ſeine Verſprechungen thaten dem Könige von Schweden kein Genüge; er beſtand auf ſeinen Foderungen und drang ſo ſehr in den Churfürſten, daß derſelbe, weil er ſich gar nicht mehr aus ſeiner Verlegenheit herauszuwickeln wußte, den Grafen von Schwartzenberg rufen ließ, um ſich bey ihm Raths zu erhohlen. Guſtav proteſtirte aber wider den Miniſter und erklärte dem Churfürſten, daß er nichts mit einem Menſchen zu thun haben wolle, von dem Jedermann wiſſe, daß er vom Kaiſer erkauft ſey. Indeſſen erlaubte er ihm doch, ihn um Rath zu fragen und gab ihm eine halbe Stunde, um mit ihm die Sache zu überlegen. Bey allem dem aber, ſagte er auch zu ihm, rathe ich Ihnen, Ihre Parthie zu ergreifen; denn ich muß Ihnen ſagen, die Meinige iſt ſchon ergriffen.

Hierauf wendete ſich Guſtav zur Churfürſtin und unterhielt ſich mit ihr. Der Chur-

fürſt unterredete ſich unterdeſſen im Geheim mit ſeinem Günſtling, ohne Etwas dadurch zu bewirken. Er kam zurück zum Könige, und erklärte, daß, da er ſeinen Staatsrath nicht habe zuſammen berufen können, er auch Nichts darüber beſtimmen könne, er bäte daher den König, ſich übermorgen nach Berlin zu verfügen, und hofte, daß daſelbſt Alles nach ihren gegenſeitigen Wünſchen abgethan werden werde.

Der König von Schweden wußte recht gut, daß der Churfürſt jetzt keine andere Abſicht habe, als ihn hinzuhalten; unterließ indeſſen nicht, die Einladung anzunehmen. Er nahm alſo Abſchied, als ob er nach Köpenick zurück gehen wollte. Allein nach einem kurzen Marſche kehrte er auf einmal auf dem Wege um, folgte ſeinem Schwager und kam mit ſeinem ganzen Gefolge faſt eben ſo geſchwind als Jener in Berlin an. Er bemächtigte ſich nun gleich der Stadtthore; zwey hundert Schweden vertrieben die churfürſtliche Wache von dem Schloſſe und beſetzten die Zugänge zu demſelben; die übrigen Sol-

daten aber wurden bey den Bürgern ein‐quartirt.

Am folgenden Morgen berichtete man dem Churfürſten beym Aufſtehen, daß die ganze ſchwediſche Armee um die Stadt herum cam‐pire. In der Angſt lief er nun ſogleich in das Zimmer des Königs und erhielt endlich durch vieles Bitten und wiederhohlte Freund‐ſchaftsverſicherungen ſo viel von ihm, daß er ſich mit der einzigen Feſtung Spandau be‐gnügen wolle. Zugleich verſprach der König, daß er ihm dieſen Platz wieder geben wolle, ſobald er Magdeburg entſetzt oder ſeine Truppen wieder in Sicherheit gebracht haben würde.

Noch am nemlichen Tage ward alſo Spandau den Schweden eingeräumt, und am folgenden Morgen ſetzte Guſtav ſei‐nen Marſch nach Magdeburg fort. Da ihm aber der Churfürſt von Sachſen den Uebergang über die Elbe verwehrte; ſo konn‐te er dieſer unglücklichen Stadt nicht zu Hül‐fe kommen. Die Kaiſerlichen nahmen ſie mit Sturm ein, während die Bürger wegen der Uebergabe unterhandelten. Sie wurde ge‐

plündert und in Aſche gelegt: Die größten Grauſamkeiten wurden dabey verübt; Alles ward ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts niedergemacht, und von einer überaus großen Volksmenge, die ſie enthielt, blieben kaum vier hundert Einwohner am Leben.

Die Zerſtöhrung Magdeburgs erregte in ganz Deutſchland allgemeines Trauren. Dem König von Schweden ſchmerzte ſie um deſto mehr, da er fürchtete, die Proteſtanten mögten ihm den Vorwurf machen, daß er mit ſeinem Marſche zu ſehr gezögert habe. Er ließ eine Schrift bekannt machen, worin er erklärte, daß er an dem ganzen Unglücke unſchuldig ſey, und worin er zugleich die ganze Schuld auf die Hinderniſſe ſchob, welche ihm die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen in den Weg gelegt hätten. Aller dieſer Klagen ungeachtet that er doch alles Mögliche, den Erſtern zu bewegen, ſich mit ihm zu verbinden, oder darein zu willigen, daß die Feſtung Spandau ihm verbleibe und er auch in den Beſitz von Cüſtrin geſetzt werde.

Georg Wilhelm verwarf aber dieſes Anmuthen; ſprach von Nichts als Neutralität und foderte Spandau zurück vermöge des Vergleichs, den er mit dem Könige von Schweden geſchloſſen hätte. Guſtav, der doch nicht von ſich ſagen laſſen wollte, als hielte er ſein Wort nicht, räumte alſo ſeinem Schwager Spandau wieder. Allein plötzlich erſchien er wieder mit ſeiner ganzen Armee vor Berlin und foderte, nachdem er ſeine Kanonen gegen die Stadt zu hatte richten laſſen, die Einwohner auf, ihm die Stadtthore zu öfnen, oder gewärtig zu ſeyn, daß alle ihre Häuſer in Aſche verwandelt würden.

Die erſchrockenen Bürger liefen nun haufenweiſe nach dem Schloſſe zu und verlangten vom Churfürſten, daß er ſie von ihrem Untergange erretten ſollte. Der Churfürſt ſchickte hierauf ſeine Gemahlin in das ſchwediſche Lager, um zu verſuchen, ob ſie Guſtaven nicht beſänftigen könne. Allein dieſer Monarch weigerte ſich, die Churfürſtin zu ſprechen; ſo daß Georg Wilhelmen nichts Anders übrig blieb, als ſelbſt mit ſeinem Prinzen in das Lager zu gehen. Auch zum

zweyten Male gelang es ihm, von Guſtav weniger harte Bedingungen zu erhalten, als er gehoſt hatte. Es wurde feſtgeſetzt, daß die Feſtung Spandau den Schweden von Neuem in die Hände geliefert, daß ſie ihnen die ganze Zeit des Krieges hindurch gelaſſen werden ſollte und daß ſie jedes Mal, wenn die Umſtände es erfoderten, frey durch Cüſtrin marſchiren könnten. Um die Haltung dieſes Traktats zu ſichern, ward noch überdem ausgemacht, daß die ſchwediſche Garniſon in Spandau dem Churfürſten, und die brandenburgiſche Beſatzung in Cüſtrin dem Könige ſchwören ſollte.

Die ganze Sache war nun abgethan. Guſtav kam nach Berlin, bloß von ſeinen Hofbedienten begleitet. Um ſein hartes Betragen gegen ſeinen Schwager einigermaßen wieder gut zu machen; bot er ihm ſeine Tochter Chriſtine für den Churprinzen zur Gemahlin an.

Dieſer Vorſchlag war zu vortheilhaft, als daß man ihn nicht mit Freuden hätte annehmen ſollen. Indeſſen wendete die Churfürſtin und der Graf von Schwartzen-

berg

berg alles Mögliche an, den Churfürſten zu überreden, ihn abzulehnen: die Prinzeſſin, aus Erbitterung, daß der König ſie nicht hatte in ſeinem Lager ſprechen wollen; der Graf aber, weil dieſe Verbindung dem Kaiſer nicht anders als ſehr unangenehm ſeyn konnte. Allein aller ihrer Vorſtellungen ungeachtet blieb Georg Wilhelm dieſes Mal wider ſeine Gewohnheit ſtandhaft und die Vermählung ward wirklich feſt beſchloſſen. Nur kamen beyde Prinzen dahin überein, die Sache noch geheim zu halten, bis der Churprinz und die Prinzeſſin alt gnug wären *), ſelbſt zu unterſuchen, ob ſie ſich Beyde für einander ſchickten.

Da indeſſen der Churfürſt fürchtete, daß der Vergleich, den er mit Guſtav geſchloſſen hatte, in Wien nicht gebilligt werden mögte; ſo ſchrieb er an den Kaiſer und entſchuldigte ſich, daß ein mächtigerer Fürſt ihm Geſetze vorgeſchrieben habe. Ferdinand II., der durch den Grafen von Schwartzenberg ſchon von Allem, auch ſelbſt von der

*) Der Prinz war damals zehen und die Prinzeſſin vier Jahre alt.

beſchloſſenen Vermählung ihrer Kinder, Nachricht bekommen hatte, antwortete ihm ganz trocken, daß er hoffe, der Churfürſt werde doch nun endlich einmal einſehen, daß er ſeine Freundſchaft der Freundſchaft eines fremden Königs hätte vorziehen ſollen; daß er übrigens überzeugt ſey, die Schweden würden der brandenburgiſchen Staaten gewiß nicht mehr verſchonen, als es die Kaiſerlichen bisher gethan hätten. Dieſe Antwort ließ dem Churfürſten gar keinen Zweifel übrig in Abſicht auf das, was er nunmehr von dem Oberhaupte des deutſchen Reichs zu erwarten haben würde. Er machte es daher, wie der Churfürſt von Sachſen und erklärte ſich wie dieſer geradezu für den König von Schweden, worauf dem Churfürſten ſogleich Spandau zurückgegeben und die Cüſtriner Garniſon des dem Könige geleiſteten Eides entlaſſen wurde.

Unterdeſſen war Guſtav weiter in Deutſchland vorgerückt, und hatte Niederſachſen in ſeine Gewalt bekommen. Bald ſahe er ſich auch im Beſitz von Franken, Bayern, der Pfalz und dem Erz-

bisthum Mainz; ja er hätte vielleicht ſelbſt den Kaiſer Ferdinand II. entthront, wenn ihn nicht der Tod mitten in ſeinen Siegen weggeraft hätte. Er blieb nemlich den 16. November 1632. in der Schlacht bey Lützen, welche ſeine Truppen über die Kaiſerlichen gewannen, ſo daß er ſelbſt noch nach ſeinem Tode Sieger war. Die Schweden beweinten, die Proteſtanten bedauerten ihn und ganz Europa gab ihm den Beynamen des Großen.

Ob nun gleich Georg Wilhelm durch den Tod dieſes Monarchen die Hofnung verlohr, die Vermählung ſeines Prinzen mit der jungen Chriſtine von Schweden, die nun Königin ward, vollzogen zu ſehen; ſo blieb er dennoch dem Intereſſe dieſer Krone eifrig ergeben, und trug viel dazu bey, derſelben die ganze Direction der Angelegenheiten der Proteſtanten zu verſchaffen. Dies hinderte aber den Kanzler Axel Oxenſtierna, der damals an der Spitze der Schweden in Deutſchland ſtand, nicht, auf der Kreisverſammlung zu Frankfurt am Mayn den Verſchlag zu thun, nach dem Tode des

letzten Herzogs von Pommern dieſes Land der Krone Schweden abzutreten, um ſie für die vielen Koſten, die ſie zum Vortheile der Proteſtanten aufgewendet hätte, zu entſchädigen.

Der Churfürſt nahm dieſes Anſinnen ſehr übel auf; unterdeſſen ermangelte er aber nicht, ſeine Truppen mit den Schweden zu vereinigen und ſo eine Armee von zwanzig tauſend Mann zu formiren, mit welcher er den Kaiſerlichen Frankfurt an der Oder und Croſſen abnahm. Allein das Uebergewicht, das die Proteſtanten dadurch erhielten, ward bald wieder durch den vollkommnen Sieg aufgehoben, welchen der Erzherzog Ferdinand und der Kardinal Infant bey Nördlingen über die Schweden davon trugen.

Der Kaiſer wollte nunmehr aus der Verwirrung, in welche die Proteſtanten durch dieſe wichtige Niederlage gerathen waren, ſeinen Vortheil ziehen und bot den Churfürſten von Sachſen und Brandenburg den Frieden an. Mit dem Churfürſten von Sachſen kam der Traktat zuerſt zu Stande. Es ward darin feſtgeſetzt, daß der zweyte Sohn

deſſelben Adminiſtrator von Magdeburg bleiben und die vier von dieſem Erzbisthume abgeriſſenen Aemter auf immer mit dem Churfürſtenthume vereinigt werden ſollten.

Nachdem dieſer Fürſt auf die Art ſeine eignen Angelegenheiten ins Reine gebracht hatte; nahm er ſich auch der Sache des Churfürſten von Brandenburg an. Durch ſeine Vermittelung verſicherte der Kaiſer Georg Wilhelmen ſeine rechtlichen Anſprüche auf Pommern, verſprach ihm, die geiſtlichen Güter, welche derſelbe im Beſitz hatte, nicht weiter zu fodern und beſtätigte die Erbverbrüderungen zwiſchen den Häuſern Brandenburg, Sachſen und Heſſen. Dagegen willigte Georg Wilhelm darein, daß die Commandanten in den Feſtungen ſeines Churfürſtenthums dem Kaiſer ſchwören ſollten, wodurch er dieſen Monarchen gewiſſermaßen zum Mitregenten ſeiner Churländer machte.

Der Graf von Schwartzenberg leiſtete in der Eigenſchaft eines General-Gouverneurs aller Feſtungen und der Marken zuerſt dieſen ſonderbaren Eid,

und ließ ihn ſich hernach von den unter ihm ſtehenden Commandanten im Namen des Kaiſers ablegen. Conrad von Burgsdorf, Commandant von Cüſtrin, war der Einzige, der ſich weigerte, ſich dieſer Neuerung zu unterwerfen. Er ſagte, er habe ſchon dem Churfürſten, ſeinem Herrn, und deſſen Nachfolgern Treue geſchworen, und es ſey ihm nicht möglich, zweyen Herren zu dienen.

Dieſer mit dem Kaiſer geſchloſſene Friede änderte übrigens Nichts in der unglücklichen Lage der Brandenburger. Sie blieben nach wie vor der Raubgier der Kaiſerlichen und Schweden ausgeſetzt. Die Letztern bemächtigten ſich ſogar Berlins und der vornehmſten Städte des Churfürſtenthums und hielten den Churfürſten einige Zeit hindurch in Cüſtrin blockirt; denn er war mit ſeiner ganzen Familie und ſeinen koſtbarſten Effekten in dieſe Stadt geflüchtet. Alles dieſes mannichfache Elend erregte endlich das laute Murren der Hofleute und des Volks gegen den Grafen von Schwartzenberg. Da er katholiſch war; ſo beſchuldigte man

ihn, daß er dem Intereſſe ſeiner Religion Alles aufopfere. Der Graf, dem ſehr viel daran gelegen war, daß dem Churprinzen Nichts von dieſem Volksmurren bekannt werde, wußte es bald ſo einzurichten, daß dieſer junge Prinz nach Stettin geſchickt wurde, um daſelbſt ſeine Studien zu vollenden. Hier blieb er zwey Jahre, und ging darauf nach Holland zum Statthalter Friedrich Heinrich, Prinzen von Oranien, dem Oheim der Churfürſtin und dem größten Feldherrn ſeiner Zeit. Unter ihm machte nun der Churprinz einige Feldzüge mit, und wohnte unter Andern den Belagerungen des Forts Scheneck und der Stadt Breda bey. Bey allen Gelegenheiten gab er Beweiſe von ſeiner außerordentlichen Neigung und nicht gemeinen Anlagen zur Kriegskunſt, daß er den erfahrenſten Feldherren Achtung und Furcht einflößte.

Während der Churprinz ſich in den Vereinigten Niederlanden aufhielt; ſtarb der Kaiſer Ferdinand II. und ſein Sohn Ferdinand III. folgte ihm in der Regiegierung. Aber eine für den Churfürſten weit

1637. intereſſantere Begebenheit war der Tod Bogislavs XV. des letzten Herzogs von Pommern, mit welchem ſein Geſchlecht erloſch, nachdem es dieſes Herzogthum ſieben hundert Jahre hindurch beſeſſen hatte. Die Schweden, welche Pommern und einen Theil der Churländer beſetzt hatten, hinderten den Churfürſten, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Der einzige Vortheil alſo, den er aus dieſem Todesfalle ziehen konnte, war der, daß er nunmehr den Titel eines Herzogs von Pommern führte und auf dem Reichstage die Stimmen der Herzoge von Wolgaſt und Stettin, die der letzte Herzog in ſeiner Perſon vereinigt hatte, ausüben ließ.

Der Churfürſt, der den Churprinzen wider den Wunſch des Grafen von Schwartzenberg hatte zurückkommen laſſen, ging jetzt mit demſelben nach Preußen, wo er die Stände nach Königsberg zuſammen berufen und ein Don gratuit von ihnen ſich ausbitten wollte. Allein einige Tage nach ſeiner Ankunft in dieſer Stadt ſtarb er in den Armen ſeines Sohnes den 3. December 1640.

Friedrich Wilhelm. 1640.

Gleich am folgenden Tage ward der junge Prinz Friedrich Wilhelm zum Churfürſten von Brandenburg und Herzoge von Preußen ausgerufen. Er war erſt 20 Jahre alt. Die Natur hatte ihn mit allen Eigenſchaften, die man von einem Regenten mit Recht fordern kann, begabt. Sein vortheilhafter Wuchs und ſeine hohe offene Miene gewannen ihm Anhänger, ſobald er ſich nur zeigte. Er war tapfer, raſtlos und unermüdet im Kriege; großmüthig und freygebig in ſeinen Privathandlungen, und ein eifriger Anhänger ſeiner Religion. Sein Temperament war lebhaft und hitzig; aber er kam bald wieder zu ſich, und machte gern das wieder gut, wozu ihm ſeine außerordentliche Lebhaftigkeit im erſten Anfalle hingeriſſen hatte.

Dies war Friedrich Wilhelms Charakter beym Antritt ſeiner Regierung. In

der Folge aber verlohr er faſt alles Gefühl gegen das Elend des menſchlichen Geſchlechts. Er drückte ſeine Unterthanen ſchrecklich, um Truppen halten zu können, die er nur dazu brauchte, um ſich zum unumſchränkten Gebieter zu machen und ſeine kriegeriſche Laune zu befriedigen, die ihn ſehr oft vermogte, ſein Intereſſe, ſeine Freunde und ſeine genommene Parthie zu ändern. Nichts war aber trauriger, als die Lage, in welcher er alle ſeine Staaten fand.

Der Krieg, der ſchon ſeit zwanzig Jahren in Deutſchlands Innerm wüthete, hatte ſie faſt gänzlich verheert. Im ganzen Churfürſtenthume ſahe man Nichts als zerſtöhrte Städte, verwüſtete Felder, und Einwohner, die dem feindlichen Schwerdte und dem Hungertode zwar entronnen, jetzt noch täglich den Räubereyen der Kaiſerlichen und Schweden bloß ſtanden.

Das Herzogthum Cleve und die Grafſchaft Mark waren in den Händen der Holländer, die unter dem Vorwande, dieſe Provinzen gegen die Spanier zu ſchützen, ungeheure Contributionen daraus erhoben,

welche die Bewohner derſelben in das gröſste Elend ſtürzten.

Preußen, in welches Guſtav Adolph eingefallen war, hatte ſich noch nicht wieder von den Gewaltthätigkeiten erhohlt, welche ſeine Truppen darin verübt hatten. Da dieſes Herzogthum überdem ein polniſches Lehen war und zum Theil durch ſeine eigene Stände regiert wurde; ſo bildete es eine Art von Freyſtaat, der ſich wenig oder gar nicht um die Bedürfniſſe ſeines Oberhaupts bekümmerte.

Pommern, deſſen Zuſtand eben ſo elend als der der Churländer war, hatten die Schweden in Beſitz genommen und der Churfürſt führte noch immer den bloßen Titel und die Stimmen auf dem Reichstage davon.

Die Städte und Dörfer der Neumark und der Herrſchaft Croſſen zeigten nichts als verfallene Mauern und Ruinen, deren ehemahlige Bewohner in das Dickicht der Wälder geflohen waren, und den Tod als das einzige Mittel, ihre Leiden zu endigen, ſuchten.

Aus dem, was ich von der entſetzlichen Zerrüttung der brandenburgiſchen Provinzen geſagt habe, läßt ſich nun auch die damahlige große Zerrüttung in den Finanzen ſehr leicht begreifen. Es floſſen kaum viermal hundert tauſend Thaler in die Caſſe des Staats. Aber bald werden wir die Ordnung in den Finanzen wieder hergeſtellt, die Städte wieder aufgebauet und Friedrich Wilhelm ſelbſt aus einem der ſchwächſten Churfürſten in Einen der mächtigſten Fürſten Deutſchlands ſich verwandeln ſehen. Doch es iſt Zeit, wieder nach Königsberg zurück zu gehen.

Nachdem er hier zum Regenten erklärt worden war; verlangte er, daß die Preußen ihm den Huldigungseid leiſten ſollten. Dieſe entſchuldigten ſich aber und ſagten, ſie könnten ſeinen Wünſchen hierin nicht gefällig ſeyn, indem er ſelbſt ſich noch nicht ſeiner Pflicht gegen den König von Polen, als ſeinen Verlehnsherrn, entledigt hätte, und auch noch keine polniſche Deputirte zu Königsberg angekommen wären, um ihnen den Eid wegen der eventuellen Erbfolge, der

bey ſolchen Gelegenheiten der Krone Polen geleiſtet werden müſſe, abzunehmen.

Friedrich Wilhelm wußte aber alle dieſe Schwierigkeiten durch das gute Benehmen, das er gegen die Vornehmſten des Adelſtandes beobachtete, zu heben. Zu gleicher Zeit ließ er eine Declaration bekannt machen, in welcher er ſich als Vaſall der Krone Polen bekannte und verſprach, daß, ſobald die Staatsangelegenheiten es ihm erlauben würden, er ſich nach Warſchau verfügen und den König Uladislav um die Belehnung ſeines Herzogthums bitten werde: zugleich gab er darin die ſtärkſten Verſicherungen, daß die Huldigung, die er von den Preußen verlangte, weder den Anſprüchen, welche die Republik auf Preußen hätte, noch den Privilegien der Provinz auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn ſolle.

Die Preußen waren mit dieſer Erklärung völlig zufrieden und entledigten ſich nunmehr ihres Eides. Da der Churfürſt nunmehr ſeine Abſicht erreicht hatte; gab er ihnen den Fürſten Radzivil, Herzog von

Birſen, zum General-Gouverneur und kehrte nach Deutſchland zurück.

Als er nach Cüſtrin kam; berief er die Stände zuſammen und ließ ſich von ihnen als ihren Souverain anerkennen. Bloß die Oberſten von Rochow und von Gracht, welche Commandanten von Spandau und Peitz waren, machten einige Schwierigkeiten, ſich ihm zu unterwerfen und gaben vor, daß der Eid, den ſie auf Befehl des verſtorbenen Churfürſten dem Kaiſer hätten ſchwören müſſen, ihnen nicht erlaubte, außer ſeiner kaiſerlichen Majeſtät irgend einem Andern zu gehorchen. Friedrich Wilhelm ſahe ſich alſo genöthigt, ſich zu verſtellen. Er beklagte ſich beym Kaiſer und bat ihn, die beyden Commandanten ihres Eides zu entlaſſen. Ferdinand kannte aber ſein Intereſſe zu gut, als daß er in dieſe Foderung gewilligt hätte, um ſo mehr, da er ſchon durch den Grafen von Schwartzenberg wußte, daß der Staatsrath des Churfürſten ganz auf ſchwediſcher Seite ſey und daher dieſen Fürſten leicht dahin bringen könne, ſich für dieſe Krone zu erklären. Der Kaiſer

ſuchte alſo den Churfürſten hinzuhalten, wäh⸗rend er dem Grafen von Schwartzenberg den Auftrag gab, die beyden Commandanten aufzumuntern, ihm treu und ergeben zu blei⸗ben. Ob nun gleich der Graf ſich ſeines Auf⸗trages mit dem möglichſten Eifer zu entledi⸗gen ſuchte; ſo konnte er es doch nicht hinter⸗treiben, daß der Churfürſt die Commandan⸗ten durch große Verſprechungen und dadurch, daß er ſie in ihren Stellen beſtätigte, ge⸗wann.

Auf dieſe Ausgleichung erfolgte unmittel⸗bar die Ungnade des Grafen von Schwar⸗tzenberg. Der Churfürſt hatte endlich ſei⸗ne Treuloſigkeit kennen lernen und ließ ihn daher in Verhaft nehmen und nach Span⸗dau führen. 1641. Unter ſeinen Papieren fand man auch Briefe vom Kaiſer, in welchen er ihn ſeinen rechten Arm, ſeinen Aug⸗apfel und ſeinen Vielgeliebten nann⸗te. Dies machte, daß man in dem Verfah⸗ren gegen ihn ſehr vorſichtig zu Werke ging. Denn die deutſchen Fürſten befanden ſich nun einmal in jenen Zeiten in einer ſolchen Lage, daß ſie es z. B. nicht wagten, ihre eignen

Miniſter zu beſtrafen, aus Furcht, den Kaiſer dadurch zu beleidigen, deſſen Geheime Räthe oder Penſionaire dieſe Miniſter gemeiniglich waren. Nun war es aber öffentlich bekannt, daß der Graf von Schwartzenberg Beydes war. Man konnte daher in Anſehung ſeiner nicht behutſam gnug verfahren, weil man fürchten mußte, der Kaiſer mögte dieſes Mannes, der in ſeinen Dienſten ſtehe, Auslieferung verlangen.

Es mag indeſſen eine Bewandniß mit ihm gehabt haben, welche es wolle; man hat nie etwas Genaueres von den nähern Umſtänden dieſes Prozeſſes erfahren. So viel iſt gewiß, daß der Hof am vierten Tage nach der Gefangennehmung des Grafen bekannt machen ließ, er ſey plötzlich an einem Schlagfluſſe geſtorben. Man ſetzte ihn aber nach ſeinem Tode nicht öffentlich aus und begrub ihn ohne alle Feyerlichkeit; daher ſehr viele Leute glauben, er ſey im Geheim enthauptet worden. Ob dieſe Meinung Grund habe; kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. Man hat mich verſichert, daß ſich in den Archiven Nichts vorfinde, um ſie bejahen zu kön-

können. Alles, was man mit Zuverläſſigkeit davon ſagen kann, iſt, daß der Graf wirklich zu Spandau geſtorben und auch daſelbſt begraben iſt *), und daß er folglich nicht, wie Einige haben behaupten wollen, nach Wien hat gehen können. Das war vielmehr ſein Sohn Johann Adolph, der, nachdem er ſeine Freyheit, die er zugleich mit ſeinem Vater verlohr, wieder erhalten hatte, ſich zum Kaiſer begab und von demſelben zum Geheimen Rathe gemacht ward. In der Folge ernannte ihn Ferdinand zum Präſidenten ſeines Staatsraths und zum Ritter des Ordens vom goldenen Vließe; erhob ihn in den Reichsfürſtenſtand und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Uebrigens aber ſtellte der Kaiſer nicht die geringſte Unterſuchung wegen der Todesart des Grafen Adam an; ſondern begnügte ſich damit, ihn ſehr zu bedauern, und ihm eine feyerliche Meſſe in der

*) Er liegt in der daſigen Kirche begraben, und auf ſeinem Sarge iſt bemerkt, daß er in der Feſtung und Citadelle Spandau den 4ten März 1641. geſtorben ſey.

Cathedralkirche zu Wien halten zu laſſen, wobey er mit ſeinem ganzen Hofe zugegen war.

Der Churfürſt ließ unterdeſſen alle Güter und Effekten des Grafen einziehen. Allein von Rochow und Gracht, die ſchon erwähnten Commandanten von Spandau und Peitz, welche die koſtbarſten Meublen deſſelben in Verwahrung hatten, wollten ſie nicht herausgeben, unter dem Vorwande, daß ſie ſonſt Niemanden als dem Kaiſer Rechenſchaft davon geben dürften. Sie ließen auch jetzt den Eid, den ſie ehemals dem Kaiſer geſchworen hatten, wieder aufleben und erklärten, ſie würden keine Ordre mehr reſpektiren, wofern dieſelbe nicht außer dem Churfürſten auch vom Kaiſer unterzeichnet wäre. Von dieſer Zeit an handelten ſie als ganz freye und unabhängige Leute.

Da Friedrich Wilhelm ſich außer Stand ſahe, ſie mit Gewalt zum Gehorſam zu bringen; ſo bediente er ſich der Liſt. Er erfuhr nemlich, daß ſein Vetter, der Markgraf Ernſt von Brandenburg, mit dem Oberſten Rochow in einer ſehr genauen Verbindung ſtehe. Er bediente ſich alſo des

Erſtern, um den Letztern zu überfallen. Der Markgraf lud ihn auf Anſuchen des Churfürſten zu einer Jagdparthie in der Gegend von Spandau ein und verſprach ihm dabey alle Sicherheit für ſeine Perſon. Rochow, der ſich keines Wortbruchs verſahe, nahm die Einladung an. Allein kaum war er aus ſeiner Feſtung heraus; ſo ward er von einem Detachement Reuter, das Conrad von Burgsdorf kommandirte, aufgehoben und nach Cüſtrin gebracht, wo er nach einigen Tagen für ſeine große Anhänglichkeit an den Kaiſer mit ſeinem Kopfe büßte.

Während Burgsdorf den unglücklichen Rochow nach Cüſtrin führte; ließ der Markgraf Ernſt dem Officiere, dem Rochow während ſeiner Abweſenheit das Commando über Spandau anvertrauet hatte, zu wiſſen thun, daß er ihm die Feſtung übergeben oder gewärtigen ſolle, mit der ganzen Garniſon gehangen zu werden. Der dadurch in Furcht geſetzte Officier verlangte hierauf, daß man den Oberſten Rochow wieder frey laſſen ſolle. Der Markgraf verſprach

ihm Alles und hielt Nichts, als er die Feſtung in Händen hatte.

Die Kataſtrophe des Oberſten Rochow jagte dem Oberſten Tracht ein ſolches Schrecken ein, daß er ſich erbot, dem Churfürſten Peitz zu übergeben, wenn er ihm erlauben wollte, in die Dienſte des Kaiſers zu gehen, und den Oberſten Goldacker, der Commandant von Berlin war, ingleichen alle die Officiere und Soldaten, die mit ihm ihr Glück zu verſuchen etwa Luſt hätten, mit ſich zu nehmen.

Friedrich Wilhelm hielt es für ein großes Glück, um dieſen Preis von der Abhängigkeit vom Kaiſer los zu kommen und unterſchrieb daher mit Vergnügen dieſe Bedingungen. Sobald er nur Herr der vornehmſten Feſtungen ſeines Churfürſtenthums war; ſo ließ er den Markgrafen Ernſt feyerlich zum Gouverneur der brandenburgiſchen Marken inſtalliren und trat die Reiſe nach Warſchau an, um ſich vom Könige Ulaſdislav mit dem Herzogthum Preußen belehnen zu laſſen. Sein Geſuch ward ihm geſtattet, nachdem er verſprochen hatte, daß

er der Krone 120,000 Gulden zahlen und mit den Feinden Polens weder Frieden noch Waffenſtillſtand ſchließen wolle.

Die Belehnung ward polniſcher Seits 1641. mit vieler Pracht ertheilt. An dem zu dieſer Feyerlichkeit beſtimmten Tage hohlten die hohen Kronbeamten den Churfürſten aus dem brandenburgiſchen Pallaſte ab *) und führten ihn zu Pferde nach dem Schloſſe, wo Uladislav ihn auf ſeinem Throne ſitzend und von den Großen des Reichs umgeben erwartete. Zur Linken des Königs ſaß ſein Bruder Johann Caſimir **). Nachdem der Churfürſt den König drey Mal gegrüßt hatte; knieete er am Fuße des Thrones nieder. Zu ſeiner Linken lag ſein Kanzler Götz ebenfalls

*) Da die Churfürſten von Brandenburg verbunden waren, in Perſon nach Warſchau zu kommen, wenn ſie die Belehnung über das Herzogthum Preußen haben wollten; ſo hatten ſie daſelbſt ein Haus gekauft, das man den brandenburgiſchen Pallaſt nannte. Jetzt bewohnt es der königliche Geſandte.

**) Er ward hernach, nach dem Abſterben ſeines Bruders, König, und erbte ſein Reich und ſeine Gemahlin.

auf den Knieen. Dieſer führte für ſeinen Herrn das Wort, und foderte von Uladis-lav die Belehnung über das herzogliche Preußen. Der Krongroßkanzler antwor-tete ſtatt des Königs und las das Formular des Vaſalleneides vor, den der Churfürſt Wort für Wort laut und vernehmlich mit ent-blößtem Haupte und in die Höhe gehobener Rechten nachſprach. Nachdem der Churfürſt den Eid geſchworen hatte; hob ihn der König auf, umarmte ihn, hieß ihn ſich wieder be-decken und ſich zu ſeiner Rechten über den Prinzen Johann Caſimir, ſeinen Bru-der, in einen Armſeſſel ſetzen. Hierauf über-reichte ihm der Krongroßkanzler das Beleh-nungsdiplom. Götz dankte nunmehr ſtehend dem Könige im Namen ſeines Herrn und nachdem er ſeine Rede geendigt hatte; ging der König und der Churfürſt in einen zu ei-nem prächtigen Feſtin bereiteten Saal, wo-zu auch die vornehmſten Herren des König-reichs zugelaſſen wurden. Die Mahlzeit dau-erte bis in die Nacht. Als der Churfürſt nach ſeinem Pallaſte zurückkehrte; begleitete ihn der ganze hohe Adel beym Scheine von mehr

als ſechs tauſend Fackeln, die von eben ſo viel Edelleuten zu Pferde getragen wurden.

Wenige Tage nachher verließ Friedrich Wilhelm Warſchau wieder, um nach Königsberg zurück zu gehen. Hier ließ er ſich, ſeinem Verſprechen gemäß, von Neuem in Gegenwart der polniſchen Deputirten huldigen, welche im Namen des Königs und der Republik den Ständen den Eid abnahmen, wodurch ſie der Krone Polen die eventuelle Erbfolge verſicherten.

Während Friedrich Wilhelm beſchäftigt war, perſönlich Huldigung zu leiſten und anzunehmen; empfing der Baron Johann Friedrich von Löben vom Kaiſer die Belehnung über das Churfürſtenthum und die davon abhängenden Länder, das Herzogthum Cleve ausgenommen, weil der Streit darüber noch nicht entſchieden war.

Als der Churfürſt nun von Königsberg zurückgekommen war; verlangte er von dem Kaiſer die Herausgabe des Fürſtenthums Jägerndorf in Schleſien, welches, wie ich oben ſchon bemerkt habe, der Kaiſer Ferdinand II. dem Markgrafen Johann

Georg von Brandenburg confiſcirt hatte. Allein Ferdinand III. wollte davon ſo wenig hören, als ſein Vater. Er antwortete, daß die Ehrfurcht, die er dem Andenken des Kaiſers und der katholiſchen Religion in Schleſien ſchuldig ſey, ihm nicht erlaube, gegen deſſelben Dekrete zu handeln und daß er auch dem Hauſe Lichtenſtein das Fürſtenthum Jägerndorf, welches daſſelbe durch die Freygebigkeit des Kaiſers beſäße, nicht wieder entreißen könne. Da der Churfürſt nunmehr auf ein Aequivalent beſtand; ſo antwortete ihm Ferdinand wieder, daß, da Er es nicht ſey, der dem Hauſe Brandenburg dieſes Fürſtenthum genommen habe, er auch jetzt nicht einmal den Genuß davon habe, er ſich auch nicht für verbunden erachte, mit ſeinen eignen Beſitzungen das vorgebliche Unrecht wieder gut zu machen, das ſeine Vorfahren gethan haben ſollten.

Dieſe abſchlägige Antwort nebſt den grauſamen Bedrückungen, welche die Brandenburger immer noch von den Kaiſerlichen zu

erleiden hatten, brachten endlich den Chur⸗fürſten zu dem Entſchluſſe, ſich mit Schwe⸗den auszugleichen. Er ſchickte daher ſeinen Kanzler Götz und ſeinen ehemaligen Lehrer, Leuchtmar, der jetzt ſein Staatsminiſter war, nach Stockholm. Letzterer hatte den beſondern Auftrag, die Geſinnungen der Schweden in Abſicht auf die Vermählung ihrer Königin zu ſondiren. Der Kanzler Axel Oxenſtierna, der damals das Staatsruder führte, empfing die Geſandten Friedrich Wilhelms um ſo freundlicher, weil er recht gut wußte, daß dieſer Fürſt ihm bey ſeinem Plane, die Bisthümer Bam⸗berg und Würzburg zu Gunſten ſeines Sohnes Erik ſekulariſiren zu laſſen, in Deutſchland von großem Nutzen ſeyn könne. Es ward alſo ein Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre zwiſchen ihnen geſchloſſen. Dem zu folge behielten die Schweden nur wenige Städte in den brandenburgiſchen Marken, und der Churfürſt machte ſich an⸗heiſchig, den ſchwediſchen Garniſonen in den von ihnen beſetzten Plätzen bis zur Schließung eines allgemeinen Friedens jährlich 140,000

Thaler Banco zu zahlen und ihnen 1000 Scheffel Korn zu liefern.

Nachdem der Stillſtand geſchloſſen war; ſprach Leuchtmar auch von der Vermählung des Churfürſten mit der jungen Königin Chriſtine. Der Kanzler ſtellte ſich, als ob er mit dem Vorſchlage ſehr zufrieden ſey; verſprach auch, ihn beym Reichsrathe zu unterſtützen und sagte, die Schuld ſolle gewiß nicht an ihm liegen, wenn der Wille des großen Guſtav nicht erfüllt würde. Die wahre Abſicht des Miniſters war aber nur, Leuchtmar zu berücken; denn er hob die Königin für ſeinen Sohn Erik auf, im Fall er ihn nicht zum Herzoge von Bamberg und Würzburg machen könnte. Als er endlich die Unmöglichkeit einſahe, dieſe Sache durchzuſetzen, weil die Proteſtanten ſo wohl als die Katholiken aufs heftigſte dagegen arbeiteten: ſo erklärte er geradezu, daß die Reichsſtände nie zugeben würden, daß die Königin ſich mit einem fremden Fürſten vermählte, deſſen Religion von der im Königreiche eingeführten verſchieden ſey und der Macht gnug habe, um dereinſt die Regie-

rungsform zu verändern und die Nation un⸗ter ſeinen Willen zu beugen.

Da unterdeſſen das Gerücht von der na⸗hen Vermählung des Churfürſten Friedrich Wilhelm mit der jungen Königin von Schweden nach Wien und Warſchau gekommen war; ſo erregte es bey Ferdi⸗nand und Uladislav gleiche Unruhe. Sie wurden daher Beyde einig, den Günſt⸗ling Uladislavs, Oſalinsky, an den Churfürſten zu ſchicken. Dieſer mußte ihm den Antrag thun, der Verbindung mit Schweden zu entſagen und ſich dagegen mit der Erzherzogin Maria Anna *) zu ver⸗mählen, welche der Kaiſer, ihr Vater, ſo reichlich auszuſtatten verſprach, daß ſie in An⸗ſehung des Vermögens der Königin Chri⸗ſtine nichts nachgeben ſollte. 1643.

Dieſe Anerbietungen waren indeſſen zu vortheilhaft, als daß Friedrich Wilhelm

*) Sie ward hernach die Gemahlin Philipps IV. Königs von Spanien, und die Mutter Karls II. Sie führte während der Minder⸗jährigkeit ihres Sohnes die Regierung und ſtarb 1696.

hätte glauben können, es ſey wirklicher Ernſt damit. Indeſſen ſtellte er ſich, als ob er Nichts merke, und antwortete: er fühle ganz die Ehre, die Seine kaiſerliche Majeſtät ihm dadurch erzeigen wolle; er könne aber, wiewohl er nie den Gedanken gehabt, ſich mit der Königin von Schweden zu vermählen, und auch nie einen Schritt deswegen gethan habe, den ihm gethanen Vorſchlag nicht annehmen, weil er glaube, daß zu einer vergnügten Ehe nothwendig erfoderlich ſey, daß der Mann und die Frau von einerley Religion ſeyen. Da nun unglücklicher weiſe die Erzherzogin und Er ſich zu ſo verſchiedenen Kirchen bekennten; ſo wagte er es nicht, zu hoffen, daß die Prinzeſſin die Religion verändern werde: was ihn aber betreffe; ſo wäre Nichts auf der Welt vermögend, ihn dahin zu bringen, daß er der Seinigen untreu würde. Uebrigens aber gebe er hiermit Ihrer kaiſerlichen und königlich polniſchen Majeſtäten die Verſicherung, daß er keine Gemahlin aus irgend einem Hauſe nehmen werde, deſſen Intereſſe den Ihrigen gerade entgegen ſey; auch werde er Ihnen bey allen

Gelegenheiten Beweiſe von dem aufrichtigen
Wunſche geben, Ihrer Wohlgewogenheit und
Freundſchaft würdig zu ſeyn.

Da nun Oſolinsky's Unterhandlung 1645.
zu Königsberg eben ſo fruchtlos war, als
Leuchtmars Auftrag in Stockholm; ſo
blieb der Churfürſt noch einige Zeit ohne Ge-
mahlin. Als er aber im folgenden Jahre 1646.
nach dem Haag reiſ'te; ſo vermählte er ſich
daſelbſt mit der Prinzeſſin Louiſe Hen-
riette von Naſſau-Oranien, der äl-
teſten Tochter des Prinzen von Oranien
und Statthalters von Holland, Heinrich
Friedrich. Nur wenige Tage nach der
Vermählungsfeyer reiſ'te der Churfürſt mit
ſeiner jungen Gemahlin nach Berlin zu-
rück und ſchlug da auf immer ſein Hoflager
auf.

In dem Heirathscontrakte war feſtgeſetzt
worden, daß, im Falle der Mannsſtamm des
Prinzen Heinrich Friedrich erlöſchen
ſollte, die künftige Churfürſtin Louiſe Hen-
riette und ihre Kinder alle Güter und Meu-
blen des Hauſes Oranien erben ſollten.
Heinrich Friedrich beſtätigte dieſen Ar- 1847.

tikel noch in ſeinem Teſtamente. Allein als hernach der männliche Stamm dieſes Prinzen
1702. in der Perſon Wilhelms III. Königs von Großbritannien und Irland wirklich ausſtarb; wurde hernach über dieſe oraniſche Erbſchaft zwiſchen den Deſcendenten der Churfürſtin Louiſe Henriette und den Prinzen von Naſſau, Erbſtatthaltern von Friesland, lange Zeit hindurch proceſſirt.
1732. Erſt durch einen Vergleich zwiſchen Friedrich Wilhelm I. König von Preußen und dem verſtorbenen Prinzen von Oranien, der das Statthalteramt der ſieben Provinzen erblich an ſein Haus brachte, wurden dieſe Streitigkeiten völlig beygelegt, wovon ich zu ſeiner Zeit weitläuftiger ſprechen werde.

Schriebe ich eine fortlaufende Geſchichte; ſo hätte ich des Todes des Kardinals von Richelieu und ſeines Herrn, Ludwigs XIII. ſchon früher erwähnen müſſen. Der Kardinal hatte die Königin Marie von Medicis, ſeine Wohlthäterin, zu Cölln im äußerſten Elende ſterben laſſen und ſie alſo überlebt. Er ſelbſt ſtarb zu Paris den
1642. 4. December 1642. von ſeinem Könige, der

ihn fürchtete, aber nicht liebte und ſich doch ſtets von ihm beherrſchen ließ, wenig bedauert.

Der König Ludwig XIII. ſtarb zu St. Germain ſieben Monate nachher. Man ſagt von ihm, daß er tapfer geweſen; allein ſeiner Tapferkeit fehlte Wärme und Glanz. Er war außerordentlich eiferſüchtig auf ſeine Macht und lebte doch ſtets in der Abhängigkeit, erſt von ſeiner Mutter, dann vom Connetable de Luines und endlich vom Kardinal von Richelieu. Seine Unterthanen haben ihm den Beynamen des Gerechten gegeben, vielleicht weil er im Zeichen der Wage gebohren war. So ſagt wenigſtens ein berühmter Geſchichtſchreiber. Er ſchwächte die Hugenotten immer mehr und mehr. Er war der Sohn und Vater der zwey gröſten Könige Frankreichs, befeſtigte den noch wankenden Thron Heinrichs IV. und bereitete die Wunder der Regierungszeit Ludwigs XIV. vor. Die Königin Anna von Oeſtreich, seine hinterlaſſene Witwe, ward als Regentin anerkannt und der Herzog von Orleans Gaſton de

1643.

France zum General-Lieutenant unter dem Oberbefehl der Regentin erklärt. Die Königin ſchenkte ihr ganzes Vertrauen dem Kardinal Mazarin, der mit eben ſo großer Gelindigkeit regierte, als ſein Vorgänger, der Kardinal von Richelieu Strenge bewieſen hatte. Allein alles Dieſes iſt ſchon ſo oft erzählt und beſchrieben worden, daß es überflüßig ſeyn würde, noch Etwas weiter davon zu erwähnen. Ich gehe daher wieder zu den Begebenheiten zurück, welche Brandenburg näher intereſſiren.

1648. Dahin gehört nun vornehmlich der weſtphäliſche Friede. Er ward zu Münſter von den Katholiken und zu Osnabrück von den Proteſtanten unterſchrieben. Ich werde hier die beſondern Artikel deſſelben nicht aufführen; denn ſie ſind bekannt genug. Es wird hinlänglich ſeyn zu bemerken, daß die Religionsſtreitigkeiten dadurch ihre Endſchaft erreichten, daß die Reichsſtände dadurch feſt beſtimmt wurden und daß Friedrich Wilhelm demſelben zu Folge an Schweden Vorpommern, nebſt den Inſeln Rügen und Wollin, ferner die Städte Stettin,

Gartz und Gollnau mit den drey Mündungen der Oder, abtreten mußte. Das war beynahe Alles, was der Churfürſt Georg Wilhelm im J. 1637. vom letzten pommerſchen Herzoge Bogislav XV. kraft der Erbverbrüderung, die zwiſchen ſeinem und dem herzoglichen Hauſe beſtand, geerbt hatte. Indeſſen hatte dieſer Churfürſt noch gar nicht den Genuß davon gehabt, indem die Schweden während des Krieges faſt ganz Pommern in Beſitz genommen hatten, ſo daß Friedrich Wilhelm ihnen eigentlich nichts abtrat, als was ſie bereits beſaßen, und was er ihnen nicht wieder abzunehmen im Stande war. Er erhielt jedoch eine Entſchädigung für die abgetretenen Länder. Man ertheilte ihm nemlich den erb- und eigenthümlichen Beſitz der drey Biſthümer Halberſtadt, Minden nnd Camin, nebſt den Grafſchaften Hohenſtein und Reichenſtein. Außerdem ward ihm noch auf ewige Zeiten der Genuß des Erzbisthums Magdeburg darin zugeſichert, auf den Fall, daß entweder der zeitige Adminiſtrator, Prinz Auguſt von Sachſen mit

Tode abginge, oder derſelbe durch das Ab-ſterben ſeines Bruders Johann Georg II. zum Churfürſtenthume gelangte.

1649. Sobald dieſe Provinzen mit den brandenburgiſchen Staaten vereinigt waren; richtete Friedrich Wilhelm ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf, die durch den Krieg zerrüttete Ordnung wieder herzuſtellen. Die zerſtöhrten Städte wurden nun wieder aufgebauet und die Feſtungen wieder in den gehörigen Stand geſetzt. Hierauf errichtete er eine Armee, vergrößerte und befeſtigte die Hauptſtadt ſeines Churfürſtenthums, zog geſchickte Künſtler dahin, legte Fabriken und Manufakturen darin an, und vergaß Nichts, wodurch er ſeine Staaten blühend und ſeinen Hof glänzend machen konnte. Bey allem dieſem ſtand ihm beſonders Conrad von Burgsdorf, der ſchon oben erwähnte Gouverneur von Cüſtrin, bey, den er nachher zu ſeinem Oberkammerherr und erſten Miniſter ernannt hatte. Niemand verdiente unſtreitig das Zutrauen des Churfürſten mehr als dieſer Mann, man mag auf das Beſte ſeiner Unterthanen oder auf ſein eigenes In-

tereſſe ſehen. Es dauerte nun nicht lange, ſo brachte der brave Miniſter eine ſolche Ordnung in die Einnahme der Einkünfte und die Ausgabe ſeines Herrn, daß ſich derſelbe in kuzer Zeit im Stande ſah, fünf und zwanzig tauſend Mann regulairer Truppen unterhalten zu können, welche in jenen Zeiten ein um ſo beträchtlicheres Heer ausmachten, da die Armeen von hundert tauſend Mann, die Herr von Louvois zum Verderben der Feinde Frankreichs oder vielleicht Europens ſelbſt, eingeführt hat, damals noch nicht gewöhnlich waren.

Die Vorgänger Friedrich Wilhelms hatten keine andere regulaire Truppen gehabt, als drey hundert Mann Leibwache, die man Söldner nannte, weil ſie im Frieden ſo gut wie im Kriege ihre Löhnung erhielten; da hingegen diejenigen Truppen, die man aushob, wenn die dringenden Bedürfniſſe des Staats es erheiſchten, bloß Sold bekamen, ſo lange ſie wirklich im Felde waren. Es hatte alſo mit ihnen ungefehr eben die Bewandniß als mit unſerer heutigen Landmiliz. Die Städte und die Aemter lieferten die In-

fanterie, der Adel aber die Cavallerie. Die Churfürſten kommandirten ihre Armeen ſelbſt; ſie bewafneten ſie, mußten für ihren Unterhalt ſorgen und ernannten die Chefs der Infanterie; das Commando über die Cavallerie aber gehörte dem Aelteſten aus dem Geſchlechte der Freyherren von Pudlitz, kraft des Erbmarſchallamtes des Churfürſtenthums, das mit ihrer Perſon verknüpft war. Höhere Grade kannte man damals bey der Armee nicht als den eines Oberſten. Denn die Ge-
1632. neralswürde kam erſt damals auf, als N. von Klitzing, Generalmajor in Sachſen, in die Dienſte des Churfürſten Georg Wilhelm trat, der ihm nun das Commando über zehen tauſend neun hundert Mann übertrug. Der Churfürſt hatte dieſe Truppen für den Kaiſer und für Spanien ausgehoben, weil er auf große Subſidien rechnete, welche ihm beyde Mächte zwar verſprochen hatten, aber nie bezahlten: da er ſie nun nicht bezahlen konnte; liefen ſie zum Theil davon. Dazu kam noch eine Peſt, die ihre Anzahl endlich auf fünf tauſend herabſetzte. Als Friedrich Wilhelm zur Re-

gierung kam; glaubte er, ſie nicht behalten zu dürfen, weil ſie dem Kaiſer geſchworen hatten und ſich lediglich nach den von Wien aus erhaltenen Befehlen richteten. Er dankte ſie alſo bis auf zwey tauſend Mann ab, welche den Söldern einverleibt wurden.

Kurz nachher vermehrte der Churfürſt ſeine Leibwache von drey hundert bis auf zwölf hundert Mann. Hieraus beſtand bis zum Jahre 1650. ſeine ganze Armee. In dieſem Jahre nöthigten ihn die Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihm und dem Herzoge von Neuburg entſtanden waren, zwey und funfzig Compagnien Infanterie und zwey und zwanzig Compagnien Cavallerie auszuheben, über welche er dem General Spaar das Commando gab. Sie rückten zwar bis in das Gebiet des Herzogs vor; da aber durch die Vermittlung der Generalſtaaten dieſe Streitſache keine weitern Folgen hatte; ſo wurden dieſe neu angeworbenen Truppen bald wieder entlaſſen; aber nur auf kurze Zeit. Denn als der Churfürſt in den Krieg verwickelt wurde, der ſich zwiſchen Polen und Schweden anſpann; errichtete er eine Armee von

fünf und zwanzig tauſend Mann, die er hernach nicht wieder abdankte. Die Stände des Churfürſtenthums, die voraus ſahen, daß dieſe Truppen dazu dienen würden, eine völlig willkührliche Gewalt einzuführen, ſtellten ihm nach dem Frieden vor, daß ſeine Unterthanen nicht im Stande wären, eine ſo zahlreiche Armee zu unterhalten. Er gab ihnen aber ganz trocken zur Antwort, er kenne den Zuſtand ſeiner Unterthanen recht gut: allein die Umſtände, in welchen er jetzt lebe, erlaubten ihm nicht, in ſeinen Anſtalten irgend etwas zu ändern; und daher liege es den Ständen ganz unerläßlich ob, für die Bedürfniſſe der Soldaten zu ſorgen. Er legte hierauf die Infanterie in die Städte und vertheilte die Cavallerie in die Dörfer, ſo daß ſich Alles unter das militairiſche Joch ſchmiegen mußte.

Mehrere Prinzen und ausgezeichnete Officiere nahmen unter dieſer Armee Dienſte und machten damals ſchon den Anfang, die Mannszucht darin einzuführen, die heutiges Tages dieſen Truppen ſo viel Ehrfurcht erwirbt.

Nunmehr wünſchten die vornehmſten Mächte Bündniſſe mit dem Churfürſten zu ſchließen. Ludwig XIV. König von Frankreich war der Erſte, der ſich darum bewarb. Es ward auch wirklich ein Traktat zwiſchen beyden Fürſten geſchloſſen *), durch welchen ſie ſich gegenſeitig ihre Staaten garantirten. Der König verſprach darin, dem Churfürſten mit fünf tauſend Mann Infanterie und zwölf hundert Mann Cavallerie beyzuſtehen; dagegen machte ſich der Churfürſt anheiſchig, dem Könige zwey tauſend vier hundert Mann Infanterie und ſechs hundert Mann Cavallerie zu ſchicken.

Als der Churfürſt bey dieſer Gelegenheit 1651.
an den König ſchrieb; gab er ihm den Titel Majeſtät und der König nannte ihn Bruder. Bis dahin hatte das Collegium der Churfürſten den Titel Majeſtät ganz allein dem Kaiſer zugeſtanden. Bloß die Churfür-

*) Er ward zu Königsberg den 24. Februar zwiſchen Herrn de Lumbre, franzöſiſchen Envoyé, und dem Freyherrn Otto von Schwerin und dem Herrn von Overbeck von Seiten des Churfürſten unterzeichnet.

ſten von Brandenburg hatten ſich dieſes Titels in Anſehung der Könige von Polen bedient, aber nur wenn ſie in Preußen waren und ſie dieſelben als ihre Oberlehns-herren anerkennen mußten. Heutiges Tages geben die Churfürſten allen gekrönten Häup-tern ohne Unterſchied dieſen Titel; aber die Könige nennen nur die weltlichen Churfürſten Brüder.

1652. Als die Vollziehung des weſtphäliſchen Friedens in vielen Stücken Hinderniſſe vor-fand; ergriff der Kaiſer dieſen Vorwand, die Churfürſten einzuladen, nach Prag zu ihm zu kommen, um mit ihm über die wirkſam-ſten Mittel, die völlige Ruhe im Reiche wie-der herzuſtellen, zu berathſchlagen. Der wahre Beweggrund zu dieſer Einladung aber war; der Kaiſer, der ſeinen Sohn Ferdi-nand zum Könige von Ungarn hatte krö-nen laſſen, wollte die Churfürſten gern dahin vermögen, dieſen jungen Prinzen auch zu ſei-nem Erben im Reiche zu erklären. Die Churfürſten von Maynz, Trier, Sach-ſen und Brandenburg nahmen die Ein-ladung an. Die Annalen des churfürſtlichen

Hauſes beſagen, daß Friedrich Wilhelm, um dem Kaiſer nicht zu ſehr zur Laſt zu fallen, nur zwey hundert Leute in ſeinem Gefolge und zwey hundert acht und ſechzig Pferde mitnahm. Er wurde an der böhmiſchen Grenze von dem Grafen Ludwig von Sintzendorf empfangen, der vom Kaiſer den Befehl erhalten hatte, ihn und ſein ganzes Gefolge in Allem frey zu halten. Eine Viertel Meile von Prag kam ihm der Kaiſer nebſt dem jungen Könige von Ungern entgegen. Als die Wagen des Kaiſers und des Churfürſten ungefehr noch zwanzig Schritte von einander entfernt waren; ſtiegen ſie Beyde aus. Der Kaiſer ging zehen Schritte auf den Churfürſten los, der ihm die Hand küſſen wollte; allein Erſterer gab es nicht zu. Friedrich Wilhelm becomplimentirte nun auch den König von Ungern. Als hierauf der Kaiſer wieder in ſeinen Wagen geſtiegen war; lud er den König und den Churfürſten ein, ſich zu ihm zu ſetzen. Ferdinand III. ſaß allein im Fond und der König nebſt den Churfürſten vorn. So fuhren ſie in Prag unter einer Salve

von achtzig Kanonen ein, während die Straſsen mit Tapeten ausgeſchmückt waren. Nachdem ſie vor dem Schloſſe ausgeſtiegen waren; ging der König von Ungern und der Churfürſt, beyde mit entblößtem Haupte, unmittelbar vor dem Kaiſer, der den Huth aufbehielt, her und begleiteten ihn bis in ſein Kabinett, wo er ſeinen Hut abnahm und ſtehend ſich eine halbe Stunde mit dem Churfürſten unterhielt. Beym Weggehen begleitete der Kaiſer Friedrich Wilhelmen bis an die Thür des Zimmers, der König von Ungern aber bis an die Treppe, worauf der Churfürſt in einem kaiſerlichen Wagen in das für ihn bereitete Logis fuhr. Am folgenden Morgen fuhr er in einem langen Zuge zur feyerlichen Audienz zum Kaiſer. Die Equipage des Kaiſers hohlte ihn ab und brachte ihn in das Schloß. Ferdinand III. empfing ihn im Vorzimmer und führte ihn von da in ſein Kabinett. Hier ſtanden zwey Armſtühle gegen einander über. Der Kaiſer ſetzte ſich auf denjenigen, der oben an ſtand, und der Churfürſt auf den Andern, der mit der Lehne nach der Thür zu gerichtet war.

Sobald ſie ſaßen; ſagte der Kaiſer zum Churfürſten, er mögte ſich bedecken, welches dieſer auch that. Hierauf fing er an zu ſprechen und ſagte Alles, was er zur Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland für dienlich und nützlich erachtete. Nach Verlauf einer halben Stunde ging der Churfürſt wieder weg und der Kaiſer begleitete ihn wieder bis ins Vorzimmer. Hierauf ſtattete der Churfürſt ſeinen Beſuch bey der Kaiſerin ab, die ihn an der Thür ihres Zimmers empfing. Hier ging es eben ſo her wie bey dem Kaiſer, außer daß die Kaiſerin bloß italieniſch redete, wobey der Graf Fugger zum Dollmetſcher diente *).

Als der König von Ungern zum Churfürſten kam; empfing ihn dieſer beym Ausſteigen aus dem Wagen und ließ ihn zur Rechten gehen. Beyde Prinzen hatten den Hut auf dem Kopfe und ihre Armſtühle ſtanden ſo, daß der König ſich auf den, der oben an ſtand, ſetzte. Beym Weggehen begleitete der

*) Sie war eine Prinzeſſin von Mantua, Eleonore, und Ferdinands dritte Gemahlin. Sie ſtarb den 5. Decemb. 1686.

Churfürſt den König wieder bis an ſeinen Wagen und ließ ihm wieder die rechte Seite. Anders war es, als der Churfürſt den König von Ungern beſuchte. Letzterer empfing ihn oben an der Treppe, begleitete ihn wieder bis dahin und ging ihm immer zur Rechten. Als der Churfürſt wieder von Prag abreiſ'te; wurden keine Kanonen gelöſet, um den Kaiſer, der damals am Podagra krank lag, nicht zu beunruhigen. Der König von Ungern aber gab ihm das Geleit bis auf eine Viertel Meile von der Stadt, und man erwies ihm auch alle übrigen Ehrenbezeugungen eben ſo wie bey ſeiner Ankunft.

Vielleicht habe ich mich bey der Beſchreibung der einzelnen Umſtände dieſes Beſuchs zu lange aufgehalten: da aber die dabey beobachteten Ceremonien auf ſo verſchiedene Art beſchrieben worden ſind; glaubte ich ihrer hier umſtändlich erwähnen und der eigentlichen Wahrheit gemäß davon ſprechen zu müſſen.

1654. Der Kaiſer erhielt hierdurch wirklich Alles, was er gewünſcht hatte. Sein Sohn Ferdinand, König von Ungern und

Böhmen, ward zum römiſchen Könige erwählt und zu Augsburg gekrönt. Allein er ſtarb kurze Zeit darauf.

Während das Haus Oeſtreich ſich der Kaiſerkrone verſicherte; entſagte die Königin Chriſtine von Schweden freywillig der Oberherrſchaft zum Beſten des Prinzen Karl Guſtav von Pfalz-Zweybrück *). Die Krone war für Chriſtinen eine Laſt geweſen von dem Augenblicke an, da ſie die Regierung ſelbſt übernommen hatte, und es hatte nicht an ihr gelegen, daß ſie ſich des Scepters nicht entledigt hatte, ehe ſie noch gekrönt worden war. Bloß auf das dringende Bitten der Reichsſtände hatte ſie ihn behalten. Allein kurz darauf hatte ſie eben dieſe Reichsſtände dahin vermogt, den Prinzen Karl Guſtav als ihren Nachfolger anzuerkennen, indem ſie aus einem ſonderbaren, bey ihrem Geſchlechte eben nicht gewöhnlichen Eigenſinne den Entſchluß gefaßt hatte, ſich nie zu verheirathen. An eben dem Tage, an

*) Er war mit ihr Geſchwiſterkind, indem ſeine Mutter Catharine eine Schweſter Guſtav Adolphs war.

welchem Chriſtine die Regierung nieder-legte, ward Karl Guſtav zum Regenten ausgerufen und gekrönt. Er iſt unſtreitig einer der gröſten Könige, die Schweden gehabt hat. Seine ganze Regierung war eine Reihe heroiſcher und glänzender Thaten, ſo daß ſelbſt Diejenigen, welche ihm Anfangs am meiſten entgegen geweſen waren, geſtehen mußten, er ſey des Thrones würdig. Er fing ſeine Regierung damit an, daß er dem Kanzler Axel Oxenſtierna, der ſich geradezu gegen ihn erklärt hatte, die Anwartſchaft auf ſeine Stelle für ſeinen Sohn Erik ertheilte, der, wie ich oben angeführt habe, ſein Augenmerk auf die Biſthümer Bamberg und Würzburg gerichtet und ſich erkühnt hatte, nach der Ehre zu ſtreben, ſich mit der Königin zu vermählen. Dieſe dem Erik ertheilte Anwartſchaft war eine ſehr geringe Belohnung für die Verdienſte des Kronkanzlers, die ſo außerordentlich waren, daß der große Guſtav öfters ſagte, er würde nie die Angelegenheiten des Staats in eine ſo gute Ordnung und Verfaſſung haben ſetzen können, wenn ihm Gott nicht einen ſo braven Mini-

ſter wie Oxenſtierna gegeben hätte. Auch die Königin Chriſtine hatte ihm das nemliche Zeugniß gegeben, als ſie ihn in den Grafenſtand erhob, indem ſie ihm erklärte, ſie thue dieſes bloß zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, weil es ihr nicht unbekannt ſey, daß ihr Vater lediglich durch ſeine weiſen Rathſchläge und durch ſeine Dienſte das Reich aus der Dunkelheit und dem Elende heraus geriſſen hätte.

Nachdem Chriſtine ſich der Krone entledigt hatte; freuete ſie ſich hauptſächlich, daß ſie nun die Freyheit habe, reiſen und katholiſch werden zu können. Dieſe Geſinnungen hatten ihr die vielen Fremden eingeflößt, die ſich immer an ihrem Hofe aufhielten; und ſie hatten ſich ihrem Geiſte ſo tief eingeprägt, daß ſie ſchon am fünften Tage nach ihrer Abdankung Schweden mit dem Entſchluſſe verließ, nie wieder dahin zurück zu kommen.

Karl Guſtav notifizirte unterdeſſen dem Churfürſten ſeine Thronbeſteigung. Dieſer ſchickte dagegen den Johann Doberzinsky an ihn, um ihm dazu Glück zu wünſchen und ſeine Geſinnungen in Anſehung der

nordiſchen Angelegenheiten auszuforſchen. Der Abgeſandte war nicht lange an ſeinem Hofe geweſen, als er ſchon merkte, daß Karl vor Begierde brannte, ſich im Kriege hervorzuthun und daß ſeine Abſichten auf Polen gerichtet ſeyen, wiewohl er vorgab, daß es auf Rußland abgeſehen ſey. Es dauerte auch nicht lange, ſo beſtätigte Karl Guſtav dieſe Muthmaßung. Er verlangte vom Churfürſten die Feſtungen Memel und Pillau im herzoglichen Preußen, ſo wie ſein Vorfahr Guſtav Adolph Spandau und Cüſtrin von Georg Wilhelm gefodert hatte. Allein die Zeiten hatten ſich geändert. Friedrich Wilhelm befand ſich jetzt in einer Lage, daß er ſich nicht mehr Geſetze vorſchreiben zu laſſen brauchte. Er antwortete alſo Karln, er könne ihm dieſe Plätze nicht überlaſſen; wenn es aber wirklich ſeine Abſicht ſey, die Moscowiten anzugreifen, ſo wolle er ihm mit acht tauſend Mann beyſtehen, und zwar um ſo lieber, da dieſelben während des Krieges mit Polen ſeinen Grenzen zu nahe kämen.

Cromwell, dieſer glückliche Uſurpateur Großbritanniens, hielt es damals mit der Krone Schweden. Er ließ daher dem Churfürſten durch den franzöſiſchen Geſandten, Hrn. de Lumbre, inſinuiren, daß er es gern ſehen würde, wenn ſich die churfürſtlichen Waffen mit den ſchwediſchen vereinigten. Er bot zugleich ſeine Vermittelung wegen eines Traktats mit dieſer Krone an und verſicherte, daß der König von Schweden dem Churfürſten ſehr vortheilhafte Bedingungen machen würde. Der Churfürſt ſchickte hierauf den Johann Friedrich Schlöſſer mit einem bloßen Beglaubigungsſchreiben nach London, mit dem Befehle, nicht ehe einen öffentlichen Charakter anzunehmen, als bis er die Geſinnungen des Protectors ausgeforſcht hätte. Uebrigens war der Staatsrath in Berlin in nicht geringer Verlegenheit, was für einen Titel man Cromwelln geben ſollte. Es fielen wirklich große Debatten deswegen vor. Endlich ward man einig, ihm den Titel: Séréniſſime et très-haut Prince Seigneur et cher Ami d. i. Durchlauchtiger, Großmächti-

ger Fürſt und Herr, inſonders ge≠
liebter Freund, zu geben.

Cromwell nahm Schlöſſern außer≠
ordentlich wohl auf, und obgleich Letzterer
mit dem Protector einig geworden war, kei≠
nen öffentlichen Charakter anzunehmen, ſon≠
dern die Geſchäfte ſeines Herrn im Geheim
zu beſorgen; ſo ließ ihm derſelbe dennoch alle
die Ehre erweiſen, die den Miniſtern gekrön≠
ter Häupter zukommen. Das war aber auch
der ganze Vortheil, den der Churfürſt aus
dieſer Geſandtſchaft zog und er ſahe ſich bald
darauf wider ſeinen Willen in die polniſchen
Unruhen verwickelt.

Sobald er Nachricht erhielt, daß man in
Schweden große Rüſtungen mache; eröf≠
nete er es dem Könige von Polen. Allein
Johann Caſimir dachte kaum daran,
ſich zu vertheidigen und es waren noch nicht
die geringſten Gegenanſtalten getroffen wor≠
den, als Karl ſchon in vollem Anmarſche
gegen ihn war. Dieſer kündigte ſeinen Ein≠
fall in Polen durch ein Manifeſt an, wor≠
in er erklärte, die Urſach, warum er den Kö≠
nig Johann Caſimir mit Krieg überzie≠

he, ſey dieſe, weil derſelbe nebſt der Repu-
blik ihre vorgeblichen Anſprüche auf Lief-
land geltend zu machen ſuchten und weil der
König Johann Caſimir es ſogar gewagt
habe, gegen ſeine Beſteigung des ſchwediſchen
Throns zu proteſtiren, unter dem Vorwande,
daß ihm dieſe Krone durch das Recht des Rück-
falls zukomme, da er doch Verzicht darauf
gethan habe.

Als Johann Caſimir nicht mehr
daran zweifeln konnte, daß Karl Guſtavs
Marſch gegen ihn gerichtet ſey; ſo ſchickte er
eine Geſandtſchaft an den Churfürſten und
bat ihn, er mögte doch einen Vergleich zwi-
ſchen ihm und dem Könige von Schweden
zu Stande bringen. Ob nun gleich Frie-
drich Wilhelm den Leichtſinn und die Un-
entſchlüßigkeit der Polen kannte; ſo ſchrieb
er dennoch an Karln und ſtellte ihm vor,
daß er doch den Waffenſtillſtand, den Gu-
ſtav Adolph mit Polen geſchloſſen hät-
te und der erſt in ſechs Jahren zu Ende liefe,
nicht brechen mögte. Allein Karl, den ſei-
ne Generale zum Kriege ermahnten, weil ſie
ſich in Polen zu bereichern hoften, antwor-

tete hierauf, es wäre nun ſchon zu weit damit gekommen, als daß er wieder zurückgehen könnte und das Loos der Waffen müßte jetzt nothwendig der Sache den Ausſchlag geben. Zugleich lud er den Churfürſten ein, ſich mit ihm zu vereinigen und zeigte ihm mancherley Mittel zu ſeiner Vergrößerung an, die vielleicht jeden andern Fürſten verführt hätten. Da aber Friedrich Wilhelm dem Könige von Schweden nicht trauete; ſo entſchuldigte er ſich, daß er keinen Theil an dieſem Kriege nehmen könnte, weil er ein polniſcher Vaſall wäre und überdem auch nicht den geringſten Grund zur Klage über dieſe Krone hätte. Zu gleicher Zeit aber warb er noch mehr Truppen an, ſchloß mit den Holländern ein Bündniß auf acht Jahre, erneuerte die Alliance mit Frankreich und ſetzte Alles in einen ſolchen Stand, daß er Nichts zu fürchten hatte, im Fall man ihn ſelbſt etwa angreifen wollte.

Unterdeſſen marſchierte der General Wittenberg mit einem Corps der ſchwediſchen Armee gerade durch die Neumark, ohne den Durchmarſch vorher bey dem Churfürſten

nachgeſucht zu haben. Daher glaubten nun die Polen, der Churfürſt verſtände ſich mit dem Könige Karl Guſtav. Sie beſchuldigten ihn alſo, daß er ſeine Vaſallenpflichten verletze und droheten ihn mit der Wegnahme von Preußen.

Friedrich Wilhelm kannte aber ihre Schwäche zu gut, als daß er ſich vor ihren Drohungen hätte fürchten ſollen. Es währte auch nicht lange; ſo ſprachen die Polen aus einem gelindern Tone und baten ihn ſehr, ihnen den Frieden zu verſchaffen; doch wagten ſie noch die Bedingung hinzuzufügen, daß der König von Schweden ihnen Liefland abtrete. Der Churfürſt fühlte es ſogleich, wie unvernünftig dieſe Foderung ſey und wendete daher Alles an, um ſie dahin zu bringen, daß ſie davon abſtänden. Da aber dieſes Alles Nichts half, ſo glaubte er, ſeine Vermittelung nicht compromittiren zu müſſen.

Indeſſen drang Karl Guſtav bis in das Innerſte von Polen vor. Furcht und Schrecken gingen vor ihm her, ſo daß alle Städte, ſobald er ſich nur zeigte, ihm die

Thore öfneten. Warſchau allein wagte es noch, ihm Widerſtand zu thun; es half aber zu weiter Nichts, als daß es einige Tage ſpäter in der Schweden Hände kam.

Nach der Einnahme der Hauptſtadt marſchierte Karl auf Krakau los. Da er bey dieſer Gelegenheit den König von Polen an der Spitze von 10000 Mann bey Czernowa antraf; grif er ihn ſogleich an, ſchlug ihn und zwang ihn, mit ſeiner Gemahlin *) bis nach Oppeln in Schleſien zu fliehen, ſo daß Karl, um König von Polen zu ſeyn, nichts weiter zu thun hatte, als ſich in Krakau krönen zu laſſen, und Polniſch-Preußen, wohin er jetzt marſchierte, ſich zu unterwerfen.

Als Friedrich Wilhelm ſahe, daß ſich jetzt die Hauptſtärke der Schweden ſeinen preußiſchen Grenzen nähere; begab er ſich eiligſt mit ſeinen Truppen dahin, und ſchloß zu Marienburg ein Bündniß mit

*) Marie Gonzaga de Nevers, die zuerſt mit Johann Caſimirs älteſtem Bruder Uladislav IV. vermählt geweſen. Sie hatte aus beyden Ehen keine Kinder.

den Ständen von Polniſch-Preußen und mit den Geſandten des Königs Johann Caſimir. Vermöge deſſelben verſprachen ſich die contrahirenden Theile eine gegenſeitige Hülfe von 4000 Mann, und zugleich machte ſich der Churfürſt anheiſchig, brandenburgiſche Beſatzungen in Marienburg und Graudenz zu legen. Dieſer Traktat, den Friedrich Wilhelm nicht hielt, kam dem Könige Johann Caſimir theuer zu ſtehen, indem er dafür zum Vortheile des Churfürſten auf die Souveränetät des Herzogthums Preußen Verzicht that. Darüber wurden die Polen ſo ſehr gegen ihn aufgebracht, daß ſelbſt diejenigen, die ihm noch bis dahin treu geblieben waren, ihn nunmehr verließen und den König von Schweden baten, die Rechte ihrer Krone aufrecht zu erhalten, nicht zuzugeben, daß die Souveränetät über das Herzogthum Preußen davon getrennt werde und den Churfürſten für einen Feind der Republik zu erklären.

Karl Guſtav, der ſchon König von Polen zu ſeyn glaubte, weil er ſich in der Lage befand, Alles unternehmen zu können,

ließ den Churfürſten auffodern, die Belehnung über das herzogliche Preußen von ihm zu empfangen. Statt aber zu erſcheinen; ſetzte ſich Friedrich Wilhelm in den Stand, ſeine und ſeiner neuen Alliirten Rechte zu behaupten. Allein unterdeſſen unterwarf ſich Karl Guſtav, der in ſeinen Operationen noch ſchneller war als Friedrich Wilhelm, bis auf Danzig, das ganze polniſche Preußen, und drang hernach ſogar in das Herzogthum bis nach Königsberg vor, das er auch gewiß eingenommen haben würde, wenn ihn Friedrich Wilhelm nicht um Frieden gebeten hätte. Dieſer ward zu Königsberg unterzeichnet.
1656. Zufolge deſſelben mußte der Churfürſt dem Bündniſſe mit Johann Caſimir entſagen und verſprechen, die ſtrengſte Neutralität zu beobachten. Dabey mußte er ſich als Lehnsträger der Krone Schweden anerkennen und ihr den Huldigungseid wegen des brandenburgiſchen Preußens und des Fürſtenthums Ermeland, das Karl Guſtav noch hinzufügte, leiſten.

Die polniſchen Magnaten waren darüber entrüſtet, daß Guſtav dieſe Oberlehnsherrſchaft der Krone Polen entriſſen und ſie Schweden zugeeignet hatte. Sie verließen daher ſeine Parthey und wendeten ſich wieder zu ihrem Könige, den ſie nun mit Truppen verſahen und wieder in den Stand ſetzten, in ſein Königreich zurück zu kehren, ſeinem Feinde die Spitze zu bieten und Warſchau wieder in Beſitz zu nehmen.

Dieſe Revolution ſchlug indeſſen Karls Muth nicht nieder. Er hielt vielmehr zu Marienburg eine Zuſammenkunft mit dem Churfürſten und zog ihn in ſein Bündniß, wogegen er ihm die vier Woiwodſchaften Poſen, Kaliſch, Syradz und Lencitz abtrat, die nun Preußen einverleibt wurden.

Nachdem die beyden Fürſten in Abſicht auf dieſen Punkt überein gekommen waren; berathſchlagten ſie nun über die Kriegsoperationen. Es ward endlich beſchloſſen, gerade auf Warſchau los zu gehen und die Stadt dem Könige Johann Caſimir, der mit ſeiner Gemahlin, nebſt faſt allen Woiwoden

und den hohen Kron-Beamten darin eingeſchloſſen war, wieder abzunehmen.

Um nun ihr Vorhaben deſto ſicherer auszuführen; nahmen ſie verſchiedene Märſche. Der Churfürſt ging Warſchau vorbey und vereinigte ſich mit den Schweden am Zuſammenfluſſe der Weichſel und des Bog. Die vereinigte Armee ſetzte nun über den letztern Fluß, während die polniſche Armee, die durch ein Corps Tataren beträchtlich verſtärkt worden war, über die Weichſel nach Warſchau marſchierte; ſo daß, da Nichts mehr die beyden Armeen von einander trennte, ſie ſich zu einer Schlacht rüſteten. Die franzöſiſchen Miniſter d'Avaujour und de Lumbre ſetzten unterdeſſen Alles in Bewegung, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Sie begaben ſich in dieſer Abſicht mehrmals aus Einem Lager ins Andere; allein ſie konnten die Polen nicht dazu überreden, weil ſie, ſtolz auf die große Anzahl ihrer Truppen, darauf beſtanden, daß das Loos der Waffen ihr Schickſal entſcheide.

Die Vortruppen beyder Armeen kamen
1656. alſo den 23. Julius zum Handgemenge. Der

erſte Tag verſtrich unter Scharmützeln und Kanonaden. Noch den ganzen folgenden Tag neckte man ſich, bis die Nacht die Streiter trennte. Endlich am 30ten Julius hub die Schlacht mit dem Anbruche des Tages an und erſt beym Einbruche der Nacht neigte ſich der Sieg auf die Seite der Alliirten. Die Polen wurden gänzlich geſchlagen, verloh=ren ihre Artillerie und Bagage und der Kö=nig Johann Caſimir gewann zwar mit einer großen Menge Fliehenden das andere Ufer der Weichſel wieder, aber unter ſo vieler Verwirrung, daß ſehr Viele davon im Fluſſe ertranken.

Die ſiegende Armee, die von Strapazen und dreytägigem Faſten ganz abgemattet war, brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Als am folgenden Morgen Warſchau den Siegern ſeine Thore geöfnet hatte; war Karl Guſtav der Meinung, daß man die Flüchtlinge verfolgen müſſe. Aber der Chur=fürſt, der nicht gern die polniſche und ſchwe=diſche Krone auf Einem Haupte vereinigt ſe=hen wollte, wendete vor, daß ſeine Truppen der Nahrung und Ruhe bedürften. Erſt am

dritten Tage nach der Schlacht gab er ſeine Einwilligung dazu, der geſchlagenen Armee auf dem Fuße nachzufolgen; aber nun hatten ſich die Polen ſchon zerſtreut und ihr König war nach Danzig entflohen.

Karl Guſtav wollte beynahe verzweifeln, daß er ſeinen Sieg nicht beſſer hatte benutzen können. Was ihn aber am meiſten kränkte, war dieſes, daß der Churfürſt, mit der gemachten Beute zufrieden *), ihm erklärte, er habe Nachricht erhalten, daß litthauiſche und tatariſche Truppen ſich Preußens Grenzen näherten, und er ſehe ſich alſo genöthigt, dieſelben gegen ſie zu decken. Karl wendete alles Mögliche an, um ihn zurück zu halten. Aber Friedrich Wilhelm war unerbittlich: er führte ſeine Truppen nach Preußen, wo er auch bald Gelegenheit hatte, ſie zu gebrauchen. Denn die Litthauer und Tataren waren wirklich in dieſes Land eingefallen. Der Churfürſt, der ſie nur gering achtete, ſtellte ihnen an-

*) Er nahm von Warſchau ſogar marmorne Säulen mit, womit jetzt die Haupttreppe in Oranienburg geziert iſt.

fänglich ein nur ſchwaches Corps Reuterey unter den Befehlen des Fürſten Radzivil, Herzogs von Birſen, entgegen. Allein dieſer Feldherr wurde geſchlagen und gefangen genommen. Doch ward dieſe Niederlage bald wieder erſetzt. Der Churfürſt ſchickte neue Truppen gegen die Tatarn. Die Feinde wurden beſiegt; man nahm ihnen die ſo eben gemachte Beute wieder ab, befreyete den Fürſten Radzivil aus der Gefangenſchaft und zwang ſie, nach Polen zurück zu marſchieren.

Unterdeſſen drangen die Alliirten des Königs Johann, beſonders der Kaiſer, in den Churfürſten, die ſchwediſche Parthey zu verlaſſen. Friedrich Wilhelm fing auch an zu wanken; aber Karl Guſtav wußte ihn ſeinem Bunde treu zu erhalten, indem er das herzogliche Preußen mit dem Fürſtenthume Ermeland *) vermehrte und der Krone Schweden nur den Rückfall vorbehielt.

*) Das Fürſtenthum Ermeland war nur ein Bisthum, das aber der König von Schweden und der Churfürſt ſeculariſiren zu können glaubten.

Der Vergleich ward zu Labiau unterzeichnet. Der Churfürſt communicirte ihn den Generalſtaaten, und lud ſie ein, demſelben beyzutreten. Sie antworteten aber darauf, daß, da der König von Polen ihnen nie Urſach zu Klagen über ihn gegeben hätte, es unanſtändig von ihrer Seite ſeyn würde, an einem Traktate Theil zu nehmen, der ihn eines Theils ſeiner Staaten und des ſchönſten Vorrechts ſeiner Krone beraubte.

Zu gleicher Zeit formirte ſich eine furchtbare Ligue wider Karl Guſtav. Der Kaiſer Ferdinand III., der König von Dänemark, der König von Ungern und der Czar von Moskau übernahmen Johann Caſimirs Vertheidigung und baten den Churfürſten, von den Schweden abzutreten. Dies machte auf denſelben ſo viel Eindruck, daß er jetzt nur einen Vorwand ſuchte, um ſeinen Bundsgenoſſen zu verlaſſen. Um aber doch wenigſtens den Schein zu retten; ſchrieb er an Karln und ermahnte ihn, friedfertige Geſinnungen anzunehmen. Karl aber gab ihm zur Antwort, er werde ſeinen Feinden die Spitze zu bieten wiſſen; und

wirklich ſchickte er auch von Pommern aus, wo er ſich damals aufhielt, ſeinen Bruder Johann Adolph, dem er das Commando über ſeine Armeen in Polen und Polniſch-Preußen übergeben hatte, eine anſehnliche Verſtärkung zu. Er ſelbſt war hierauf nach Holſtein gegangen und hatte über die Dänen mehrere Vortheile davon getragen, die ihm den Eingang in ihr Reich öfneten. Er belagerte nun ihre Hauptſtadt. Dadurch ſahe ſich der König Friedrich IV. genöthigt, ihn um Frieden zu bitten.

So glücklich indeſſen Karl Guſtav von dieſer Seite war; ſo ſchlimm ſtanden ſeine Angelegenheiten in Polen. Der Kaiſer hatte dem Könige Johann Caſimir 16000 Mann unter den Befehlen des Grafen von Hatzfeld zu Hülfe geſchickt. Der Churfürſt agirte nur nachläſſig und unterhandelte heimlich mit den Polen durch Vermittelung der verwitweten Churfürſtin, ſeiner Mutter. Da dieſe Prinzeßin mit der Königin von Polen in Briefwechſel ſtand; ſo nutzte Letztere die Gelegenheit, um ſie zu bitten, es bey ihrem Sohne, dem Churfürſten,

dahin zu bringen, daß er den ihm angebote⸗nen Frieden annähme. Sie ſchickte zu dem Ende den Abbe' Wiszbowsky nach Ber⸗lin, um mit dem kaiſerlichen Geſandten, Baron von Jſola, gemeinſchaftlich hieran zu arbeiten. Beyde Miniſter leiteten die Sache auch ſo gut ein, daß die Präliminar⸗rien bald zu Stande kamen und die Stadt Welau in Preußen zum Friedenscon⸗greſſe beſtimmt wurde.

Während man noch mit den Präliminar⸗artikeln beſchäftigt war; ſchrieb der Churfürſt zum zweyten Male an den König von Schweden und beſchwor ihn, dem Kriege ein Ende zu machen. Aber Karl war durch die Vortheile, die er über die Dänen und Ruſſen erhalten hatte, zu aufgeblaſen, als daß er die ihm vorgeſchlagenen Bedingungen hätte annehmen ſollen. Da der Churfürſt nun ſeine Unbiegſamkeit ſahe und gern einen Vorwand, mit ihm zu brechen, haben wollte; ſo beklagte er ſich bey dem Prinzen von Zweybrück, daß die ſchwediſchen Trup⸗pen, die in Polniſch⸗Preußen ſtan⸗den, ſeine Länder verheerten. Als nun nicht

gleich

gleich auf ſeine Klage Entſchädigung erfolgte; ſo gab der Churfürſt ſeinem Geſandten Befehl, dem Könige zu erklären, daß, wenn er ihm nicht unverzüglich eine anſtändige Genugthuung geben würde, er zu den Mitteln, die ihm Gott verliehen hätte, ſeine Zuflucht nehmen würde, um ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen. Der Geſandte konnte ſich indeſſen ſeines Auftrages nicht entledigen. Denn ob er gleich um eine Audienz bey dem Könige anhielt und ſie ihm auch geſtattet wurde; ſo erlaubte ihm Karl Guſtav doch nicht zu ſprechen, indem er ſchon von dem, was er ihm ſagen ſollte, ſo wie von der zwiſchen dem Churfürſten und dem Könige von Polen im Werke ſeyenden Unterhandlung, genau unterrichtet war. „Ich weiß ſchon Alles, redete er den Geſand„ten an, was Ihr mir zu ſagen habet. Ich „weiß auch recht gut, daß die Klagen, die „Ihr mir von Seiten Eures Herrn vortra„gen ſollet, nur ein eitler Vorwand ſind, um „mit mir brechen zu können. Ich wußte es „recht gut, daß er nur den Erfolg des „Bundes zwiſchen Polen, Däne„mark und Moscau abwarten wollte,

„um demſelben beyzutreten. Aber, bey Gott! „das beunruhigt mich wenig. Ich habe den „König von Dänemark bis nach Kopen„hagen hin gezüchtiget und ihm als einen „guten Nachbar verziehen. Ich habe den „Moscoviten geſchlagen, und werde ihn „in Ruhe und Frieden zu erhalten wiſſen. „Ich habe den König von Polen vertrie„ben; gegen Euren Herrn werde ich nun zu„letzt marſchieren. Er ſoll es erfahren, von „welchem Werthe meine Freundſchaft iſt, und „lernen, daß man ſie erſt verdienen muß, „ehe man ſie erhalten will. Jetzt gehet!„

Dieſe hochmüthige Erklärung war eine
1657. offenbare Kriegserklärung. Der Churfürſt ſchloß hierauf ungeſäumt den Vergleich zu Welau. Polen erkannte darin die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen an, und trat überdem noch dem Churfürſten die Staroſtey Draheim nebſt den Herrſchaften Lauenburg und Bütow ab. Dagegen gab der Churfürſt das Fürſtenthum Ermeland, ingleichen die vier Woiwodſchaften, die ihm der König von Schweden gegeben hatte, wieder an Polen zurück. Außerdem

ward noch die Succeſſion in Preußen dem männlichen Stamme der Markgrafen von Brandenburg in Franken zuerkannt, jedoch unter der Bedingung, daß ſie der Krone den Huldigungseid deswegen leiſten ſollten. Die contrahirenden Partheyen verſprachen ſich ferner darin einen gegenſeitigen Beyſtand von 6000 Mann auf zwanzig Jahre und der Churfürſt war dabey noch gehalten, alle Städte in Polniſch-Preußen, wo er Beſatzungen hatte, zu räumen. Die Polen machten ſich dagegen anheiſchig, dem Churfürſten die Stadt Elbingen mit ihrem Gebiete als Unterpfand für die 400,000 Thaler zuzuſtellen, die ſie ihm als Erſatz der Koſten des neuen Krieges, in den er ſich jetzt einlaſſen ſollte, zu zahlen zwar ſchuldig, aber nicht im Stande, waren. Allein dieſer letzte Artikel iſt nie in Erfüllung gegangen und hat in der Folge noch zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben, die erſt unter der Regierung Friedrichs I. Königs von Preußen, geendigt wurden.

Dieſer Vergleich ward hernach zu Bromberg von Seiten der Polen durch Lesno

Lesczinsky, Biſchof von Poſen, und den Kronkanzler Groſiewsky, von Seiten des Churfürſten aber durch die beyden Staatsminiſter Otto Freyherrn von Schwerin und Lorenz von Somnitz beſtätigt und beſchworen.

Der Churfürſt fing hierauf den Krieg mit
1658. Schweden wegen Pommern an. Er eroberte mehrere Städte darin; verließ dieſe Provinz aber bald wieder, um dem däniſchen Könige Friedrich beyzuſtehen, der den Frieden, welcher ihm von dem Könige von Schweden nicht lange vorher zu Roſchild war aufgedrungen worden, wieder gebrochen hatte. Ehe er aber noch ſeinem Alliirten zu Hülfe eilte; ging er nach Berlin und beſtellte den Prinzen Johann Georg von Anhalt-Deſſau *), ſeinen Schwager, zum General-Gouverneur über die Mark Brandenburg. Hierauf brach er an der

*) Johann Georg II. ſtarb zu Berlin den 17. Aug. 1693. Seine Gemahlin war Henriette Katharine, Prinzeſſin von Oranien, eine Schweſter der Churfürſtin Louiſe Henriette.

Spitze ſeiner Reuterey und drey Tauſend kai⸗ſerlicher Küraſſirer auf und zwang die Schwe⸗den, die jetzt in Holſtein, deſſen Herzog ſich für ſie erklärt hatte, ſtanden, ſich über die Eider zurückzuziehen. Hierauf legte er eine kaiſerliche Beſatzung in Gottorp und führte ſeine Truppen nach Jütland in die Winterquartiere.

Ich werde mich hier nicht in eine genaue Erzählung aller einzelnen Vorfälle dieſes Krie⸗ges einlaſſen. Ich bemerke nur, daß das Glück faſt immer die Waffen Friedrich Wilhelms begleitete. Karl Guſtavs Halsſtarrigkeit ward endlich gezwungen, ſich unter der großen Anzahl ſeiner Feinde zu beu⸗gen und er ſelbſt ſahe ſich genöthigt, nun⸗mehr den Frieden anzunehmen, den man ihm ſchon ſo lange angeboten hatte.

Der Friedenscongreß wurde in der Abtey 1660. Oliva unweit Danzig gehalten. Karl Guſtav ſchickte ſeine Geſandten dahin; leb⸗te aber nicht lange gnug, um die Eröfnung der Conferenzen zu ſehen. Der Tod rafte dieſen großen Fürſten am 23. Februar 1660. dahin. Er hinterließ einen Sohn, der ihm

in einem Alter von fünf Jahren unter dem Namen Karls XI. folgte.

Während ſeiner Minderjährigkeit ward Schweden von einem Staatsrathe, an deſſen Spitze die Königin Hedwig Eleonore, Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp, die Mutter des minderjährigen Königs *), ſtand, regiert. Sie hatte indeſſen nur zwey Stimmen darin; dagegen war ihr aber die Erziehung des jungen Prinzen ohne alle Einſchränkung überlaſſen. In wichtigen Staatsangelegenheiten konnte ſie ohne Genehmigung des Senats, der aus fünf und dreyßig Räthen und den fünf hohen Kronbeamten beſtand, Nichts entſcheiden, und wenn die Rede von außerordentlichen Geldauflagen oder Truppenaushebungen war; ſo entſchieden die Stände des Reichs darüber.

Unter der vormundſchaftlichen Regierung der Königin Hedwig ward nun der nordiſche Friede zu Oliva unterzeichnet. Der König von Polen that auf ſeine Anſprüche auf Schweden, die er vermöge ſeiner Ge-

*) Sie ſtarb zu Stockholm im J. 1715. in ihrem 80ſten Jahre.

burt darauf hatte, Verzicht. Die Schweden gaben dagegen den Polen Alles, was ſie während des Krieges erobert hatten, zurück. Die völlige Unabhängigkeit Preußens wurde dem Hauſe Brandenburg beſtätigt und der Churfürſt gab alle die Plätze wieder heraus, die er im ſchwediſchen Pommern und in Holſtein in Beſitz genommen hatte. Ueberdem garantirten die contrahirenden Mächte ſowohl als Ludwig XIV. den Welauer und Bromberger Vergleich.

Da kurz vor dem Frieden zu Oliva auch der pyrenäiſche Friede zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſen worden war; ſo herrſchte nun die Ruhe wieder in ganz Europa. Es lag wahrlich nicht am preußiſchen Adel, daß der Norden nicht von Neuem in Unruhe und Verwirrung geſetzt wurde. Es kränkte ihn, ſich jetzt ſo geradezu der willkührlichen Gewalt des Churhauſes unterworfen zu ſehen, und er behauptete daher, daß Polen nicht das Recht habe, Etwas über ſeine Freyheit verfügen zu können. Er ſchickte hierauf Einen aus ſeiner Mitte, von der Familie von Rhode, nach Warſchau,

um beym polniſchen Reichstage gegen alles dasjenige, was zu Oliva verfügt worden war, zu proteſtiren und darauf anzutragen, daß nicht nur dieſer Friede, ſondern auch die Welauer und Bromberger Vergleiche, annullirt und der preußiſche Adel wiederum wie vor dem Kriege als Lehnsträger der Republik anerkannt werde.

Rhode ſprach vor dem Reichstage mit ſo vielem Nachdrucke und ſchilderte die Verzweiflung ſeiner Landsleute ſo lebhaft, daß die ganze Verſammlung bewegt wurde. Der gröſte Theil der Landboten war der Meinung, daß, da der Churfürſt der Krone Polen die Souveränetät, die er jetzt ſelbſt ausübe, entriſſen habe, die Republik jetzt das Recht habe, dasjenige zurückzunehmen, wozu ſie durch Uebermacht und Gewalt gezwungen worden wäre. Der Churfürſt ſey übrigens nicht mächtig gnug, um der Republik Furcht erwecken zu können, wenn er nicht von andern Mächten unterſtützt würde: Man müſſe alſo die Gelegenheit nicht vorbeygehen laſſen; ſondern ihn jetzt angreifen, da er keine Bundsgenoſſen habe, und nun Alles in Bewegung

ſetzen, um ihn zu zwingen, daß er wieder zu ſeiner Lehnspflicht zurückkehre, deren er ſich jetzt entzogen habe. Die Mehrheit der Stimmen würde ohne Zweifel zum Vortheile der Preußen ausgefallen ſeyn, wenn nicht der König Johann Caſimir die Köpfe zu beruhigen gewußt hätte, indem er den Hitzigſten unter ihnen die nachtheiligen Folgen vorſtellte, die ein neuer Krieg nach ſich ziehen könnte. Es ward alſo endlich beſchloſſen, eine Geſandtſchaft an den Churfürſten zu ſchicken und ihn aufzufodern, daß er den Beſchwerden der Preußen abhelfen und ſie nach ihren wohlhergebrachten Rechten und Freyheiten, die ihnen die Republik garantirt hätte, regieren ſolle.

Unterdeſſen fuhr aber Rhode immer noch fort, dem Churfürſten Feinde zu erwecken. Sobald dieſer Fürſt Nachricht hiervon erhielt; verlangte er, daß man ihm dieſen Menſchen als einen aufrühreriſchen Unterthanen ausliefern ſollte. Die Polen weigerten ſich deſſen. Rhode war indeſſen unvorſichtig gnug, nach Königsberg zurück zu gehen. Er nahm hier eine Leibwache an und

glaubte ſich dadurch völlig ſicher. Allein man nahm ihn deswegen doch nicht lange nachher in Verhaft, brachte ihn auf ein Schiff und führte ihn nach Collberg. Hier ward ihm der Prozeß gemacht und ſein Urthel fiel da hinaus, daß er den Kopf verliehren ſollte. Der Churfürſt veränderte indeſſen die Todesſtrafe in ewige Gefangenſchaft. Man brachte ihn nun nach Peitz, wo er auch bis an ſeinen Tod blieb.

Als die Preußen ſich endlich von den Polen verlaſſen ſahen; hielten ſie es fürs Rathſamſte, ſich zu unterwerfen und erkannten den Churfürſten als ihren Oberherrn. Sie thaten dieſes in Gegenwart der polniſchen Deputirten *), welche Befehl hatten, ſie des Eides zu entlaſſen, den ſie bis dahin dem Könige und der Republik geleiſtet hatten, und zugleich der Unterzeichnung der Reverſalien beyzuwohnen, durch welche der Churfürſt erklärte, daß im Fall der Erlöſchung ſeines Mannsſtammes die Markgrafen von Bran-

*) Johann Stephan Witzge, Fürſt-Biſchof von Ermeland, und Johann Leszinsky, Kronkanzler.

₂enburg in Franken, Preußen unter dem Titel eines Herzogthums unter polniſcher Hoheit beſitzen und im Falle des Ausſterbens der männlichen Deſcendenten derſelben Preu- ßen wieder an die Krone Polen zurückfal- len ſollte. Nachdem der Churfürſt nun dieſe Reverſalien den polniſchen Deputirten über- geben hatte; ſchwur er in ihrer Gegenwart einen förmlichen Eid, die Privilegien der Provinz, inſofern ſie nicht ſeiner Landesho- heit entgegen wären, aufrecht zu erhalten, die katholiſche Religion auf dem Fuße, wie ſie vor der Anerkennung der Souveränetät geweſen, in dem Herzogthume zu ſchützen, die lutheriſche Religion aber als die herrſchen- de des Landes anzuerkennen. Zugleich ward darin feſtgeſetzt, daß die vier hohen Aemter*) des Herzogthums bloß mit preußiſchen Edel- leuten lutheriſcher Confeſſion beſetzt werden ſollten; daß überdem noch drey reformirte Kirchen im ganzen Lande ſtatt haben könnten und daß endlich die Preußen mit den übri-

*) Dieſe vier Aemter ſind die eines Hof-Burg- grafen, Kanzlers, Oberhofmeiſter und Hof- Marſchall.

gen Unterthanen des Churfürſten auf einen völlig gleichen Fuß geſetzt werden ſollten.

So endigte ſich dann die ganze Souveränetätsangelegenheit, die ſchon ſeit langen Zeiten der Hauptgegenſtand des Ehrgeizes der brandenburgiſchen Churfürſten geweſen war. Friedrich Wilhelm ging in der Folge mit dem Gedanken um, ſein ſouveränes Herzogthum zu einem Königreiche zu erheben. Allein es ſchlug ihm fehl, und dieſe Ehre war ſeinem Sohne vorbehalten.

Die preußiſchen Angelegenheiten haben mir nicht erlaubt, den Tod des Kaiſers Ferdinand III. früher anzuzeigen *). Da er ſeinen Sohn Ferdinand IV. der bereits zum römiſchen Könige erwählt worden war, überlebte **); ſo war jetzt das churfürſtliche Collegium über die Wahl eines neuen Oberhaupts des deutſchen Reichs ſehr getheilt. Die drey geiſtlichen Churfürſten waren für den König von Frankreich. Der Churfürſt von Bayern hatte ſelbſt Luſt zur Kai-

*) Den 2ten April 1657.

**) Ferdinand IV. war den 9ten Junius 1654, in einem Alter von 21 Jahren geſtorben.

ſerkrone. Die Churfürſten von Sachſen und von der Pfalz waren noch unentſchloſſen; Friedrich Wilhelm war der Einzige, der den Erzherzog Leopold von Oeſtreich, König von Ungern und Böhmen, begünſtigte. Derſelbe war aber erſt ſiebenzehn Jahre alt und dadurch alſo geradezu von dem deutſchen Throne ausgeſchloſſen, da die Goldne Bulle das Alter des Wahlfähigen auf achtzehn Jahre feſtſetzt. Der Churfürſt glaubte, daß ein Jahr mehr oder weniger Leopolds Wahl nicht im Wege ſtehen könne. Er zog alſo die Churfürſten von Sachſen und von der Pfalz auf ſeine Seite. Da nun dieſe drey Fürſten einig waren und der Churfürſt von Bayern alſo ſahe, daß ſeine Wünſche nicht erfüllt werden würden; ſo trat er zu ihrer Parthey über. Folglich hatten ſie nun die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite und die drey geiſtlichen Churfürſten mußten nachgeben. Leopold wurde zu Frankfurt erwählt und gekrönt, vielleicht der einzige Vortheil, den er je über Ludwig XIV. deſſen ſtets unglücklicher Nachahmer er war, erhalten hat.

Das Jahr 1660. von welchem ich mich ein wenig entfernt habe, ward durch die Wiedereinſetzung Karls II. auf den engliſchen Thron denkwürdig. Alle europäiſche Mächte ſchickten ihm Geſandtſchaften und ſuchten ſeine Freundſchaft, da er bey Cromwells Lebzeiten kaum irgendwo einen Zufluchtsort gefunden hatte. Auch der Churfürſt ſchickte den Freyherrn Eberhard von Pöllnitz *) an ihn, um ein Bündniß mit ihm zu ſchließen, dem der König alle Ehrenbezeugungen, die den Geſandten der gekrönten Häupter zukommen, erwies.

Als im Jahre 1663. zwiſchen den Türken und dem Kaiſer ein Krieg ausgebrochen war; drangen gegen hundert tauſend Ungläubige in Ungern ein. Die Kaiſerlichen, die ſich jetzt in ſchlechtem Stande befanden, dabey nicht ſehr zahlreich und noch dazu in den Garniſonen herum zerſtreuet waren, wagten

*) Eberhard Bernhard Freyherr von Pöllnitz, Staatsminiſter, Oberſtallmeiſter und Generallieutenant der Armee Friedrich Wilhelms, Oberſter der Garde, Gouverneur von Berlin und Ritter des St. Johanniterordens.

es gar nicht, vor einem ſo ſtarken Heere zu erſcheinen, ſo daß der Groß-Vezier Neuhäuſel belagerte. Der Ort hielt ſich über einen Monat. Dadurch ſowohl als durch die Unſchlüſſigkeit und Langſamkeit des Groß-Veziers gewann der Kaiſer Zeit, ſich nach Regensburg zu begeben, um die Stände des deutſchen Reichs zu bitten, ihm in dieſer ſeiner Gefahr beyzuſtehen. Er hatte auch das Vergnügen zu ſehen, daß ſeine Bitten nicht vergeblich waren, und gewiß hatten ſeit den Kreuzzügen die chriſtlichen Fürſten noch nie wieder ſo viel Eifer gezeigt, gegen die Osmanen zu fechten, als jetzt.

Der Pabſt Alexander VII. erlaubte dem Kaiſer, 700,000 römiſche Scudi bey der Geiſtlichkeit ſeiner Erbſtaaten aufzunehmen.

Ludwig XIV. ſchickte ihm 6000 Mann vom Kern der franzöſiſchen Infanterie unter dem Commando des Hrn. de Coligni und de la Feuillade.

Da ihm der König von Spanien nicht mit Truppen beyſtehen konnte; ſo ſchickte er ihm Geld; der König von Schweden aber vermehrte ſein Contingent, das er für ſeine

deutſchen Staaten lieferte, mit 2500 Mann. Der Herzog von Mantua legte ſeinen Unterthanen eine Kopfſteuer von einer halben Piſtole auf und ſandte den Ertrag davon nach Wien. Der Großherzog von Toscana verſahe den Kaiſer außer 500,000 Thalern an Gelde noch mit einer großen Menge Waffen und Kriegsmunition. Die Republiken Venedig und Genua waren ebenfalls nicht karg und thaten Alles, was der Kaiſer nur von getreuen Bundsgenoſſen erwarten konnte. Die deutſchen Reichsſtände ließen zwey Heere marſchieren, unter denen ſich auch 2000 Brandenburger unter den Befehlen des Herzogs von Holſtein-Beck befanden. Endlich ſtellten auch noch die Ungern ihre Miliz und machten ſich anheiſchig, den fremden Truppen Winterquartiere zu geben und für ihren Unterhalt zu ſorgen.

Durch alle dieſe Unterſtützung ſahe ſich Montecuculi, dem der Kaiſer das Commando ſeiner Armee anvertrauet hatte, im Stande, ſich den Türken zu zeigen. Dieſe hatten ſich ſo gelagert, daß der Raabfluß ſie von der chriſtlichen Armee trennte.

Der

Der Großvezier ſetzte hierauf bey St. Godz- 1664.
ard über dieſen Fluß und agirte mit ſeinen Türken mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Tapferkeit, daß man ſchon den Augenblick ſich nähern ſahe, wo die chriſtliche Armee gänzlich niedergemacht werden würde, als auf einmal der Muth der Franzoſen den Kampf von Neuem belebte. Sie ſchlugen die Ungläubigen zurück, trieben ſie in den Fluß und verſchaften den Kaiſerlichen einen vollkommenen Sieg.

Die Schlacht dauerte von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Von beyden Seiten wurden ſehr viele getödtet. Am ſtärkſten war jedoch der Verluſt der Türken, die bey dieſer Gelegenheit, wie Montecuculi in ſeinen Memoiren ſich ausdrückt, nicht etwa ihre ſchlechten, an das Fliehen ſchon gewöhnten, Hülfstruppen verlohren; ſondern vielmehr den rechten Kern des ganzen Reichs und der Armee, nemlich die Janitſcharen, Albaner, Spahi's und die vornehmſten Perſonen von Conſtantinopel, die der

Bayerische Staatsbibliothek München

Schild und das Schwerdt des osmaniſchen Reichs ſind.

Dieſer ſo wichtige Sieg und die Obermacht, die Leopold dadurch gewonnen hatte, ſchienen der Chriſtenheit die gänzliche Vertilgung der türkiſchen Macht in Ungern zu verſprechen. Durch den Ruhm dieſer Schlacht angefeuert waren die chriſtlichen Truppen nun ſtets begierig zu ſtreiten, und es hatte auch den Anſchein, daß der Kaiſer nunmehr die Feinde des chriſtlichen Namens auf lange Zeit von ſeinen Grenzen werde entfernen können. Allein Leopold übereilte ſich — welches um ſo unbegreiflicher iſt, da er ſonſt in allen ſeinen Handlungen ſehr langſam war — und unterzeichnete ſechs Wochen nach der Schlacht mit Mohammed IV. einen Stillſtand auf zwanzig Jahre unter eben nicht vortheilhaften Bedingungen. Er ſuchte daher ſein Benehmen durch die Beſorgniß zu entſchuldigen, es mögte Ludwig XIV. die Gelegenheit, da er mit den Türken beſchäftigt wäre, wahrnehmen und in die Niederlande einfallen. Allein er mogte auch vorbringen, was er wollte; die Oeſtrei-

Bayerische Staatsbibliothek München

cher und Ungern, die gern auf immer gegen die Einfälle der Osmanen geſichert zu ſeyn wünſchten, hörten nicht auf, darüber zu murren.

Der Krieg mit Frankreich, den Leopold ſo ſehr fürchtete, hatte indeſſen erſt im Jahre 1667. ſtatt. Zwar hatte der allerchriſtlichſte König bereits ſeitdem Jahre 1665. nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, Philips IV. Königs von Spanien*), die Engländer und die Holländer in Zwiſt zu bringen geſucht, um ihre Macht zur See, die ihn verdunkelte, zu ſchwächen und von ihnen Nichts zu fürchten zu haben, wenn er die ſpaniſchen Niederlande, auf die ſeiner Meinung nach ſeine Gemahlin vermöge des Abwalzungsrechts gerechte Anſprüche hätte, zu erobern ſuchen würde.

Um den Bündniſſen, die etwa zu Spaniens Unterſtützung gegen ihn geſchloſſen werden könnten, zuvorzukommen; ließ er ſich von mehrern deutſchen Fürſten, beſonders aber von dem Churfürſten, verſprechen, daß ſie keinen Antheil an dieſem Kriege nehmen

*) Er ſtarb den 17. Septemb. 1665.

wollten. Friedrich Wilhelm machte ſich um ſo leichter anheiſchig dazu, da dieſer Streit ſo ganz außer ſeinem Plane war.

1666. Ludwig gründete die Anſprüche ſeiner Gemahlin auf das brabantiſche Herkommen, vermöge deſſen die Güter des Vaters den Kindern erſter Ehe, mit gänzlicher Ausſchließung der Kinder zweyter Ehe, anheimfallen. Die Königin von Frankreich, Marie Thereſe, verlangte alſo in dieſen Ländern ihrem Vater zu folgen. Ihre Anſprüche würden auch vollkommen gültig geweſen ſeyn, wenn ſie nicht in dem Heirathskontrakte auf alle Anſprüche Verzicht gethan hätte. Es fanden ſich indeſſen einige Rechtsgelehrten, welche behaupteten, daß die Verzichtleiſtung null und nichtig ſey. Ludwigs XIV. Miniſter fanden ihre Gründe ſehr triftig, wenn gleich die Höfe zu Madrid und Wien ſich bemüheten, die Schwäche derſelben zu zeigen.

Unterdeſſen eröfnete der König von Frankreich ſeinen Feldzug. Er commandirte die Armee in eigner Perſon und unter ihm der Hr. von Turenne. Da er nur

wenig Widerſtand fand; eroberte er Flandern und Franche-Comte' mit leichter Mühe. Als er aber hierauf ſahe, daß ein Theil von Europa ſich gegen ihn verband; ſchloß er in der Eil einen Frieden mit Spanien zu Aachen. Vermöge deſſelben gab Ludwig die Franche-Comte' zurück; erhielt dafür aber Charleroi, Birich, Ath, Douay, das Fort de l'Escarpe, Tournay, Lille, Oudenarden, Armentieres, Courtray, Bergues und Turnes. Zugleich machten ſich die Holländer anheiſchig, es bey Spanien dahin zu bringen, daß es ihn in Anſehung ſeiner Anſprüche befriedigte und ihm entweder dasjenige, was er ſchon erobert hatte, abträte oder ihm die Franche-Comte' oder das Herzogthum Luxemburg dafür gäbe.

1666.

Gleich nach dem Frieden zu Aachen ſtarb die Churfürſtin Louiſe Henriette, Prinzeſſin von Oranien, zu Berlin. Sie ward allgemein beklagt, und vorzüglich von den Armen bedauert, denen ſie faſt alle ihre Einkünfte austheilte. Sie hinterließ drey Söhne, nemlich den Churprinzen Karl

1667. Den 6. Jun.

Aemil, Friedrich, nachherigen König und den Prinzen Ludwig.

Dieſe drey Prinzen ſchienen dem Churfürſten die Erbfolge in ſeinem Hauſe zu ſichern. Demungeachtet dachte dieſer Fürſt an eine
1668. zweyte Vermählung. Er ließ daher um die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte, Pfalzgräfin am Rhein, anhalten *). Da aber dieſe Prinzeſſin einige Abneigung bezeigte, die Stiefmutter dreyer Prinzen zu werden, von denen der Aelteſte nicht viel jünger als ſie war; ſo bot der Churfürſt ſeine Hand der Prinzeſſin Sophie Dorothee von Holſtein Glücksburg, der Witwe Georg Wilhelms, Herzogs von Lüneburg-Zelle an, einer Prinzeſſin, der es gänzlich an Schönheit und Anmuth gebrach, die überdem noch ſtolz, rachſüchtig, jachzornig und ſo eigennützig war, daß ſie nur immer Geld zuſammen zu ſcharren ſuchte und beſonders hernach, da ſie Kinder bekam, keine Gelegenheit vorbey ließ, um ſich zu bereichern.

*) Sie heirathete hernach den Herzog von Orleans, Philipp von Frankreich, einen Bruder Ludwigs XIV.

Man ſagte von ihr, ſie ſey eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, eine grauſame Stiefmutter und eine unbarmherzige Fürſtin. Demungeachtet beherrſchte ſie bald unumſchränkt den Willen ihres Gemahls, ſo daß er ſie in allen Angelegenheiten zu Rathe zog und faſt Nichts ohne ſie unternahm. So ſehr ſie indeſſen die Freundſchaft des Churfürſten zu gewinnen wußte; ſo wenig beſaß ſie die Liebe der Hofleute und des Volks.

Stiller war wohl nie ein Einzug in Berlin geweſen, als der ihrige. Auch nicht das geringſte Zeichen von Freude ließ ſich blicken und man hätte beynahe glauben ſollen, es ſey ein Leichenzug. Die Prinzeſſin bemerkte es wohl, und war deswegen auf die Berliner ſehr übel zu ſprechen. Um ſich nun wegen ihrer bewieſenen Gleichgültigkeit zu rächen; überredete ſie den Churfürſten, ſeinen Aufenthalt für die Zukunft in Potsdam zu nehmen. Als der Churfürſt noch beſchäftigt war, ſeiner neuen Gemahlin zu Ehren Feſte anzuſtellen; boten die Polen ihm ihre Krone an, die durch die Abdankung Johann Caſimirs, des letzten Prinzen

aus dem Hauſe Waſa, das zu gleicher Zeit auf dem ſchwediſchen und polniſchen Throne ſaß, jetzt aber in Polen mit Johann Caſimir und in Schweden mit Chriſtinen zu regieren aufhörte, erledigt worden war. Der ehemalige König von Polen begab ſich hierauf nach Frankreich, das er bloß aus den Erzählungen ſeiner Gemahlin kannte, und wollte alſo lieber ein Penſionair Ludwigs XIV. als König über eine mächtige Nation ſeyn. Der König von Frankreich gab ihm die Abtey zu St. Germain des Prez, wo er im Jahre 1672. ſtarb.

Die Bedingung, unter welcher die Polen dem Churfürſten ihre Krone anboten, war, daß er Katholiſch werden ſollte. Friedrich Wilhelm antwortete hierauf, er wäre zwar ſehr erkenntlich für die Ehre, welche die Republik ihm erzeigen wolle; da er aber einmal glaubte, die beſte Religion zu bekennen; ſo würde er dieſelbe auch ſelbſt für alle Kronen der Erde nicht wieder verändern.

Nach dieſer abſchlägigen Antwort ſchlugen die Polen den gewöhnlichen Weg der

Wahl ein. Der verſammlete Reichstag auf der Ebne bey Warſchau beſtand aus mehr als hundert tauſend Edelleuten. Der Primas ließ hierauf der Gewohnheit gemäß die Geſandten der Kronkandidaten zur Audienz. Dieſe Letztern waren der Prinz von Condé, der Herzog Karl IV. von Lothringen, der Herzog von Neuburg, der Großherzog von Toscana und der Czar von Moscau.

Der franzöſiſche Geſandte führte das Wort für den Prinzen von Condé. Er hielt eine gerechte Lobrede auf den Helden, den er empfahl. Da er aber bloß ſeine herrlichen Eigenſchaften, und kein Geld, anbot, ſo wurde ſeine Rede zwar bewundert; allein ſie fand keinen Eingang in die Herzen der Polen.

Boineburg, der Geſandte des Churfürſten, ſprach für das Intereſſe des Herzogs von Neuburg. Allein, da der große Condé die Aufmerkſamkeit der Polen nicht hatte auf ſich ziehen können und Boineburg ebenfalls Nichts weiter als die Perſon ſeines Kandidaten präſentirte; ſo wäre es ein

Wunder geweſen, wenn man auf ihn Rückſicht genommen hätte.

Der toscaniſche Geſandte redete ganz im Geiſte des Plutus. Er führte unter Andern an, ſein Herr beſitze unerſchöpfliche Schätze, die er, ſobald er erwählt worden ſey, nach Polen ſchicken wolle: vorläufig biete derſelbe der Republik nur vier Millionen Dukaten zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe an. Dieſes Anerbieten ſchien allerdings annehmlich zu ſeyn; da aber die Verſprechungen nicht ſogleich realiſirt wurden; ſo hielt man Alles, was er ſagte, für Feenmährchen.

Der moscovitiſche Geſandte trat zuletzt auf, weil er ohne Zweifel glaubte, er werde den Sieg über alle Competenten für ſeinen Herrn davon tragen, und erklärte mit vieler Emphaſe, daß der Czar, ſein Gebieter, ohne Widerrede darein willigen werde, daß Polen ein Theil des moscovitiſchen Reichs werde; daß er ſich alle Mühe geben werde, die griechiſche Religion mit der Römiſchen zu vereinigen und daß er ſogar Nichts dawider haben werde, wenn er ſich polniſch kleiden ſollte.

Die ganze Reichsverſammlung bewunderte die ausnehmende Güte des Czaren; hielt es aber nicht für rathſam, ſie ſelbſt zu verſuchen. Da alle dieſe Reden von den Gründen entblößt waren, welche beſſer als alle Beredſamkeit die großen Verſammlungen überzeugen; ſo würdigten die Polen ſie keiner Aufmerkſamkeit. Nur wußten ſie nunmehr nicht, wem ſie die Krone geben ſollten und waren ſchon im Begriff, den Reichstag zu entlaſſen, da es doch dem Reiche ſelbſt nicht an Subjekten fehlte, die des Thrones würdig waren und man aus der polniſchen Nation ſelbſt, nicht aber im Auslande, einen König wählen mußte.

Während der Woiwode noch redete; kam Michael Wiesnowiesky auf einem prächtigen Roſſe und mit einem zahlreichen Gefolge angeritten. Sobald er ihn erblickte; wies er mit der Hand auf ihn und ſagte: Da ſehet Den, den Ihr auf den Thron ſetzen müſſet! Er iſt ein Pjaſt und aus Jagello's Blute; denn er ſtammt von Uladislav I. ab. Es iſt Niemand da, den

man ihm entgegen ſtellen könnte, und Niemand verdient mehr als er, eine Krone zu tragen!

Kaum konnte der Woiwode ſeine Rede endigen; als von allen Seiten zugleich gerufen
1669. wurde: Es lebe unſer König Michael! Der Primas gab dem Strome nach; er ſammlete die Stimmen ein und fand ſie alle für Michael, ſo daß er ihn ungeſäumt als König von Polen und Großherzog von Litthauen proclamirte. Als Wiesnowiesky ſeinen Namen ausſprechen hörte; erblaßte er und bat zitternd und mit Thränen, daß man ihm erlauben mögte, eine Würde auszuſchlagen, die ſo tief unter ſeinen Kräften wäre. Allein man hörte nicht auf ſein Bitten. Man führte ihn zur Kirche, wo ein Te Deum geſungen wurde, und hierauf in das königliche Schloß, wo er ſich ſo lange aufhielt, bis zur Salbungsceremonie in Crakau Alles vorbereitet war.

Die Regierung dieſes Fürſten war weder lang noch glücklich, und die Polen hatten gar keine Urſach, ſich über ihre Wahl zu freuen. Er vermählte ſich nach ſeiner Krö-

nung mit Eleonoren Marien von Oeſtreich, der Tochter Kaiſers Ferdinand III. Nach Michaels Tode heirathete dieſe Prinzeſſin den Herzog von Lothringen, Karl Leopold, den Großvater Kaiſers Franz I.

Als im Jahre 1670. der Kaiſer den Grafen Nadaſti wegen Empörung zu Wien hatte enthaupten laſſen; wurde die Grafſchaft Regenſtein, die er als ein Lehen des Biſthums Halberſtadt beſeſſen hatte, erledigt, weil der Graf keine Kinder hinterließ, überdem des Adels verluſtig und für unfähig erklärt worden war, Ländereyen im deutſchen Reiche und in Ungern zu beſitzen. Der Churfürſt gelangte alſo zum Beſitze dieſes Ländchens, ungeachtet die Herzoge von Braunſchweig, die damals wegen der väterlichen Erbſchaft in Streitigkeiten verwickelt waren, dagegen proteſtirten. Er vereinigte ſie mit dem Fürſtenthume Halberſtadt, ſo daß es den Anſchein hat, die Anſprüche des Hauſes Braunſchweig werden für die Zukunft nicht geachtet werden.

Ludwig XIV. veränderte unterdeſſen die Lage der Sachen in Europa durch den Krieg, den er den Holländern unter dem Vorwande einiger beleidigenden Schriften, Medaillen, Inſchriften, Gemählde und Kupferſtiche, welche einige Privatleute in Amſterdam öffentlich bekannt gemacht hatten, ankündigte. Die eigentliche Urſach dieſes Krieges war aber ſeine Unzufriedenheit darüber, daß die Generalſtaaten eine Tripel-Alliance mit Schweden und England geſchloſſen hatten, um ſeinen Eroberungen Grenzen zu ſetzen und dem Könige von Spanien die Niederlande zu erhalten. Hauptſächlich aber beunruhigte ihn die Beſorgniß, die Holländer mögten den Handel der Franzoſen in Indien und die Manufakturen ſeines Königreichs zerrütten.

Nachdem endlich Ludwig den Krieg feſt beſchloſſen hatte, ſuchte er alle mögliche Mittel auf, um die Tripel-Alliance zu trennen. Es glückte ihm auch wirklich, Karln II., König von England, durch die Vermittelung der Prinzeſſin Henriette, Herzo-

gin von Orleans *), davon abzubringen. Unter dem Vorwande, ihre Brüder, den König von England und den Herzog von York zu beſuchen, machte dieſe Prinzeſſin eine Reiſe übers Meer. Sie wußte bey dem Könige die Sache ſo gut einzuleiten, daß ſie ihn bald überredete, der Tripel-Alliance zu entſagen und Frankreichs Parthie zu ergreifen.

Schweden folgte bald Englands Beyſpiele. Allein dem Allen ungeachtet wäre dem Könige von Frankreich der Eingang in Holland noch nicht geöfnet geweſen, wenn er nicht den Churfürſten von Cölln und den Biſchof von Münſter, Chriſtoph von Gaalen, in ſein Intereſſe gezogen hätte.

Unterdeſſen hatten die Holländer gar keinen Bundsgenoſſen. Der Kaiſer hatte ſie bis dahin als rebelliſche Unterthanen gegen ſein Haus und als Feinde der katholiſchen Re- 1671.

*) Henriette, Prinzeſſin von England, Gemahlin Philipps von Frankreich, Herzogs von Orleans, Bruders Ludwigs XIV. Sie ſtarb zu St. Cloud, den 10. Jun. 1670.

ligion betrachtet. Daher ließ er ſich durch den Fürſten Wilhelm von Fürſtenberg, den Premier-Miniſter des Churfürſten von Cölln, leicht überreden und billigte ſelbſt die Ligue, die der Churfürſt und der Biſchof von Münſter mit eingegangen waren. Er ging ſogar ſo weit, daß er mit Ludwig XIV. einen geheimen Traktat ſchloß, worin er verſprach, den Generalſtaaten nicht beyzuſtehen, wofern die franzöſiſchen Truppen keine Einfälle in das Gebiet des deutſchen Reichs oder Spaniens thäten.

Die meiſten Fürſten Deutſchlands erklärten nach dem Beyſpiele ihres Oberhaupts, daß ſie die ſtrengſte Neutralität beobachten würden. Friedrich Wilhelm war der Einzige, der ſich für die Republik intereſſirte. Sobald er erfuhr, daß ſie mit einem Angriffe bedrohet würde; ſchloß er ein Bündniß mit ihr, vermöge deſſen er ihr einen Beyſtand von zwanzig tauſend Mann verſprach, wovon ſie die Hälfte unterhalten ſollte. Beyde Theile machten ſich zugleich anheiſchig, keinen Separatfrieden zu ſchließen. Der Kaiſer trat endlich nach dem Bey-

ſpie-

ſpiele des Churfürſten zu dieſem Bündniſſe über und entſagte der Neutralität, die er dem Könige von Frankreich verſprochen hatte.

Die Königin von Spanien, welche jetzt die vormundſchaftliche Regierung führte, bot den Generalſtaaten ebenfalls Geld und Truppen an. Sie ſchifte 6000 Mann nach Oſtende ein, und gab dem Grafen Monterir, Gouverneur der Niederlande, Befehl, ſie zum Dienſte der Republik zu gebrauchen. Dadurch bekam das Syſtem von Europa eine ganz neue Wendung, indem Spanien, das zwanzig Jahre hindurch daran gearbeitet hatte, die Holländer als empörte Unterthanen nieder zu drücken, nunmehr ihre vornehmſte Stütze wurde; unterdeſſen Frankreich und England, die ſo viel zum Wohl der Republik beygetragen hatten, jetzt ihren Sturz zu befördern ſuchten.

Holland hatte dieſe fremde Unterſtützung um ſo mehr nöthig, da es ſchon ſeit geraumer Zeit in zwey Partheyen getheilt war. Der Einen Oberhaupt war Wilhelm, Prinz von Oranien, dem ſie gern zur Statthalterwürde verhelfen wollte, weil ſie

glaubte, nur er könne der Macht Ludwigs XIV. Grenzen ſetzen. An der Spitze der Gegenparthey ſtanden der Rathspenſionair Johann de Witt und ſein Bruder Cornelius, Bürgermeiſter zu Dordrecht und Ruard von Putten. Beyde Brüder waren Freunde von Frankreich und völlig überzeugt, daß Ludwig XIV. die ſieben Provinzen weit beſſer gegen England ſchützen könne, als Spanien und das deutſche Reich, weil Beyde zu weit von einander entfernt wären, um gemeinſchaftliche Sache zu machen. Doch waren die innerlichen Unruhen nicht das einzige Unglück der Republik. Die Staaten wußten nicht, was ſie in der gegenwärtigen Lage thun ſollten. Ihre Truppen, ſchon ſeit langer Zeit unthätig, ohne Kriegszucht und Muth, hatten weder einen Hauptanführer noch Generale, die das Commando hätten übernehmen können. Bloß die Flotte war durch die Vorſorge des Admirals Ruyter im Stande, dem Feinde die Spitze zu bieten: Und in der That kann man auch behaupten, daß ſie es war, die Holland rettete, indem ſie

anſehnliche Vortheile über die Engländer gewann.

Ludwig XIV. der ſeine Armee ſelbſt commandirte, fand gleich im erſten Feldzuge auch nicht Eine Stadt, Maſtricht allein ausgenommen, die es gewagt hätte, ihm Widerſtand zu thun. Er kam bis Utrecht. Die Staaten baten alſo um Frieden. Er geſtand ihnen denſelben zwar zu, aber unter ſo harten Bedingungen, daß die Republik lieber den Krieg fortſetzen wollte.

Unterdeſſen hatte Hollands Regie- 1672. rungsform eine ganz neue Geſtalt angenommen. Die Gebrüder de Witt waren bey einem Aufruhr von den Anhängern des Prinzen von Oranien umgebracht und der Prinz ſelbſt zum Statthalter mit einer noch größern Gewalt, als ſeine Vorfahren gehabt hatten, ernannt worden. Dieſe war ſo wenig beſchränkt, daß man hernach, als das Glück ihn auf den großbritanniſchen Thron ſetzte, von ihm ſagte, er ſey König von Holland und Statthalter von England.

Der Prinz von Oranien entſprach der hohen Idee, die ſeine Anhänger von ihm ge-

habt hatten. Er weckte den ſchlummernden Muth der Republik wieder auf und reizte mehrere Mächte, ſich gegen Frankreich zu erklären. Der König von Dänemark, der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Zelle und der Landgraf von Heſſen traten auf die Seite der Republik. Friedrich Wilhelm formirte ſeine Armee zwiſchen Halberſtadt und Minden, wo Montecuculi und Bournoaville mit 10,000 Mann kaiſerlicher Truppen zu ihm ſtießen. Hierauf ſetzte er ſeinen Marſch nach Weſtphalen fort, um in den cöllniſchen und münſterſchen Landen, die mit Frankreich im Bunde ſtanden, die Winterquartiere zu nehmen.

Friedrich Wilhelm ſchrieb hier ſogleich Contributionen aus, gab die Städte und Dörfer der Plünderung Preis und verſetzte ſie ins äußerſte Elend. Nicht mit der Verwüſtung des platten Landes zufrieden, ſchickte er den General Spaan mit 6000 Mann ab, um Werl, eine am kleinen Fluſſe Sicka auf cöllniſchem Gebiete gelegene Stadt, zu belagern. Da der Ort aber ganz

unerwartet tapfern Widerſtand that; führte der Churfürſt ſelbſt den Belagerern eine Verſtärkung von 4000 Mann zu. Dieſes half aber zu weiter Nichts, als daß er wenige Tage nachher das Mißvergnügen hatte, zu ſehen, daß der Marquis de Re'nel ihn zwang, die Belagerung eiligſt aufzuheben. Er zog ſich hierauf nach Bielefeld, der General Spaan aber nach Lippſtadt, zurück. Der Hintertrupp des Letztern ward niedergemacht; auch nahmen die Franzoſen Verſchiedene gefangen.

Dieſer unglückliche Erfolg ſchlug indeſſen den Muth des Churfürſten nicht nieder. Er rückte den 4. Februar mit ſeiner Armee nach Soeſt vor, um zu verhindern, daß die cölln=iſchen und münſterſchen Truppen ſich mit den Franzoſen vereinigten. Allein dies war ſchon geſchehen, und er erhielt zugleich die Nachricht, daß der Herr von Turenne gerade auf ihn losgehe. Er wollte ihm nun zwar zuvorkommen und ihm ein Treffen liefern; allein Bournoaville, welcher die Kaiſerlichen in Montecuculi's Abweſenheit, der krank zu Paderborn zurück ge= 1673.

blieben war, commandirte, machte Schwie-
rigkeiten, durch ein Defilé, welches die Franzoſen und Alliirten trennte, zu marſchieren und ſtimmte für den Rückzug. Die meiſten Generale waren gleichfalls ſeiner Meinung, ſo daß der Churfürſt ſich gezwungen ſahe, dem Strome zu folgen. Man zog ſich nun mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daß man die Kranken, die Artillerie und die Bagage zurückließ. Turenne zog hierauf in Soeſt ein und die Alliirten, bey denen ſich Montecuculi nun wieder befand, räumten Weſtphalen, gingen über die Weſer zurück und marſchierten in das Bisthum Hildesheim, wo ſie ſich wieder trennten. Montecuculi nahm ſeinen Marſch nach Franken hin, der Churfürſt aber kam mit dem Ueberreſte ſeiner Armee wieder nach der Mark zurück.

Während Turenne ſo viele Vortheile über die Alliirten davon trug; that ein Franzoſe, Namens Villeneuve, der ſich unter ſeiner Armee befand, dem Churfürſten den Antrag, dieſen großen General über die Seite zu ſchaffen. Allein Friedrich Wil-

helms Edelmuth fand ſich dadurch beleidigt. Er warnte ſogar den Hrn. von Turenne, ſich vor dem Verräther zu hüten und fügte hinzu, er ſchätze ihn zu ſehr, als daß er ihn das Opfer einer Verrätherey könnte werden laſſen.

Als der Churfürſt ſich nun wieder in Berlin befand; war er mit den Kaiſerlichen, mit dem Prinzen von Oranien und den Generalſtaaten gleich unzufrieden. Er beklagte ſich, daß die Erſtern ihn dadurch, daß ſie ſich geweigert hätten ihm zu folgen, des Ruhms dieſes Feldzuges beraubt hätten; ferner daß der junge Statthalter ſich nicht dankbar dafür bewieſe, daß er ihn vom Herrn von Turenne und von zwanzig tauſend Franzoſen befreyet hätte und endlich, daß die Holländer ihm die verſprochenen Subſidien nicht bezahlten, daher er unmöglich ſeine Armee wieder in den gehörigen Stand ſetzen könne.

Dieſe vielen Urſachen zum Mißvergnügen brachten am Ende den Churfürſten zu dem Entſchluß, Ludwigs XIV. Freundſchaft zu ſuchen. Er ſchrieb daher an den Her-

zog von Neuburg, der mit Frankreich bereits im Bündniſſe ſtand, und erreichte auch durch die Vermittelung dieſes Fürſten
1674. bald ſeine Wünſche. Der Traktat wurde im Junius im Lager bey Voſſern durch den Herrn von Pompoar, Staatsſekretär des Königs, und durch Franz von Meinders, Staatsminiſter des Churfürſten, unterzeichnet. Ludwig XIV. ratifizirte ihn vor Maſtricht, das er eben belagerte. Der König von England, der Churfürſt von Cölln, der Biſchof von Münſter und alle übrigen Alliirten des Königs waren mit darin begriffen. Vermöge dieſes Friedenstraktats zog der König von Frankreich ſeine Truppen wieder aus den Staaten des Churfürſten und gab ihm die Städte des Herzogthums Cleve, welche die Holländer beſetzt hatten, zurück. Weſel und Retz aber behielt der König bis zum allgemeinen Frieden. Friedrich Wilhelm entſagte darin dem Bündniſſe mit den Generalſtaaten, ſo wie allen übrigen Verbindungen, die er etwa zum Schaden des Königs hätte eingehen können; zugleich verſprach er auch, neu-

tral zu bleiben, ſo lange der Kaiſer nicht an⸗
gegriffen werden würde.

Nachdem Friedrich Wilhelm ſeinen
Staaten den Frieden wiedergegeben hatte, be⸗
gab er ſich ſchnell nach Preußen, wo ſeine
Gegenwart ſehr nöthig war, um den Adel
im Gehorſam zu erhalten. Zwey Edelleute,
Vater und Sohn, aus dem Hauſe von
Kalckſtein, fachten die Unzufriedenheit des
Adels gegen die Regierung an. Der Chur⸗
fürſt ließ ſie ſogleich bey ſeiner Ankunft in
Königsberg in Verhaft nehmen. Der
Prozeß ward ihnen hierauf gemacht und das
Urthel verdammte ſie zu ewiger Gefängniß⸗
ſtrafe. In Betracht ihrer Familie verwan⸗
delte der Churfürſt die Gefangenſchaft in eine
Geldſtrafe, welche zwar bezahlt wurde, aber
den alten Kalckſtein ſo ſehr in Zorn ſetzte,
daß er auf dem Todbette ſeinen Sohn ſchwö⸗
ren ließ, ſein ganzes Leben hindurch ein Feind
des churfürſtlichen Hauſes zu ſeyn und Alles
verſuchen zu wollen, um die Regierungsform
des Herzogthums Preußen wieder auf den
Fuß zu ſetzen, auf welchem ſie vor dem we⸗
lauer und oliviſchen Traktate geweſen ſey.

Der junge von Kalckſtein blieb ſeinem Schwure treu. Er ließ ſich heimlich zum Deputirten des Adels an den zu Warſchau verſammleten polniſchen Reichstag ernennen. Sobald er daſelbſt angekommen war; ward ihm die geſuchte Audienz zugeſtanden. Er wußte hier den bejammernswürdigen Zuſtand, in welchem ſich Preußen jetzt befände, mit ſo vieler Stärke zu ſchildern, daß die ganze Verſammlung dadurch gerührt wurde, und alle Landbothen laut behaupteten, daß, da dieſe Provinz ehedem ein polniſches Lehn geweſen ſey, man ſie nicht im Stiche laſſen, ſondern vielmehr ſich alle Mühe geben müſſe, die verlohrne Oberlehnsherrſchaft wieder zu erlangen; daß jetzt die günſtigſte Gelegenheit dazu ſey, indem die meiſten Staaten Europens in einen Krieg mit Frankreich verwickelt ſeyen; daß folglich der Churfürſt auf keine fremde Unterſtützung rechnen könne und er allein um ſo weniger im Stande ſey, Polen Widerſtand zu thun, da ſeine Armee jetzt durch den unglücklichen Feldzug, den er gemacht habe, geſchwächt ſey.

Dieſe Worte machten Eindruck auf die ganze Verſammlung. Man ertheilte dem Hrn. von Kalckſtein einen Schutzbrief und wies ihm einen Platz auf dem Reichstage an, als wenn er wirklicher Landbothe des herzoglichen Preußens geweſen wäre. Da Kalckſtein nun nichts weiter zu fürchten zu haben glaubte; gab er verſchiedene beleidigende Schriften gegen den Churfürſten heraus und ſchickte ſie im ganzen Königreiche herum, um demſelben noch mehr Feinde zu erwecken. Sobald der Churfürſt von Kalckſteins Beginnen Nachricht erhielt; befahl er dem Euſebius von Brand *), daß er ſich Mühe geben ſolle, ihn aufgreifen zu laſſen und dann nach Preußen zu ſchicken. Der Auftrag war nicht leicht; dennoch übernahm der Herr von Brand die Ausführung. Da er ehedem mit dem von Kalckſtein in genauerer Freundſchaft gelebt hatte; ſo bat er ihn einmal zum Mittagseſſen zu ſich. Kalckſtein beging die Unvorſichtigkeit, im brandenburgiſchen Pallaſte zu er=

*) Er ſtarb als Staatsminiſter Königs Friedrichs I. 1706.

ſcheinen. Man führte ihn ſogleich, als er hineingetreten war, in das Fort des Pallaſtes in ein Zimmer, wo vier Dragoner nebſt dem Capitain Villedieu ſich ſeiner bemächtigten, ihn zu Boden warfen, knebelten und banden, ſo auf einen Wagen, der im Hofe bereit ſtand, warfen und dann nach Preußen führten. Der Hr. von Brand reiſ'te zugleich heimlich von Warſchau ab und kam auf Umwegen glücklich nach Deutſchland. Die Polen erfuhren ſeine Abreiſe und die Gefangennehmung des von Kalckſtein nicht ehe, als bis ſie dieſelben nicht mehr einhohlen konnten. Man ſetzte ihnen indeſſen doch nach. Außerdem ſtieß man die Thüren des brandenburgiſchen Pallaſtes mit Gewalt ein, durchſuchte Alles und zerbrach Dasjenige in Stücken, was man nicht mit fortnehmen konnte. Der niedere Adel ſchrie laut und verlangte, der König ſolle den Adel und das Landvolk *) aufbieten, um über Brandenburg herzufallen. Allein weder

*) Man nennt dieſes Pospolite, Ruſzenie. Zuweilen muß ſich auch die Geiſtlichkeit ſtellen. Die Pospolite iſt nicht verbunden, über fünf

der König noch die Großen hatten Luſt zum Kriege. Es entſtanden daher viele Unruhen und man hatte Mühe, die aufbrauſenden Köpfe zu beſänftigen. Es wurde endlich ausgemacht, daß Albert Opatzky nach Königsberg geſchickt werden ſollte, um von dem Churfürſten zu verlangen, daß er den von Kalckſtein nach Warſchau zurückſchicken und den von Brand ausliefern ſolle; und zwar den Erſten deswegen, damit er des Schutzes der Republik genießen, den Andern aber, damit er als ein Verletzer des Völkerrechts beſtraft werden könne. Opatzky entledigte ſich ſeines Auftrags mit vielem Stolze und bedrohete ſogar den Churfürſten mit der ganzen Macht der Republik. Friedrich Wilhelm ließ ſich dadurch nicht irre machen; ſondern antwortete, daß er gar keinen Antheil an Kalckſteins Aufhebung habe; da indeſſen die Vorſehung ihn in ſeine Hände geführt habe; ſo ſey es ihm ſehr angenehm und er werde ihn nun gehörig für

Meilen von der Grenze zu marſchieren oder über 6 Wochen im Lager zu bleiben, wenn ſich der Feind nicht zeigt.

ſeine Vermeſſenheit beſtrafen. Er weigere ſich übrigens gar nicht, ſeinen Körper nach Warſchau zu ſchicken; der Kopf aber müſſe in Preußen zurückbleiben. Was ſeinen Geſandten von Brand betreffe; ſo glaubte er allein das Recht zu haben, ihn zu beſtrafen. Bis jetzt wiſſe er indeſſen nicht, in wiefern er ſich gegen die Republik Polen vergangen habe, und da er jetzt ſeinen Dienſt verlaſſen hätte, um nach Holland zu gehen; ſo wäre es ſehr ſchwer, die gehörigen Aufſchlüſſe darüber zu bekommen. Er werde ihn aber citiren laſſen, und wenn er ſich dann ſtellte und wirklich ſtrafbar befunden würde; ſo würde er ihn ſchon dafür zu züchtigen wiſſen.

Um nun ſeinen Entſchuldigungen den Schein der Wahrheit zu geben; wurde Brand wirklich unter Trompetenſchall citirt. Da er aber das Land mit des Churfürſten Genehmigung verlaſſen hatte; ſo hütete er ſich wohl, zu erſcheinen. Kalckſtein wurde hierauf zu Memel enthauptet und ſein Kopf öffentlich aufgeſtellt, um Andern ſeines Gelichters zur Warnung zu dienen.

Seine Hinrichtung veranlaßte in Polen große Bewegungen. In mehrern Woiwodſchaften griff man voll Wuth zu den Waffen, um, wie man ſich ausdrückte, den Schimpf, welcher der Republik angethan worden ſey, an dem Churfürſten zu rächen. Der König Michael beruhigte endlich die aufgebrachten Köpfe noch dadurch, daß er den hitzigſten unter ihnen vorſtellte, der Krieg, den ſie nächſtens mit den Türken haben würden, erlaube ihnen ſchlechterdings nicht, jetzt mit dem Churfürſten geradezu zu brechen. Auf der andern Seite hatte Friedrich Wilhelm auch, um das Ungewitter von ſich abzuwenden, den Grafen Friedrich von Dänhof nach Warſchau geſchickt und der Republik eine Hülfe von 1500 Mann gegen die Ungläubigen anbieten laſſen. Da er überdem noch unter Diejenigen, die am meiſten gegen ihn aufgebracht geweſen waren, Geld vertheilen ließ; ſo wurde dadurch der Friede nicht nur erhalten; ſondern er machte ſich auch durch dieſe Mittel die Großen ſo ſehr zu Freunden, daß nach des Königs Michael Tode mehrere Woiwodſchaften dem Churprin-

zen Karl Aemil die Krone anboten. Allein der junge Prinz antwortete ihnen gerade eben ſo, wie ſein Vater in gleichem Falle gethan hatte, er thue auf alle Kronen der Welt Verzicht, wenn er ſie auf Koſten ſeiner Religion erlangen ſollte.

Dieſe abſchlägige Antwort des Churprinzen brachte dem Krongroßfeldherrn Johann Sobiesky den Vortheil, daß er einſtimmig zum Könige von Polen erwählt wurde. Es war dies eine gerechte Belohnung für die Siege, welche er über die Türken, deren furchtbarſter Feind er ſtets blieb, erfochten hatte.

Ich habe oben bereits die Vortheile angegeben, die dem Churfürſten aus dem Traktate zu Voſſern zugefloſſen waren. Sie waren ſo groß, daß Frankreich glaubte, ſich ſeiner Freundſchaft auf lange Zeit hin verſichert zu haben. Demungeachtet trat dieſer Fürſt das folgende Jahr von Neuem zu dem Bündniſſe über, das er auf Betrieb dieſer Krone ſo eben erſt verlaſſen hatte: Denn er hielt es für Politik, ſein Intereſſe und ſeine Freunde oft zu verändern. Um ſeiner

Unbe-

Unbeſtändigkeit doch einen Anſtrich zu geben, gab er vor, die Franzoſen hätten im Herzogthum Cleve Ausſchweifungen begangen und wären in die Staaten ſeiner Bundsgenoſſen, des Churfürſten von Trier und von der Pfalz, eingedrungen. Er unterzeichnete alſo einen neuen Traktat mit dem Prinzen von Oranien, worin er ſich anheiſchig machte, mit 16000 Mann, wovon Spanien und Holland die Hälfte bezahlen ſollten, in die Niederlande einzurücken. Da indeſſen ſeine ganze Hofnung von der Erhaltung ſeiner Armee abhing, und er für die Bundsgenoſſen in Flandern, wo ſich der Kern der franzöſiſchen Truppen befand, nicht viel Gutes vorausſahe; ſo gab er den dringenden Bitten des Kaiſers nach, der ihn gern am Rhein haben wollte. Er ging alſo bey Straßburg über dieſen Fluß und vereinigte ſich mit den Kaiſerlichen, die von dem Herzoge von Bournoaville, der ſo eben von dem Marſchall von Turenne bey Holzheim war geſchlagen worden, commandirt wurden. Indeſſen war die Armee deſſelben nach der Vereinigung mit den

Brandenburgern, mit dem Churfürſten von der Pfalz, dem Herzoge von Lüneburg-Zelle und dem Herzoge von Lothringen noch immer 60000 Mann ſtark. Deswegen hatten die verbündeten Prinzen immer noch Hofnung, in Lothringen oder in Frankreich eindringen zu können, oder doch wenigſtens Breiſach, Hagenau und Zabern wegzunehmen und ihre Winterquartiere im Elſaß aufzuſchlagen. Ihre Ausſichten dazu wurden dadurch noch vermehrt, daß der Herr von Turenne, deſſen Armee weit ſchwächer als die ihrige war, ſich nach Lothringen zurückzog. Allein ſobald derſelbe eine Verſtärkung von 10000 Mann erhalten hatte; kam er wieder zurück; und da die Verbündeten ſich jetzt in mehrere Diviſionen getheilt hatten; griff er den Herrn von Bournoaville an, ſchlug ihn bey Mühlhauſen im Sundgau und verfolgte ihn ſo, daß dieſer General ſich endlich in der Geſchwindigkeit bey Colmar mit dem Churfürſten vereinigte: Da ſich dieſer indeſſen auf keinem vortheilhaften Terrain befand, um ein Treffen wagen zu können; ſo hielt er

es nicht für rathſam, den Herrn von Turenne zu erwarten; ſondern brach in der Nacht ſein Lager ab, ging wieder über den Rhein bey Straßburg zurück, überließ den Franzoſen den Elſaß und nahm ſeine Winterquartiere in Franken. Er gab hierauf den ganzen unglücklichen Ausgang des Feldzugs dem Herzoge von Bournoaville Schuld, ſprach ſowohl mündlich als ſchriftlich von Treuloſigkeit und warf ihm vor, daß er an dem Tage, wo die alliirte Armee zum Rückzuge genöthigt geweſen wäre, einen Trompeter an den Herrn von Turenne geſchickt habe, um ihm Nachricht davon zu geben. Es mag indeſſen ſeyn, wie es wolle; ſoviel iſt gewiß, daß der Churfürſt nicht der Einzige war, der den Hrn. von Bournoaville der Treuloſigkeit beſchuldigte. Die kaiſerlichen Generale, Graf von Duneval und de la Caprara, thaten das Nemliche und ſchwuren dabey, daß ſie nicht mehr mit ihm dienen wollten.

Um den unglücklichen Erfolg des Feldzugs vollkommen zu machen; riß die Dyſenterie unter der Armee ein und der Tod raubte zu

Straßburg den Churprinzen Karl Aemil. Er ſtarb ſehr plötzlich an einem außerordentlich heftigen Fieber, ſo daß dieſes zu mancherley Argwohn und Reden Anlaß gab, wie es gewöhnlich der Fall beym Abſterben junger Prinzen iſt. Das Publikum, das immer vorſchnell und oft ungerecht in ſeinen Urtheilen iſt, wagte es ſogar, den Verdacht auf die Churfürſtin zu wälzen, da ihr Haß gegen die Prinzen der erſten Ehe des Churfürſten nur zu ſehr bekannt geworden war. Die Soldaten gingen daher ſoweit, daß, als die Churfürſtin einſt im Lager war, ſie ihr den Tod des Prinzen ganz laut vorwarfen und ihr allen Fluch dafür anwünſchten.

Gewiß wurde Germanicus zu Rom nicht mehr beweint als dieſer Prinz von allen denen, die ihn gekannt hatten. Beſonders aber beklagten der Prinz von Oranien und die Holländer ſeinen Tod, da ſie ihn ſtets als eine feſte Stütze der proteſtantiſchen Religion betrachtet hatten. Der Statthalter und Er hatten ſich zu Cleve genau gekannt; ſie waren Geſchwiſter-Kinder, noch mehr aber verbunden durch Gleichheit des Charak-

ters als durch die Bande des Bluts. Ich erinnere mich, von dem verſtorbenen Feldmarſchall, Grafen von Naſſau-Overkerke, der bey dem Prinzen von Oranien vor und nach ſeiner Thronbeſteigung in England ſein Leben zugebracht hatte, gehört zu haben, daß er denſelben nie bey irgend einem ihm aufgeſtoßenen Unglücksfalle so tief gerührt geſehen habe, als damals beym Abſterben dieſes Prinzen.

Die Verbündeten waren in Flandern nicht glücklicher, als ſie es in Deutſchland geweſen waren. Der Prinz von Oranien wurde zu Senef geſchlagen und Nichts war im Stande, Ludwigs XIV. Glücke Widerſtand zu thun. Da aber dieſer Monarch die Alliirten ſo weit bringen wollte, daß ſie ihn um Frieden bitten oder denſelben vielmehr unter den Bedingungen, die er ihnen zu machen für gut finden würde, annehmen ſollten; ſo überredete er den König von Schweden, Karl XI. einen Einfall in das Brandenburgiſche zu thun, um den Churfürſten zu nöthigen, ſeinen Staaten zu Hülfe zu eilen. Ehe der ſchwediſche General 1675.

Wrangel wirklich in die Mark einfiel; erklärte er in einem öffentlichen Manifeſte, er komme nicht als Feind, ſondern lediglich in der Abſicht, den Churfürſten dahin zu bringen, daß er nicht mehr gegen Frankreich agire; ſobald daher derſelbe ſich hierzu verſtehen und erklären werde, daß er den Traktat von Voſſern halten wolle, werde er ſeine Truppen nach Schweden zurückführen. Unterdeſſen aber rückte er in die Churlande ein; und da der Prinz Johann Georg von Anhalt-Deſſau, General-Gouverneur der Mark, nicht Truppen gnug hatte, ſich ihm zu widerſetzen; ſo konnte er ihn nicht verhindern, Contributionen einzutreiben und ſich einiger Städte zu bemächtigen.

Der Churfürſt erhielt in Franken in dem Augenblicke, da er bey Tafel ſaß, die Nachricht von dem Einfalle der ſchwediſchen Truppen in ſeine Staaten. Nachdem er die Depeſchen geleſen hatte; ſagte er ganz kaltblütig zur Churfürſtin und zu den Anweſenden: „Die Schweden ſind in meine „Länder eingefallen und ſpielen den Herrn

„darin. Man muß ſie nun ſchon jetzt machen „laſſen. Vielleicht kommt die Reihe auch an „mich, eben die Rolle bey ihnen zu ſpielen.„ Dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit ungeachtet traf er doch unter der Hand alle Vorkehrungsanſtalten, um ſeinen Provinzen zu Hülfe zu kommen. Allein ſo thätig er dabey auch zu Werke ging; ſo konnte er ſeine Armee doch nicht vor Ende des May wieder in Ordnung bringen. Er verließ hierauf Franken, ſetzte ſeinen Marſch ununterbrochen fort und kam endlich den 11ten Junius in Magdeburg an, wo er ſeinen älteſten Sohn Friedrich, nunmehrigen Churprinz, fand. Von nun an verließ der junge Prinz ſeinen Vater nicht wieder und wohnte allen Feldzügen unter ihm mit bey. Friedrich Wilhelm blieb einige Zeit in Magdeburg, theils um ſeine Soldaten ausruhen zu laſſen, theils auch um einige Kundſchaft von der Lage der Schweden einzuziehen. Er erfuhr hierauf, daß dieſe ihn noch immer in Franken glaubten und daß ſie zu Rathenau, Brandenburg und Havelberg zerſtreuet wären. Er brach daher un-

verzüglich nach Rathenau auf und kam daſelbſt mit dem Einbruche der Nacht an, gerade als die ſchwediſchen Officiere, die den Tag über geſchwelgt hatten, ihren Rauſch ausſchliefen. Der General Dörfling, der die Avant-Garde kommandirte, näherte ſich nun dem einen Thore und gab ſich für den Chef einer ſchwediſchen vom General Wrangel detachirten Diviſion aus. Man öfnete ihm ſogleich das Thor, worauf er ungeſäumt die Wache niedermachen ließ und ſich der Thore bemächtigte. Die Schweden fochten hierauf im Hemde mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit; aber nur, um ihr Leben theurer zu verkaufen; denn ſie mußten faſt alle über die Klinge ſpringen.

Den folgenden Morgen zog der Churfürſt, der aus ſeinen Siegen guten Nutzen zu ziehen verſtand, mit der bloßen Kavallerie nach Nauen zu, um die beyden ſchwediſchen Corps, von denen er das Eine zu Brandenburg, das Andere aber zu Havelberg, glaubte, von einander abzuſchneiden. Er erfuhr indeſſen bald, daß das brandenburgiſche Corps die Stadt verlaſſen habe

und ſich nach Havelberg hin ziehe. Der Churfürſt folgte ihnen ſogleich nach, konnte ſie aber nicht einhohlen. Verſchiedene Deſerteurs benachrichtigten ihn hierauf, daß die ſämmtlichen ſchwediſchen Truppen ſich bey Fehrbellin vereinigen würden. Er richtete dem zu Folge ſeinen Marſch in dieſe Gegend und war feſt entſchloſſen, die Schweden anzugreifen, ungeachtet ſie weit ſtärker als er waren. Er übertrug nunmehr das Commando über die Avant-Garde dem Prinzen Friedrich von Heſſen-Homburg und verbot ihm, jedes Treffen zu vermeiden, ſondern befahl ihm vielmehr, ſogleich wieder zu ihm zurück zu kehren, im Fall die Schweden etwa Miene machten ihn anzugreifen. Der Prinz aber, der erſt ſeit Kurzem in Kriegsdienſte getreten war, brannte vor Begierde, ſich auszuzeichnen. Als er daher durch ein Gehölz marſchirt war und den 18ten Junius die ſchwediſche Armee zwiſchen den Dörfern Ackenberg und Turnau nicht weit von Fehrbellin gelegen ſahe; vergaß er die Befehle des Churfürſten und gab nur ſeiner Herzhaftigkeit Gehör. Er griff alſo

die Vorpoſten der Schweden an, überwältigte ſie und jagte ſie bis zur großen Armee hin. Dieſe brach hierauf auf, ging aus dem Lager heraus, ſtellte ſich dem Prinzen von Homburg entgegen und würde ihn bey ihrer Uebermacht unſtreitig übel zugerichtet haben, wenn ihm der Churfürſt nicht zur Hülfe gekommen wäre. Nachdem derſelbe das Terrain recognoſcirt hatte; pflanzte er auf einen Sandhügel eine Batterie, die mit ſo glücklichem Erfolge agirte, daß die Schweden bald genöthigt waren, das Terrain zu verlaſſen, um nicht gänzlich niedergeſchoſſen zu werden. Der Churfürſt machte ſich indeſſen ihre Bewegung zu Nutze, griff ihren rechten Flügel an und ſchlug ihn gänzlich. Die unmittelbare Folge davon war die Niederlage des linken Flügels und endlich der ganzen ſchwediſchen Armee, die nach Fehrbellin flüchtete und die Brücken hinter ſich abbrach, ſo daß es dem Churfürſten unmöglich war, ſie weiter zu verfolgen. Er begnügte ſich alſo damit, ſein Lager auf dem Schlachtfelde aufzuſchlagen, wo er die Glückwünſche der vornehmſten Officiere annahm, während

der Prinz von Heſſen-Homburg ſich entfernt hielt und ſich ihm nicht zu nahen wagte. Der Churfürſt bemerkte es bald. Er rief ihn alſo näher und ſagte zu ihm: „Wollte ich jetzt nach den Kriegsgeſetzen verfahren; ſo würden Sie den Kopf verliehren, „indem Sie meine Befehle nicht befolgt haben. Allein wir haben jetzt die Feinde geſchlagen; Sie haben Theil am Siege gehabt; ich verzeihe Ihnen; Sie haben meine Freundſchaft und meine ganze Hochachtung wieder.„ Er umarmte ihn zugleich, gab ihm die ſeiner Tapferkeit gebührenden Lobſprüche und ſtellte ihm in aller Güte vor, wie gefährlich es ſey, ſich von einem zu brauſenden Muthe hinreißen zu laſſen.

Friedrich Wilhelm ſetzte ſich an dieſem Tage großen Gefahren aus. Er ritt gerade ein weißes Pferd. Die ſchwediſchen Kanoniere hatten dieſes bemerkt und zielten alſo hauptſächlich auf ihn. Sein Stallmeiſter Frobenius bat ihn daher, mit ihm die Pferde zu wechſeln. Der Churfürſt weigerte ſich aus einer ihm angebohrnen Großmuth, dieſes zu thun, und willigte erſt nach

den wiederhohlten dringenden Bitten des Stallmeiſters darein. Kaum hatten ſie gewechſelt; ſo riß eine Kanonenkugel den treuen Diener von der Seite ſeines Herrn. Der Tod des Stallmeiſters, der ſtatt Seiner mit deſſen eignem Willen erfolgte, rührte ihn außerordentlich; beſtärkte ihn aber auch in ſeinen vorgefaßten Meinungen von der Prädeſtination.

Als am folgenden Morgen die Brücken, welche die Schweden abgeriſſen hatten, wieder hergeſtellt waren; wurde der General Dörfling abgeſchickt, um die Feinde zu verfolgen. Er machte auch wirklich noch Verſchiedene zu Gefangnen, nahm ihnen die Bagage und den gröſten Theil der gemachten Beute wieder ab. Der General Wrangel, der kurz vorher mit Ruhm und Ehre beladen geweſen war, jezt aber an dem Podagra und an Steinſchmerzen heftig litt, zog ſich indeſſen mit dem Ueberreſte ſeiner Armee ins Mecklenburgiſche und von da nach Pommern, weil er wohl vorausſahe, daß dieſe Provinz in Kurzem werde angegriffen werden.

Die Niederlage der Schweden war ein Triumph für alle wider Frankreich verbündete Mächte. Man ſang auch deswegen in Koppenhagen, in Holland und in den Staaten der Fürſten des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg das Te Deum unter Abfeuerung der Kanonen. Ja, der Kaiſer that noch mehr. Er erklärte die Schweden für Feinde des Reichs und ſchickte dem Churfürſten Truppen zu, um gegen ſie zu fechten. Der König von Dänemark, dem an der Demüthigung derſelben am meiſten gelegen ſeyn mußte, kündigte ihnen den Krieg an. Dieſer Monarch hatte hierauf eine Zuſammenkunft mit dem Churfürſten, wovon die Folge war, daß beyde Fürſten nun gemeinſchaftliche Sache machten und der König dem Churfürſten einige Truppen überließ. Dadurch ſowohl als durch die Hülfstruppen des Kaiſers, fühlte ſich der Churfürſt nun ſtark gnug, die Schweden ſeiner Seits anzugreifen. Er marſchirte alſo nach Pommern und beſetzte die drey Eingänge, die Inſel Wollin, Wolgaſt und Demmin, worauf er die Winterquartiere in dieſer Provinz nahm.

1676. Bey Eröfnung des Feldzuges erſchienen nunmehr auf dem Baltiſchen Meere die däniſche und holländiſche Flotte, welche die Schweden verhinderte, Hülfe nach Pommern zu ſchicken. Die Erſtere ward vom Admiral Juhl, die Zweyte vom Admiral Tromp, zwey der gröſten Seemänner der damahligen Zeit, commandirt. Allein der beyden Flotten und der thätigen Bemühungen der Alliirten gegen Schweden ungeachtet waren die Thaten des Churfürſten dieſes Mal nicht ſo glänzend als im vorigen Jahre. Er nahm indeſſen die Stadt Anklam weg, ob gleich der General Königsmark derſelben zu Hülfe eilte. Darauf marſchirte er auf Stettin los. Da es indeſſen ſchon zu ſpät im Jahre war, um eine Belagerung zu unternehmen; ſo begnügte er ſich, die Stadt zu blockiren.

1677. Das folgende Jahr war fruchtbarer an großen Begebenheiten. Die Dänen überwanden die Schweden zur See. Dagegen aber gewann Karl XI. der ſo eben volljährig geworden war, die berühmte Schlacht bey Lunden in Schonen, wo die Dänen

6000 Mann verlohren. Der Churfürſt belagerte unterdeſſen Stettin. Er eröfnete am 6ten Junius die Laufgräben und am 14ten December ergab ſich der Ort auf Capitulation. Die Kunſt, Städte zu belagern, war damals den Brandenburgern noch nicht recht bekannt, und es ſcheint auch, daß dies ſelbſt jetzt noch nicht ihre Hauptſache iſt.

Als im folgenden Feldzuge der Churfürſt eine Verſtärkung von einigen Tauſend Lüneburgern erhalten hatte; bemächtigte er ſich der Inſel Rügen und Bornholm, rückte bis vor Stralſund und bombardirte es ſo heftig, daß ihn die Stadt nach zweyen Tagen als ihren Ueberwinder anerkannte. Die Einnahme von Greifswalde machte hierauf dem Feldzuge ein Ende. 1678.

Friedrich Wilhelm kam nun nach Berlin zurück, um den Winter über daſelbſt zu bleiben: allein zur Ruhe ſchien er nicht geſchaffen zu ſeyn. Kaum war er hier angelangt; ſo bekam er die Nachricht, daß der General Horn mit 16000 Schweden aus Liefland durch Kurland marſchirt und in Preußen eingedrungen ſey. Der

Churfürſt verließ alſo ungeſäumt ſeine Hauptſtadt, brachte eine Armee von 9000 Mann zuſammen und eilte damit dem Herzogthume
1679. zu Hülfe. Seine Avant-Garde, die in Schlitten über das zugefrorne Friſche und Curiſche Haff gefahren wurde, griff die Schweden an, verjagte ſie aus Preußen und zwang ſie, nach Liefland zurück zu gehen.

Dieſes mit ſo vieler Klugheit, Kühnheit und ſo großem Glücke vollführte Unternehmen überhäufte den Churfürſten zwar mit vielem Ruhme; verſchafte ihm übrigens aber nicht den geringſten Vortheil. Es ward endlich zwiſchen Frankreich auf der einen, und dem Kaiſer, dem deutſchen Reiche, Spanien und Holland auf der andern Seite ein Friede zu Nimwegen unterzeichnet. Der König von Dänemark und der Churfürſt waren dabey übergangen worden; denn die dringendſten Vorſtellungen des Hrn. von Somnitz und Blaspiel, welche ihre Bevollmächtigte auf dem Friedenscongreſſe waren, hatten weder die Alliirten vermogt, den Krieg fortzuſetzen, noch die franzöſiſchen Miniſter

niſter verleitet, ihnen annehmliche Friedens-bedingungen zuzugeſtehen. Ludwig XIV. beſtand darauf, daß ſie Alles, was ſie den Schweden abgenommen hätten, wieder zurückgeben ſollten. Da der Churfürſt nun ſich von der ganzen Macht Frankreichs bedrohet ſahe und ſich doch nicht entſchließen konnte, ſich den gemachten Bedingungen zu unterwerfen; ſo bat er um einen Waffenſtillſtand, der ihm auch vom 31. März bis zum 18. May bewilligt wurde. Während dieſer Zeit unterzeichnete der Herr von Blaspiel den 3. May einen Vergleich mit dem Marſchall d'Eſtrade zu Xanten, dem zu Folge der General Spaan den franzöſiſchen Truppen Weſel und Lippſtadt wieder übergab.

Der Churfürſt benutzte indeſſen den Waffenſtillſtand und ſchrieb ſelbſt an Ludwig XIV. Ich glaube am beſten zu thun, wenn ich den ganzen Brief hieher ſetze:

Gnädigſter Herr!

„Es iſt unmöglich, daß Ew. Majeſtät „bey Ihren tiefen Einſichten und Ihrem hohen

„Verſtande nicht die Gerechtigkeit und Billig=
„keit meiner Anſprüche einſehen ſollten. Sie
„würden daher dieſer Großmuth und Seelen=
„größe, die Ihnen angebohren iſt, Gewalt
„anthun, wenn Sie mich nöthigen wollten,
„ungerechte und ſchimpfliche Friedensbedin=
„gungen einzugehen. Gott ſelbſt, von der
„Gerechtigkeit meiner Sache überzeugt, hat=
„te bereits durch das Loos der Waffen über
„ganz Pommern zu meinem Vortheile
„entſchieden. Eu. Majeſtät wollen, daß ich den
„beſten Theil davon wieder zurückgebe, und ich
„willige ein, um das Uebrige zu erhalten,
„das wahrlich ſehr gering in Rückſicht auf
„das Ganze iſt, das ich auf Koſten des Bluts
„und des Elendes meiner Unterthanen gewon=
„nen habe. Iſt es daher nicht auch billig,
„gnädigſter Herr, daß, da Eu. Majeſtät al=
„lein mich nöthigen, meinen Feinden dieſe
„ſchönen und großen Städte wieder heraus=
„zugeben, Sie mich wenigſtens im Beſitze
„des Uebrigen laſſen; und daß, da Eu. Ma=
„jeſtät ſich ſo ſehr für die Parthey, die ei=
„gentlich Nichts fodern konnte, intereſſiren,
„Sie ſich auch ein wenig für denjenigen

„intereſſiren, der das Recht hatte, Alles für „ſich zu behalten. Ich zweifle nicht, gnä- „digſter Herr, daß Eu. Majeſtät Miniſter zu „meinen Gründen noch das Intereſſe Ihres „eignen Ruhms hinzufügen werden, und daß „dieſes allein eine mächtige Triebfeder für ei- „ne ſo große Seele ſeyn werde. Eu. Maje- „ſtät werden mir indeſſen noch erlauben, zu „bemerken, daß es die Gerechtigkeit iſt, wel- „che dieſen Ruhm erzeugt und leitet; und da „dieſe ganz auf meiner Seite iſt, es auch Ihr „Intereſſe erfodert, meine Anſprüche zu un- „terſtützen, dadurch daß Sie die Foderungen „meiner Feinde herabſtimmen. „Ich wünſch- „te, daß Eu. Majeſtät hierüber die Meinun- „gen von ganz Europa hören könnten. Ich „bin verſichert, daß Sie alsdann ſich ſogleich „für mich erklären und dadurch dem Urtheile „der unpartheyiſchen Nachwelt zuvorkommen „würden. Bey allem dem, gnädigſter Herr, „ſehe ich recht wohl ein, daß die Parthie „nicht gleich iſt, wenn ich Ihre Macht ge- „gen die Meinige halte, und daß ich bald „von einem Könige werde zu Schanden ge- „macht werden, der die drückende Laſt des

„Krieges gegen die vornehmſten Mächte Eu=„ropens ganz allein ausgehalten und die=„ſelbe mit ſo vielem Ruhme und Glücke von „ſich abgewälzet hat. Allein welchen Vortheil „könnten Eu. Majeſtät wohl aus dem Ver=„derben eines Fürſten ziehen, der von Be=„gierde, Ihnen zu dienen, durchdrungen iſt „und der Ihnen in der Folge ſeine Bereitwil=„ligkeit vielleicht auf eine thätigere Art bewei=„ſen kann. In der That, gnädigſter Herr, „es kann eine Zeit kommen, wo es Sie viel=„leicht gereuen würde, einen Fürſten unter=„drückt zu haben, der Sie bewundert und „gewiß mit größerer Aufrichtigkeit und meh=„rerem Eifer als irgend ein Anderer iſt, Eu. „Majeſtät u. ſ. w.„ Berlin den 16. May 1679.

Dieſer Brief machte indeſſen nicht viel Eindruck auf Ludwig XIV. ſo daß er nach Ablauf des Waffenſtillſtandes ſeinen Genera=len den Befehl ertheilte, gegen den Churfür=ſten zu agiren. Der Herr von Crequi marſchierte alſo ungeſäumt auf Minden zu, um von da in das Innere der Churländer einzudringen. Er ſchlug oder verjagte viel=

mehr den Feldmarſchall Spaan, der es mit einigen Regimentern gewagt hatte, ſich ihm entgegen zu ſtellen.

Der Churfürſt, der recht gut einſahe, daß er in die Länge dem Könige von Frankreich unmöglich Widerſtand werde thun können, wollte doch wenigſtens vorher, ehe er ſich unterwerfe, das Glück einer Schlacht verſuchen, weil er, im Fall er den Herrn von Crequi ſchlüge, alsdann den Frieden unter weniger harten Bedingungen als jetzt werde erlangen können. Er ging ihm alſo entgegen. Allein die Fürſten aus dem braunſchweigiſchen Hauſe, die von dem Bündniſſe mit ihm abgetreten waren, um die franzöſiſche Parthey zu ergreifen, verwehrten ihm den Durchmarſch durch ihre Länder. Da er auf die Art ſeinen Plan nicht durchſetzen konnte; ſo folgte er dem Rathe der Churfürſtin und des Herrn von Meinders und nahm den Frieden an. Er ſchickte hierauf eben dieſen Meinders nach St. Germain en Laye, wo er mit dem Herrn von Pompone Unterhandlungen pflog. Endlich kam man dahin überein, daß der weſtphäliſche Friede dem

jetzigen zur Grundlage dienen ſollte und ſo wurde darin ausgemacht, daß der Churfürſt alle Städte jenſeits der Oder, Damm und Golnow ausgenommen, für welche die Schweden ihm 50,000 Thaler geben ſollten, erhalten und allein die Zölle ziehen ſollte, welche zu Colberg vom baltiſchen Meere und in andern auf der Oſtſeite der Oder gelegenen Hafen bis dahin von Brandenburg und Schweden gemeinſchaftlich gehoben worden waren. Frankreich machte ſich darin anheiſchig, ihm 300,000 Thaler zu zahlen und er ſelbſt willigte ein, Schweden Dasjenige zurückzugeben, was er ihm während des Krieges abgenommen hatte. Der Friedenstraktat wurde den 29. Junius 1679. unterzeichnet. In einem geheimen Artikel verſprach Ludwig XIV. dem Churfürſten jährliche Subſidien zu zahlen.

Die Churfürſtin und der Herr von Meinders, die hauptſächlich mitgewirkt hatten, daß der Churfürſt die ihm von Ludwig XIV. vorgeſchriebenen Bedingungen eingegangen war, erhielten von dieſem Monarchen reiche Geſchenke. Die Churfürſtin be-

kam 100,000 Thaler baar Geld und eine reiche Garnitur Diamanten; der Miniſter aber eine Penſion von 50,000 Livres auf Lebenszeit.

Es wäre ein Glück für Friedrich Wilhelm geweſen, wenn er, indem er ſeinen Unterthanen den Frieden verſchafte, denſelben auch in ſeiner Familie hätte herrſchend machen können. So aber regierte die gröſte Uneinigkeit zwiſchen dem Churprinzen und der Churfürſtin. Dieſe Prinzeſſin hatte vier Söhne *), aus welchen ſie auf Unkoſten des Churprinzen gern eben ſo viele regierende Herren machen wollte. Sie drang daher unabläſſig in ihren Gemahl, die durch den weſtphäliſchen Frieden erlangten Provinzen unter dieſelben zu vertheilen. Als der Churprinz von den Ränken ſeiner Stiefmutter Nachricht bekam; geriethen ſie Beyde ſehr heftig darüber an einander: es kam ſogar zu Drohungen. Die Churfürſtin ſchwur, daß es ihn noch einſt gereuen ſollte, die Ehrfurcht gegen

*) Philipp Wilhelm, Albert Friedrich, Karl Wilhelm und Chriſtian Ludwig.

ſie aus den Augen geſetzt zu haben. Da der Churprinz ſich nach dieſem Vorfalle nicht mehr ſicher am Hofe glaubte; ſo reiſ'te er unverzüglich in der Nacht, von ſeinem Geheimen Sekretär von Danckelmann und ſeinem erſten Kammerdiener Kornmeſſer begleitet, heimlich ab und begab ſich nach Caſſel zur verwitweten Landgräfin von Heſſen, die ſeine Tante war *). Von dort aus ſchrieb er an den Churfürſten, um ſich wegen des gethanen Schrittes zu entſchuldigen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, einige Zeit abweſend bleiben zu dürfen. Der Churfürſt würdigte ihn aber nicht einmal einer Antwort; ſondern ſchickte ſeinen General Perbant nach Caſſel, um die Auslieferung ſeines Sohnes unter ſicherer Bedeckung von der Landgräfin **) zu verlangen. Die Landgräfin weigerte ſich deſſen aber. Dadurch wurde der Churfürſt nur noch aufgebrachter

*) Hedwig Sophie von Brandenburg, die Tochter des Churfürſten Georg Wilhelm.

**) Sie war während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin in Heſſen.

gegen ſeinen Sohn, ſo daß er ihn gar enter- ben wollte. Als ſeine Miniſter ihm aber vor- ſtellten, daß die Enterbung dem Reichsher- kommen zuwider ſey; ſo beſchloß er, wenig- ſtens die Wünſche ſeiner Gemahlin zu erfül- len, und machte zu dem Ende ein Teſtament, durch welches er ſeine Länder unter ſeine Söh- ne theilte und dem Aelteſten nur das ließ, was er ihm nicht entziehen konnte. Da in- deſſen dieſe Sache nicht ſo ganz geheim abge- than werden konnte, daß der Prinz Lud- wig, des Churprinzen leiblicher Bruder, es nicht hätte erfahren ſollen; ſo proteſtirte die- ſer junge Prinz laut gegen dieſe Theilung, und ſagte, die Größe ſeines Hauſes läge ihm mehr am Herzen, als ſein eigner Vortheil; er begnüge ſich, der erſte Unterthan ſeines Bruders zu ſeyn und ſtrebe nach keinem hö- hern Range; er werde daher nach dem etwa- nigen Tode des Churfürſten die Rechte ſeines älteſten Bruders gegen alle Diejenigen, die es wagen würden, ſie zu verletzen, zu ver- theidigen und aufrecht zu halten wiſſen.

Da der Churfürſt von Sachſen, der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt

von Anhalt-Deſſau die unglücklichen Folgen voraus ſahen, welche die Mißhelligkeiten, die in dem brandenburgiſchen Hauſe herrſchten, nach ſich ziehen könnten; ſo gaben ſie ſich alle erſinnliche Mühe, den Vater wieder mit dem Sohne auszuſöhnen. Sie nahmen auch die Garantie über den Vergleich, den ſie zwiſchen ihnen zu Stande brachten, über ſich. Der Churprinz mußte darin aufrichtig geſtehen, daß er gegen die ſeinem Vater ſchuldige Ehrfurcht angeſtoßen habe, und zugleich eidlich verſprechen, daß er ſich nie wieder ohne vorgängige Erlaubniß aus den Churlanden entfernen, ſich nicht in Regierungsangelegenheiten miſchen und mit ſeiner Stiefmutter in gutem Vernehmen leben wolle. Dagegen verſprach auch der Churfürſt ſeinerſeits, daß er das Vergangene vergeſſen, ſeinem Sohne ſeine Liebe von Neuem ſchenken und ihn mit der heſſiſchen Prinzeſſin *) vermählen wolle. Er ſetzte ihm zugleich ſei-

*) Eliſabeth Henriette, Tochter Wilhelms IV. Landgrafen von Heſſen und der Prinzeſſin Hedwig Sophie von Brandenburg.

nem Range angemeſſene Einkünfte aus und ließ ihm die Wahl, künftighin in Cöpnik zu wohnen oder bey Hofe zu bleiben.

Nach dieſem Vergleiche vollzog der Churprinz ſeine Vermählung zu Caſſel und kam alsdann nach Berlin zurück, worauf Freude und Luſtbarkeiten, die ſeine Abweſenheit daraus verbannt hatte, wieder dahin zurückkehrten. Die Churfürſtin war die Einzige, die ihn nicht gern ſahe. Beſonders konnte ſie ſich gar nicht darüber zufrieden geben, daß er nun vermählt war: denn da er ſonſt ſehr ſchwächlich war und ſein Bruder, der Prinz Ludwig, nicht viel Neigung zum ſchönen Geſchlechte zu haben ſchien; ſo hatte ſie ſich mit der Hofnung geſchmeichelt, daß beyde Prinzen keine Nachkommenſchaft haben und ſo die Churwürde einmal an ihren Sohn Philipp kommen würde. Ihr Verdruß wurde noch dadurch vermehrt, daß ſie in dem folgenden Jahre ihre Schwiegertochter durch die Geburt 1680.
einer Prinzeſſin *) Beweiſe ihrer Fruchtbar-

*) Louiſe Dorothee Sophie. Sie wurde 1700. mit dem Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel, nachherigem Könige von

keit geben ſahe, und der Prinz Ludwig ſich mit der Erbin des Hauſes Radziwil aus der Linie Birſen vermählte. Sie lebte unterdeſſen dem Scheine nach in ziemlicher Einigkeit mit dieſen beyden Prinzeſſinnen. Da die Letztere ihr des Ehrgeizes empfänglich ſchien; beredete ſie dieſelbe, bey ihrem Gemahle Alles anzuwenden, damit er die Theilung der Länder des Churfürſten annähme. Allein der Prinz gab ihr kein Gehör und verbot ihr ſogar, ihm je wieder von dieſer Sache etwas zu ſagen.

Bis dahin hatten die Churfürſtin und der Churprinz in einem ſcheinbar guten Vernehmen geſtanden. Allein ein unvermutheter Vorfall erneuerte ihren Zwiſt. Der Prinz ſpeiſ'te einſtens bey der Churfürſtin zu Mittag. Als er gleich nach der Mahlzeit eine Taſſe Caffee getrunken hatte; bekam er plötzlich eine ſo heftige Kolik, daß man ihn für todt in ſein Zimmer trug. Zum Unglücke war nicht gleich ein Arzt bey der Hand. Sein Sekretär Danckelmann, der die Gefahr

Schweden vermählt und ſtarb 1705. ohne Kinder zu hinterlaſſen.

des Prinzen ſahe, nahm alſo aus der Schatulle des Prinzen ein Pulver, welches ihm die Landgräfin mitgegeben hatte, um ſich deſſelben in einem dringenden Nothfalle zu bedienen. Das Mittel that ſeine Wirkung durch ein heftiges Erbrechen, ſo daß der Prinz ſich bey der Ankunft der Aerzte ſchon etwas beſſer befand. Dieſer Zufall frappirte ihn indeſſen ſo, daß er jetzt gar nicht daran zweifelte, man habe ihm Gift beygebracht, von deſſen tödtlicher Wirkung ihn bloß Danckelmann gerettet habe. Sein Verdacht fiel natürlich auf die Churfürſtin. Er glaubte daher, ſich nicht zu ſchnell von dieſer Prinzeſſin entfernen zu können. Gleich am folgenden Morgen reiſ'te er alſo nach Cöpnik ab und ſchrieb von da an den Churfürſten, daß, da er bey Hofe nicht ſicher ſey, er ihn um die Erlaubniß bitte, auf einige Zeit abweſend ſeyn zu dürfen.

Sein Verdacht ward durch den plötzlichen Tod ſeiner Gemahlin noch verſtärkt. Sie ſtarb nach einer dreytägigen Krankheit im fünften Monate einer zweyten Schwangerſchaft. Des Prinzen Hofleute ermangelten

nicht, dieſen Todesfall übernatürlichen Urſachen zuzuſchreiben. Sie gaben ihn geradezu der Churfürſtin Schuld, weil dieſe es nicht mit ruhigen Augen anſehen könnte, daß des Churprinzen Nachkommenſchaft ihre Söhne von der Regierung ausſchlöſſe.

Allen dieſen Beſchuldigungen fehlte es unterdeſſen an Beweiſen. Mehrere damahls lebende Perſonen haben mich hernach verſichert, daß das ganze Gerücht falſch ſey. Unter andern ſagte mir der alte Herr Krug von Nidda, der als erſter Leibarzt Königs Friedrich I. geſtorben iſt, daß die Krankheit des Churprinzen aus bloßer Unverdaulichkeit entſtanden und die Prinzeſſin an einem Fleckfieber geſtorben ſey. Dieſes Zeugniß des Arztes beyder Perſonen, zwanzig Jahre nach dem Tode der Churfürſtin, ſcheint mir doch wirklich jene Sagen zu überwiegen. Dieſe Prinzeſſin achtete auch wirklich gar nicht darauf und verlangte nicht einmahl die Beſtrafung der Urheber derſelben.

Kaum war das Trauerjahr des Churprinzen verfloſſen; ſo vermählte er ſich wieder zu Hannover mit der Prinzeſſin Sophie
1681.

Charlotte von Braunſchweig-Lüneburg, der Tochter des Prinzen Ernſt Auguſt, Biſchofs von Osnabrück, nachmahligen Herzogs von Calenberg oder Hannover und erſten Churfürſten ſeines Hauſes, und Sophiens, Pfalzgräfin am Rhein, durch welche die engliſche Krone an das Haus Hannover kam. Die junge Prinzeſſin ging zum Altare als ein Schlachtopfer, das ihre Eltern ihrer Politik darbrachten. Der Churprinz hatte keine ſo vortheilhafte Figur, daß ſie darüber hätte vergeſſen können, daß ſie ganz nahe daran geweſen war, ſich mit einem Prinzen zu vermählen, der mit einer liebenswürdigen Geſtalt alle Reize der ſchimmernden Größe verbindet. Dieſer Prinz war der Dauphin, der einzige Sohn Ludwigs XIV. Die junge Prinzeſſin hatte die Herzogin, ihre Mutter, auf einer Reiſe nach Frankreich begleitet, wo ſie eine Schweſter *) und

*) Louiſe Hollandine, Pfalzgräfin am Rhein, Tochter Friedrichs IV. Churfürſten von der Pfalz und Königs von Böhmen. Sie ward katholiſch und Aebtiſſin von Monbuiſſons. Sie ſtarb den 12. Decemb. 1722. in ihrem 86ten Jahre.

zwey Nichten *) hatte. Mutter und Tochter waren bey Hofe erſchienen. Die Schönheit der jungen Prinzeſſin hatte den tiefſten Eindruck auf den Dauphin gemacht und ſelbſt Ludwig XIV. fand ſie der Ehre würdig, ſeine Schwiegertochter zu werden. Er gab alſo Madame den Auftrag, mit den beyden Prinzeſſinnen darüber zu ſprechen, welche den Vorſchlag mit großen Freuden annahmen, ſo daß Alles ſchon in Richtigkeit zu ſeyn ſchien, als auf einmal Staatsrückſichten Ludwig XIV. vermogten, die Verbindung mit dem Hauſe Bayern dem braunſchweigiſchen Hauſe vorzuziehen. Da die Hofnungen der Herzogin und ihrer Tochter nunmehr vereitelt waren; kehrten ſie nach Deutſchland zurück. Um ſie wegen des gehabten Verdruſ-
ſes

*) 1) Eliſabeth Charlotte, Pfalzgräfin am Rhein, Gemahlin des Herzogs von Orleans, Bruders Ludwigs XIV., geſtorben zu Paris den 12. Dec. 1722. 70 J. alt. 2) Anne Henriette, Gemahlin des Prinzen von Condé, Heinrich Julius, geſtorben zu Paris den 23. Febr. 1723. im 75ten Jahre ihres Alters.

ſes ein wenig zu zerſtreuen; führte ſie der Herzog Ernſt Auguſt zur Karnevalszeit nach Venedig, machte eine Reiſe mit ihnen durch einen Theil des übrigen Italien und ging, da er unterdeſſen durch den Tod ſeines ältern Bruders Herzog von Hannover geworden war, mit ihnen in ſeine Länder zurück, wo er nun eine glänzende Hofſtatt hielt und daſelbſt eine ſo ungezwungene und feine Lebensart einführte, wie man ſie damals in Deutſchland nicht leicht fand.

Als ſich die Prinzeſſin von Hannover mit dem Churprinzen vermählte; bekannte ſie ſich zur reformirten Kirche, nachdem ſie vorher in allen dreyen in Deutſchland herrſchenden Religionen war unterrichtet worden, wiewohl ſie ſich bis dahin noch zu keiner Kirche beſonders gehalten hatte. Ihre Eltern hatten es nemlich für rathſam erachtet, daß ſie mit ihrer Wahl ſo lange wartete, bis ſie ſich vermählte, um alsdann die Religion ihres Gemahls annehmen zu können. Ihr Einzug in Berlin war Einer der Prächtigſten, die man je geſehen hatte. Lange Zeit

hindurch ſahe man Nichts als Feſte und Luſtbarkeiten; und die Prinzeſſin wußte ſich ſo gut in ihre Schwiegermutter zu ſchicken, daß ſie in der Folge immer mit ihr auf einem guten Fuße ſtand und durch ihre Klugheit alle die Zänkereyen, die ſeit langer Zeit ſo viel Unheil am Hofe angerichtet hatten, davon verbannt wurden.

Als der Churfürſt nun einer Ruhe genoß, zu welcher er gar nicht gewöhnt war, beſchäftigte er ſich einzig und allein mit der Vermehrung ſeiner Einkünfte. Er führte die Acciſe in allen Städten ein, und um ſie dafür einigermaßen zu entſchädigen; befreyete er ſie von allen willkührlichen Auflagen, die ſie bis jetzt hatten bezahlen müſſen. Ob nun gleich die Acciſe unter allen Auflagen am wenigſtens läſtig iſt, weil ſie den Reichen ſo gut wie den Armen trift; ſo ſchrieen die Unterthanen doch entſetzlich über dieſe Neuerung. Es kam in mehrern Städten, ſelbſt auch in Berlin, zum Auflauf, und der Hofmarſchall und Staatsminiſter von Grumbkow nebſt dem Commiſſarius Willmann, die den Acciſe-Tarif entworfen hatten, wur-

den inſultirt. Man nahm hierauf einige Bürger in Verhaft, verdoppelte die Wache, und die Acciſe ward eingeführt.

Es ſchien ſich jetzt Alles zu vereinigen, um den Glanz und die Größe des Churfürſten zu vermehren. Prinz Auguſt von Sachſen, Adminiſtrator von Magdeburg *) war im vorhergehenden Jahre geſtorben. Friedrich Wilhelm trat alſo in den Beſitz dieſes Herzogthums, das ihm im weſtphäliſchen Frieden war zuerkannt worden. Zu gleicher Zeit gab der Kaiſer ihm als einem ausſchreibenden Fürſten des weſtphäliſchen Kreiſes den Auftrag, die Stände von Oſtfrießland gegen ihren Fürſten, der ihre Privilegien beeinträchtigte, zu ſchützen. Da der Churfürſt nun die eventuelle Erbfolge in dieſem Fürſtenthume hatte; ſo benutzte er dieſe Gelegenheit, um eine Beſatzung in Gretſyhl zu legen und in Emden eine Handlungsgeſellſchaft zu etabliren, die unter ſeiner Flagge nach der Küſte von Guinea Schiffahrt treiben ſollte. Er ließ hierauf ihre Kauffahrteyſchiffe von einigen Fregatten begleiten, deren

*) Er ſtarb zu Halle den 4. Junius 1680.

er ſich auf der Oſtſee gegen die Schweden bedient hatte. Dieſe kleine Flotte kam auch glücklich an den afrikaniſchen Küſten an und ſetzte ihre Truppen an dem Cap de Tres-puntas ans Land, worauf ſie den Berg Marfort in Beſitz nahmen und ein Fort, Friedrichsburg genannt, darauf anlegten. Das war aber auch der ganze Vortheil, den man aus dieſem Unternehmen zog. Die Holländer, die ſtets darauf bedacht ſind, die Errichtung aller fremden Handlungsgeſellſchaften zu hintertreiben, wendeten Alles an, um die Emdener zu ſtürzen, ſo daß ſie auch im Kurzen wieder aufhörte.

Der Churfürſt behielt indeſſen das Fort Friedrichsburg. Es kam noch an ſeinen Enkel, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Da dieſem wenig daran gelegen war, eine Beſitzung in Africa zu haben; ſo verkaufte er das Fort um einen ſehr geringen Preis an die Holländer. Unterdeſſen benutzte der Churfürſt ſeine bewaffnete Flotte dazu, gegen Spanien zu agiren, das ihm noch 800,000 Thaler Subſidien ſchuldig war. Er gab alſo Befehl, auf

alle ſpaniſche Fahrzeuge Jagd zu machen. Man brachte auch bald ein großes Kriegsſchiff, Karl genannt, auf und führte es nach Colberg, wo ſein Takelwerk öffentlich verkauft wurde. Dis war die ganze Bezahlung, die der Churfürſt und ſeine Nachfolger jemals von dieſer Krone erhalten haben, weil das heutiges Tages auf dem Throne ſitzende Haus ſich nicht für verbunden hält, die Schulden zu bezahlen, die das öſtreichiſche Haus gemacht hat.

Während Friedrich Wilhelm dieſe Länder erwarb; ließ ſich Ludwig XIV. durch die Reunionskammer, die er zu Metz und Colmar errichtet hatte, alle die Städte und Herrſchaften zuſchlagen, die unter ſeiner Dispoſition ſtanden, indem er vorgab, ſie ſeyen urſprünglich Lehen oder Dependenzen von den drey Bisthümern und der Provinz Elſaß geweſen. Er machte ſich hierauf zum Meiſter von Straßburg, einer freyen, großen und reichen Stadt, die eine Brücke über den Rhein hatte und für ſich allein einen mächtigen Freyſtaat bildete, deſſen Zeughaus 900 große Kanonen einſchloß. Herr

von Louvois war der Mann, der dieſen Edelſtein in die franzöſiſche Krone ſetzte, indem er die Magiſtratsperſonen gewann, die niedrig gnug dachten, ihr Vaterland, ihre Mitbürger und ihre Freyheit zu verkaufen. Die Reichsfürſten beklagten ſich deswegen vergebens bey dem Könige von Frankreich; allein der Churfürſt, der ſich nicht compromittiren wollte und in dem nimwegiſchen Frieden nicht mit begriffen war, weigerte ſich, die Schrift zu unterſchreiben und begnügte ſich, mit dem Churfürſten von Sachſen und dem Herzoge von Hannover ein Bündniß zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen und St. Germainſchen Friedens zu ſchließen.

Der Kaiſer war nicht im Stande, ſich Ludwigs XIV. Unternehmungen zu widerſetzen. Schon ſeit dem Jahre 1666. ſtritten die Ungern für die Aufrechthaltung ihrer Freyheit und Privilegien. An ihrer Spitze ſtand der Graf Emmerich Teckely, deſſen Vater bey der Vertheidigung ſeines Schloſſes Likowa gegen die Oeſtreicher, die ihn deſſelben berauben wollten, geblieben

war. Er ſelbſt war während dieſer Belagerung aus dem Schloſſe entwiſcht und hatte, von dem Fürſten Apaffi von Siebenbürgen unterſtützt, den Krieg gegen den Kaiſer Leopold lange Zeit geführt. Als der Graf Teckely endlich ſahe, daß der gröſte Theil der Ungern ſich ſeinen Planen widerſetzte, weil ſie ſich von dem Kaiſer blenden ließen, der ihnen verſprach, ihnen ihre alten Vorrechte zu laſſen, und einen Reichstag zuſammen zu berufen, auf welchem allen Beſchwerden der Nation abgeholfen werden ſollte; ſo ſuchte er, weil er Leopolds Hang zur Errichtung einer willkührlichen Macht kannte und alſo den Verſprechungen des Unterdrückers ſeines Vaterlandes keinen Glauben beymaß, um ein Bündniß mit den Türken nach. Der Traktat kam auch wirklich zu Stande. Der Graf wurde darin als Fürſt von Ungern anerkannt, wogegen er ſich anheiſchig machte, der Pforte einen jährlichen Tribut von 40,000 Dukaten zu zahlen. Sobald der Traktat ratifizirt worden war; machten die Türken die entſetzlichſten Kriegsrüſtungen, während im Kabinette zu

Wien die gröſte Verwirrung und Ungewiß=heit herrſchte. Endlich kam der Großvezier Cara Muſtapha an der Spitze von 200,000 Streitern nach Ungern. Da der Kaiſer weder Feſtungen noch Truppen dieſem ungeheuren Heere entgegen zu ſtellen hatte; ſuchte er Hülfe bey dem Pabſte und bey den deutſchen Reichsfürſten. Er erhielt auch wirk=lich von Allen Beyſtand. Nur Friedrich Wilhelm war der Einzige, der ihm nicht nur nicht behülflich war, ſondern vielmehr ſich ſeine Verlegenheit zu Nutze machte und von ihm die Belehnung über das Herzogthum Magdeburg und die Zurückgabe des Für=ſtenthums Jägerndorf verlangte, auch ſogar ſeine Anſprüche auf die Herzogthümer Ratibor, Oppeln, Brieg, Wolau und Liegnitz geltend zu machen ſuchte.

1682. Dieſe Fürſtenthümer kamen ihm vermöge der Erbverbrüderungen zu, die er mit den Beſitzern derſelben geſchloſſen hatte und die von den Königen von Böhmen waren be=ſtätigt worden. Allein in ſo großer Verle=genheit Leopold ſich auch jetzt befand; ſo hütete er ſich doch, dieſe rechtlichen Anſprüche

anzuerkennen und ertheilte ihm bloß die Belehnung über das Herzogthum Magdeburg, die er ihm nicht verweigern konnte, ohne gegen den weſtphäliſchen Frieden zu handeln.

Der Großvezier machte ſich jetzt die Schwäche der chriſtlichen Armee und das allgemeine Schrecken der Völker zu Nutze und rückte ohne einigen Widerſtand bis nach Wien vor. Der Herzog Karl von Lothringen, der die kaiſerliche Armee kommandirte, wollte einen Verſuch machen, ihm den Uebergang über die Rabnitz ſtreitig zu machen; allein er erhielt Befehl, dieſen Verſuch nicht zu wagen; ſondern den ganzen Strich Landes zwiſchen den Türken und Wien zu verheeren. Der Kaiſer hielt es nicht für rathſam, den Feind zu erwarten, und begab ſich daher in aller Eil nach Linz, und hernach nach Paſſau. Er hatte aber auf dieſer Reiſe oder vielmehr auf dieſer Flucht, mit einer Menge Verdrüßlichkeiten und Unruhen zu kämpfen, gegen die ihn ſeine erhabene Würde von Rechtswegen hätte ſchützen ſollen. Er ward nemlich von den Tataren außer- 1683.

ordentlich bedrängt und gerieth ſogar in Ge=
fahr, ihnen in die Hände zu fallen. Um
ſein Mißvergnügen vollkommen zu machen,
warfen die Oeſtreicher, die jetzt der gan=
zen Wuth der osmaniſchen Waffen Preis ge=
geben zu werden fürchteten, ihm ſeine Ent=
fernung vor und gaben ihn ganz laut als die
Urſach alles ihres Elendes an.

Während Leopold flohe; belagerten die Türken Wien. Die einzelnen Umſtände bey dieſer Belagerung ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier aufzuzählen nöthig hätte. Der Graf Rüdiger von Stahremberg, der das Commando in der Stadt hatte, ſammlete ſich viele Lorbeeren dabey und gab durch ſeine tapfere Vertheidigung dem Könige von Polen, Johann Sobiesky, Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen.

Dieſer Monarch vereinigte ſich den 10. September mit dem Herzoge von Lothringen und grif den 12ten darauf die Türken an. Dieſe waren zwar ungleich ſtärker an Mannſchaft; wurden aber dennoch in kurzer Zeit beſiegt. Nie koſtete wohl ein Sieg weniger Blut, als dieſer; denn die Kaiſerlichen

verlohren nicht mehr als ungefehr 600 Mann. Allein der Schwindelgeiſt hatte ſich der Häupter der Osmanen bemächtigt, und ſo verbreitete ſich bald Furcht und Schrecken unter die Soldaten. Beyde ergriffen ſchändlich die Flucht, und retteten ſich unter Begünſtigung einer ſehr dunkeln Nacht. Sie überließen ihr Lager dem Feinde, der nun unermeßliche Beute darin machte. Am folgenden Morgen nahm der König von Polen im Zelte des Großveziers die Glückwünſchungen wegen des erfochtenen Sieges an und ſchrieb von da aus ſcherzend an ſeine Gemahlin: „Sie ſollen „mich bey meiner Zurückkunft gewiß nicht ſo „empfangen wie die tatariſchen Weiber ihre „Männer, wenn ſie ohne Beute zurückkom„men, indem ſie zu ihnen ſagen: Du biſt „kein Mann, denn du kommſt mit „leeren Händen zurück. Ich kann Ih„nen melden, daß mich der Großvezier zu „ſeinem Univerſalerben eingeſetzt hat.„

Kaum hatte der glückliche Leopold von der Niederlage der Osmanen Nachricht erhalten; ſo ſchiffte er die Donau herab und fand ſich wieder in Wien ein. Er beſuchte

hierauf ſeinen Befreyer im Lager und glaubte gnug zu thun, wenn er ihm in lateiniſcher Sprache für den ihm erwieſenen Dienſt einen kalten Dank abſtattete. Er bat ihn nicht einmal, ihn nach Wien zu begleiten; denn der König von Polen hätte doch den Rang über ihn verlangt, und Er hingegen würde die kaiſerliche Majeſtät zu entweihen geglaubt haben, wenn er ihm dieſes zugeſtanden hätte.

Johann Sobiesky ſetzte ſich indeſſen über des Kaiſers ſchlechtes Benehmen gegen ihn hinaus und folgte den Türken nach Ungern, war aber nicht ſo glücklich daſelbſt, als bey Wien. Er grif die Ungläubigen bey Barkan bloß mit ſeinen eignen Truppen an, um die Deutſchen keinen Theil an dem Siege nehmen zu laſſen. Allein er ward geſchlagen und lief ſogar Gefahr, das Leben einzubüßen, wenn nicht der Krongroßfeldherr und ein litthauiſcher Edelmann ihn aus dem Streite geriſſen und in Sicherheit gebracht hätten. Sein älteſter Prinz Jakob, der damals ſechzehn Jahre alt war, focht an ſeiner Seite. Ein Türk hielt ihn ſchon beym Mantel und hatte den Säbel über ihn auf-

gehoben. Der junge Prinz hatte aber noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, daß er die Bånder, womit der Mantel befeſtigt war, aufloͤſ'te und ihn ſo dem Tůrken überließ. Dadurch entkam er ſeinem Feinde noch glůcklich.

Der Kőnig ſåumte indeſſen nicht lange, ſich in Verbindung mit den Kaiſerlichen wegen dieſer Niederlage zu råchen. Er grif die Tůrken von Neuem bey Gran an und ſchlug ſie gånzlich. Die Einnahme der Stadt Gran war die Folge des Sieges und vollendete das Unglůck des Großveziers Cara Muſtapha; denn er wurde kurz darauf ſtrangulirt.

Nachdem der Kőnig von Polen den Feldzug auf eine ſo ruhmvolle Weiſe geendigt hatte; kehrte er in ſein Reich zurůck. Er war ůber das Betragen des Kaiſers und ſeiner Miniſter gleich unzufrieden, indem die Letztern den Polen zur Belohnung fůr Wiens Entſetzung die ſchlechteſten Winterquartiere angewieſen hatten. Der Růckmarſch des Kőnigs nőthigte den Kaiſer, das deutſche Reich um neue Hůlfe anzuſprechen,

den Pabſt um Geld zu bitten und von den Ungern Alles zu erpreſſen, was ſie in dieſem Elende nur zu geben im Stande waren.

1684. In der Lage, worin der Kaiſer ſich jetzt befand, wäre es ihm leicht geweſen, Ungern zu beruhigen. Die Mißvergnügten fuhren fort, Foderungen an ihn zu thun, die ein jeder anderer Fürſt, der weniger als er von der Begierde zur willkührlichen Macht eingenommen geweſen wäre, ihnen nicht verweigert haben würde. Die Türken wünſchten Frieden und boten ihn unter ganz annehmlichen Bedingungen an: allein ſie konnten ihn nicht erlangen. Das Kabinett in Wien glaubte immer, die Ungern noch nicht gnug unterjocht zu haben. Der Kaiſer ſetzte alſo den Krieg fort und gab dadurch Ludwig XIV. alle mögliche Freyheit, ſeine Plane gegen Deutſchland und die Niederlande faſt ohne alle Hinderniſſe auszuführen. Die Generalſtaaten, die ſeine ſich immer mehr ausbreitende Macht für die Zukunft fürchteten, hielten es für das Beſte, um ſeinen weitern Fortſchritten Einhalt zu thun, einen Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre zu

vermitteln, der auch vom Kaiſer, den deut=
ſchen Reichsſtänden und dem Könige von
Spanien unter den von Ludwig XIV.
vorgeſchriebenen Bedingungen genehmigt wur=
de. Ludwig verblieb demſelben zu Folge im
Beſitze von Luxemburg, Straßburg,
der Feſtung Kehl und der übrigen Feſtungen
zwiſchen Straßburg und Kehl, ſo wie
aller der Oerter und Herrſchaften überhaupt,
die er im deutſchen Reiche kraft der königli=
chen Kammern zu Metz und Breiſach und
des Parlaments zu Beſançon beſetzt hatte.
Der König von Frankreich erſuchte den
Churfürſten, die beſondere Garantie über die=
ſen Vergleich zu übernehmen. Er that dieſes
auch durch eine feyerliche, zu Berlin den
4. November 1684. ausgeſtellte Akte. Die
Bedingungen dieſes Waffenſtillſtandes waren
für Frankreich ſo vortheilhaft, daß es
alle Ränke verſuchte, um einen Definitiv=
Traktat unter denſelben Bedingungen daraus
zu machen. Das war aber weder das Inter=
eſſe noch die Abſicht der übrigen Mächte, wel=
che hoften, der Kaiſer würde ſich entſchließen,
mit den Türken Frieden zu ſchließen und

dann in Verbindung mit Spanien im Stande ſeyn, ſich mit Frankreich in Unterhandlungen einzulaſſen. In dieſer Abſicht ſchloſſen der Kaiſer, die Könige von Spanien und Schweden, nebſt den übrigen Fürſten und Kreiſen Deuſchlands zu Augsburg ein bloßes Defenſiv-Bündniß, welches weder den Grundgeſetzen und der Verfaſſung des deutſchen Reichs oder den Gewohnheiten der übrigen Nationen, noch ſelbſt den Bedingungen des jüngſt geſchloſſenen Waffenſtillſtandes entgegen war. Ludwig XIV. gebrauchte daſſelbe indeſſen zum Vorwande, den Waffenſtillſtand zu brechen und dem deutſchen Reiche den Krieg anzukündigen, wie wir in der Folge mit Mehrerm ſehen werden.

1685. Den 16. Februar ſtarb Karl II., König von England, in ſeinem Schloſſe zu Whitehall. Es hat wohl keinen König gegeben, deſſen Charakter mehr herabgewürdigt worden wäre, als der Seinige. Burnet, Biſchof von Salisbury, ein Geſchichtſchreiber voll Leidenſchaft und Haß, vergleicht ihn mit Tiberius. So viel iſt indeſſen gewiß, daß wenige engliſche Könige

mit

mit ſo wenigem Ruhme regiert haben. Er verkaufte Dünkerken an Ludwig XIV. den er ganz und gar ergeben war und von dem er eine ſtete Penſion genoß, damit er nur immer gnug mit ſeinen Maitreſſen zu verſchwenden hätte; denn das Wohl des Staats lag ihm wenig am Herzen. Bis an den letzten Angenblick behielt er den Leichtſinn, der ein Hauptzug in ſeinem Charakter war, bey. Er nahm in der nemlichen Stunde die Communion, von einem engliſchen Biſchofe und einem katholiſchen Prieſter, weil er dadurch zugleich Gott und ſeinen Unterthanen ein Gnüge zu thun glaubte.

Sein Bruder, der Herzog von York, folgte ihm unter dem Namen Jakobs II. Da dieſer Prinz die katholiſche Religion angenommen hatte, ſo war er noch bey Karls Lebzeiten gezwungen worden, das Königreich zu verlaſſen, weil die Katholiken von einem gewiſſen Oates angeklagt worden waren, daß ſie ſich verſchworen hätten, den König Karl zu ermorden und ſeinen Bruder auf den Thron zu ſetzen. Jakob war bey der Gelegenheit ſogar von der Thronfolge ausge-

ſchloſſen worden. Allein dem ungeachtet beſtieg er den engliſchen Thron, den ihm zwar der Herzog von Monmouth, Karls natürlicher Sohn, ſeiner unächten Geburt ungeachtet ſtreitig zu machen ſuchte. Dieſer junge Prinz befand ſich gerade in Holland, als ſein Vater ſtarb. Sobald er Nachricht davon erhielt, ging er nach England über und brachte daſelbſt ſogleich verſchiedene Mißvergnügte auf ſeine Seite, in der Hofnung, ſeinem Oheime die Krone zu entreißen. Seine Kühnheit kam ihm aber theuer zu ſtehen. Er ward von den Truppen des Königs gefangen genommen, und verlohr, ſtatt den Thron zu beſteigen, den Kopf auf der Blutbühne. Der Herzog von Argyle, der die Waffen für ihn in Schottland ergriffen hatte, erfuhr daſſelbe Schickſal. Damit noch nicht zufrieden, ließ der König Jakob ſo ſtrenge Unterſuchungen gegen die Anhänger ſeines Neffen anſtellen und ſo viele Köpfe abſchlagen, daß England gewiß noch nie ſo viel Blut hatte fließen ſehen.

Sobald der König ſich auf dem Throne befeſtigt zu haben glaubte und er alle Reli-

gionen, nur die katholiſche, die er bekannte, allein ausgenommen, geduldet ſahe; unternahm er es, auch ihr dieſe Freyheit zu verſchaffen. Er benahm ſich dabey aber ſo ſchlecht, daß man zu glauben anfing, er wolle die anglicaniſche Kirche gänzlich vertilgen und Alles wieder auf den Fuß ſetzen, wie es vor der Reformation Heinrichs VIII. geweſen war. Wenigſtens bemüheten ſich die engliſchen Biſchöfe, dieſe Meinung unter das Volk zu verbreiten, daher ſie ſich weigerten, die Gewiſſensfreyheit öffentlich bekannt zu machen. Der König entrüſtete ſich über ihr Benehmen, ließ ſie in Verhaft nehmen und in den Tower ſetzen. Dieſes ganz geſetzwidrige Verfahren that ihm großen Schaden. Da er aber nur zwey Töchter hatte, die Beyde der proteſtantiſchen Religion eifrig zugethan waren; ſo brach der Unmuth der Engländer noch nicht aus, weil ſie hoften, daß nach dem Abſterben des Königs die Thronerbin Alles nach den Wünſchen der Nation wieder herſtellen würde. Als aber die zweyte Gemahlin Jakobs, die Königin Maria von Modena, mit einem Prinzen

entbunden wurde; erkühnten ſich die Uebelgeſinnten, öffentlich zu ſagen, der neugebohrne Prinz ſey ein untergeſchobnes Kind; die Königin ſey gar nicht ſchwanger geweſen, und könne es auch nie werden, indem eine Krankheit ſie ganz unfruchtbar gemacht habe. Sie gründeten ihre Beſchuldigungen darauf, daß die Königin in Abweſenheit der Prinzeſſin von Dännemark *) entbunden ſey und nicht gnug Perſonen vom Stande, welche ihre wirkliche Entbindung bezeugen könnten, in ihr Zimmer gelaſſen worden ſeyen.

Die gewiſſenhaften Anglicaner, die ihre Religion in Gefahr glaubten, riefen den Prinzen von Oranien zu Hülfe, der als Gemahl der Prinzeſſin Marie, der älteſten Tochter des Königs und folglich der vermuthlichen Thronerbin, das meiſte Intereſſe dabey hatte, den Prinzen von Wales für ein untergeſchobenes Kind zu erklären. Da der Prinz von Oranien ſich ſchon ſeit langer Zeit die Hofnung gemacht hatte, dereinſt über

*) Dies war die Prinzeſſin Anna, nachherige Königin, damahls Gemahlin des däniſchen Prinzen Georg, Sohns Königs Friedrichs III.

England zu herrſchen; ſo ließ er ſich zu der Reiſe nach dieſer Inſel nicht lange bitten. Weil er aber in einem gehäſſigen Lichte erſchienen ſeyn würde, wenn er ſeine Abſicht, ſeinen Schwiegervater zu entthronen, ſo ganz öffentlich gezeigt hätte; ſo gab er vor, er gehe bloß darum dahin, um die Freyheit der anglicaniſchen Kirche gegen die Bedrückungen eines papiſtiſchen Königs zu ſichern.

Der Prinz von Oranien ſtand mit Friedrich Wilhelm in zu genauer Verbindung, als daß er ihn nicht wegen ſeines Unternehmens hätte um Rath fragen ſollen. Er fand ihn aber gar nicht ſo geneigt dazu, als er es wohl gewünſcht hätte. Der Churfürſt ſagte ihm ganz offenherzig, er mißbillige ſein Vorhaben; er habe nicht die beſte Meinung davon und fürchte, Ludwig XIV. mögte wegen ſeines Zuges nach England unterdeſſen an den ſieben Provinzen Rache nehmen. Aber alle dieſe Vorſtellungen machten wenig Eindruck auf den Prinzen, er ſetzte vielmehr ſeine Rüſtungen tapfer fort. Der Churfürſt lebte indeſſen nicht lange genug, um das Ende dieſer Rüſtungen zu ſehen, des

ren Folgen ich unter der künftigen Regierung erzählen werde.

Friedrich Wilhelm, der ſtets auf das Beſte ſeiner Staaten aufmerkſam war, nahm um dieſe Zeit franzöſiſche Coloniſten, welche wegen Religionsbedrückungen ihr Vaterland verließen, in ſeine Länder auf. Das Edikt von Nantes war wiederrufen und über vier hundert proteſtantiſche Kirchen niedergeriſſen worden. Man ließ die Proteſtanten zu keinen Juſtiz- Policey- und Finanzſtellen mehr zu: Sie waren von allen Fermen ausgeſchloſſen; ja man hatte ihnen ſogar Aerzte und Hebammen von ihrer Kirche zu haben verboten. Kaum konnten ſie noch beym Militair fortkommen. Gegen Alles dieſes hatten ſie bisher nichts gethan als geſeufzt, gebetet und Pſalme für ihre Feinde geſungen. Viele von ihnen hatten das Königreich verlaſſen und waren nach England, Holland, Einige auch ins Brandenburgiſche gegangen. Die frommen Eiferer waren indeſſen mit allem Dem, was man bis jetzt gegen ſie verfügt hatte, noch nicht zufrieden. Man glaubte, zur Ehre Gottes noch

weit gewaltſamere Mittel anwenden und die Politik der Religion aufopfern zu müſſen. Schon von der Zeit an, da Colbert ins Miniſterium kam, hatte man von der Wiederrufung des Edikts von Nantes geſprochen. Allein dieſer große Miniſter, der aus England und Holland Leute zur Anlegung der Manufakturen ins Land zog, hatte ſich dieſem Beginnen ſtets widerſetzt. Aber Colbert ſtarb im Jahre 1683. Sein Nachfolger, Herr von Pelletier, ein ſchwacher Frömmling, verließ zu Frankreichs Unglück Colberts Plane. Ueberdem entflammte der königliche Beichtvater, Erzbiſchof de la Choize von Paris, ferner der Kanzler le Tellier und Herr von Louvois den Eifer des Königs von Tage zu Tage mehr, und Letzterer inſonderheit drang unabläſſig auf die Wiederrufung des oben genannten Edikts. Ludwig XIV. ließ dieſe Sache im Staatsrathe in Ueberlegung nehmen. Die Meinungen waren darüber getheilt. Die eine Parthey wollte, man ſollte die bisherigen Grundſätze fernerhin befolgen und nur gelinde Mittel gebrauchen. Die

Andere hingegen ſtimmte für gewaltſame Maaßregeln. Der König trat zur Letztern über. Nun hub die Verfolgung an. Die Intendanten der Provinzen erhielten Befehl, ſich der Polizeydiener und Dragoner als Miſſionaire zu bedienen. Dieſe ſonderbaren Bekehrer verübten nun die unerhörteſten Grauſamkeiten. Um das Werk zu krönen unterzeichnete der König, von einem, wie er glaubte, apoſtoliſchen Eifer beſeelt, die Wiederrufung des Edikts von Nantes und raubte durch dieſen einzigen Federzug ſeinem Reiche über zwey mal hundert Tauſend Unterthanen, die dem Ausländer ihre Induſtrie und mehrere Millionen zubrachten. Demungeachtet ſagte der alte Kanzler, der viel zur Unterzeichnung dieſes Befehls beygetragen hatte, bey der Unterſchrift, es bleibe ihm nun Nichts mehr in dieſem Leben zu wünſchen übrig, da er noch vor ſeinem Tode die Hugenotten in Frankreich ausgerottet ſähe. Er hatte indeſſen nicht die Zeit mehr, es ſelbſt zu fühlen, welch eine Wunde er dadurch ſeinem Vaterlande und ſeinem Könige geſchlagen habe; denn der Tod überraſchte ihn kurz

nach der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches.

Sobald der Churfürſt Nachricht von der Auswanderung der Proteſtanten erhielt, ließ er ein Edikt bekannt machen, durch welches er ſie zu Niederlaſſungen in ſeinen Staaten einlud. Er verſprach darin denen, die ſich anbauen wollten, zehenjährige Freyheit von Abgaben, und freye Baumaterialien. Er errichtete zugleich einen Fonds zu Penſionen für ſie und machte den Anfang damit bey ihren Geiſtlichen, von denen er die beſten zu ſeinen Hofcaplänen ernannte. Dabey erlaubte er ihnen, Nationalſynoden zu halten und die Liturgie der franzöſiſch-reformirten Kirche beyzubehalten. Er kettete ſie durch Wohlthaten immer mehr an ſich, gab denen, die Kriegsdienſte als Officiere oder Soldaten nehmen konnten, Stellen bey ſeiner Armee und ertheilte ihnen höhere Grade, als ſie in Frankreich gehabt hatten. Er errichtete zwey Compagnien aus ihnen, von welchen die Eine aus Musketierern, die Andre aus Grenadierern zu Pferde beſtand. Sie zeichneten ſich in der Folge in den Krie-

gen gegen Ludwig XIV. ganz vorzüglich aus. Die franzöſiſchen Politiker nahmen davon Veranlaſſung, eben das von der Vertreibung der Reformirten zu ſagen, was die Spaniſchen ehedem von der Vertreibung der Mauren unter Philipp III. geſagt hatten. Man habe keine ſchönere Handlung ausüben und keinen ſchlimmern Rath befolgen können.

Mein Großvater, der Oberſtallmeiſter, erhielt damals als Staatsminiſter das franzöſiſche Departement. In ſeinem Vorzimmer hielten ſie daher zum erſten Male öffentlichen Gottesdienſt. In der Folge wies man ihnen die alte Schloßcapelle *) dazu an. Dieſe war ihnen aber bald zu klein; daher man ihnen die Domkirche einräumte **), wo ſie

*) Dieſe Capelle exiſtirt jetzt nicht mehr. Man brauchte ſie nur noch, um die Leichname der fürſtlichen Perſonen in der Zwiſchenzeit bis zu ihrer Beerdigung hineinzuſetzen. Itzt ſind mehrere Zimmer für die Pagen und Kammerbedienten daraus gemacht worden.

**) Da dieſe Kirche, die zugleich der Begräbnißort des fürſtlichen Hauſes war, den Einſturz drohete und auch die Anſicht des Schloſſes von der

nach Endigung des deutſchen Gottesdienſtes den ihrigen hielten. Da aber ihre Zahl immer mehr und mehr zunahm; ließ ihnen der König Friedrich I. verſchiedene Kirchen ſowohl in Berlin als auch in den vornehmſten Provinzialſtädten bauen.

So wie ein neuer Trupp Franzoſen ankam; ertheilte ihnen der Churfürſt Audienz. Er ſprach mit aller Güte und Herablaſſung mit ihnen und hörte ihre Erzählung von den ausgeſtandenen Leiden und den Gefahren an, denen ſie bey der Abreiſe aus ihrem Vaterlande ausgeſetzt geweſen waren, indem Truppen die Grenzen beſetzt hatten, und genau auf ſie Acht haben mußten. Eines Tages, da Friedrich Wilhelm auch eine ſolche Audienz ertheilt hatte, fand er den Grafen von Rebenac, damahligen franzöſiſchen Geſandten an ſeinem Hofe, im Cirkel bey der Churfürſtin. Er konnte ſich bey der Ge- 1686.

breiten Straße her verdunkelte; ſo wurde ſie 1748. niedergeriſſen. Man bauete hierauf in dem Luſtgarten eine neue Kirche, wobin man denn auch die in dem alten Dom begrabenen Leichname brachte.

legenheit nicht enthalten, über die Strenge, womit man in Frankreich gegen die Proteſtanten verführe, bittere Klage gegen ihn zu führen. Der Geſandte leugnete dieſes geradezu und behauptete, daß diejenigen, die das Königreich verließen, lauter ſchlechte Leute und unruhige Köpfe wären, die, da ſie in ihrem Vaterlande nichts zu verliehren hätten, auswanderten, um ihr Glück auswärts zu verſuchen, und ſich der Religion nur als eines Vorwandes bedienten, um ihren Leichtſinn zu verbergen und ſich eine Freyſtatt zu verſchaffen. Der Churfürſt war zwar weit entfernt, den Behauptungen des Hrn. von Rebenac Glauben beyzumeſſen; ſtellte ſich aber, als ob er Alles für Wahrheit annehme. Als aber nach Verlauf einiger Tage auch der Marſchall von Schomberg, nebſt dem Grafen d'Espence und vielen andern Officieren, ankam; ſagte er zu dem Grafen von Rebenac: „Werden Sie es mir nun „noch ableugnen, daß die Proteſtanten in „Frankreich verfolgt werden, und noch „zu behaupten wagen, daß nur ſchlechte Leu„te und unruhige Köpfe auswandern?„ Der

Geſandte gerieth darüber in große Verlegen⸗
heit und antwortete, er kenne die Urſachen
nicht, warum die Herren von Schomberg
und d'Espence das Königreich verlaſſen
hätten, und wäre auch von dem Verfahren
gegen die Proteſtanten nicht näher unterrich⸗
tet; ſo viel aber könne er verſichern, daß die
Abſicht des Königs, ſeines Herrn, bloß wä⸗
re, die Irrenden durch Lehre und Beyſpiel
in den Schooß der Kirche zurückzuführen, in⸗
dem das Intereſſe und die Politik des Kö⸗
nigs es nothwendig mache, keine andere Re⸗
ligion außer der Katholiſchen zu dulden.
Friedrich Wilhelm entrüſtete ſich über
dieſe offenbare Unwahrheiten und ſagte in der
Hitze zum Geſandten: „Wenn das bey Ih⸗
„nen ſo hergeht; ſo melden Sie nur Ihrem
„Herrn, daß ich Verzicht auf die Freund⸗
„ſchaft eines Fürſten thue, der die Heiligkeit
„der Verträge ſeiner Politik aufopfert.„
Rebenac, der den ganzen Ungeſtüm des
Churfürſten kannte und ſehr wohl wußte, daß
ſein Herz nicht immer Theil an dem habe,
was er in dem Augenblicke der Hitze und des
Aufbrauſens redete, ſagte ihm mit aller mög⸗

lichen Gelaſſenheit, daß er noch vier und zwanzig Stunden warten wolle, ehe er die Befehle Sr. Durchlaucht befolgte, in der Hofnung, daß dieſe Zeit hinreichend ſeyn werde, um einzuſehen, daß es ihm vielleicht nicht allzu vortheilhaft ſeyn werde, ſich mit einem mächtigen Könige zu überwerfen, der ganz Europa Beweiſe gegeben habe, wie gefährlich es ſey, ihn zu beleidigen. Dieſe Worte brachten den Churfürſten wieder zu ſich. Er ſagte zum Geſandten: „Sie ſind „vernünftiger als ich. Ich danke Ihnen für „Ihre Mäßigung und bitte Sie, meiner „Lebhaftigkeit etwas zu Gute zu halten und „mich nicht mit Ihrem Herrn zu entzweyen.„

Der Churfürſt machte den Grafen d'Espence zum General-Lieutenant. Hernach folgte er meinem Großvater in der Stelle eines Oberſtallmeiſters. Der Herr von Schomberg wurde Chef des geheimen Kriegscollegiums, Generaliſſimus der ſämmtlichen Truppen, Gouverneur des Herzogthums Preußen und Commandant der beyden Compagnien Musketierer und Grenadierer zu Pferde. Er bekleidete dieſe Stel-

len bis ans Ende des Jahres 1688. wo ſich ihn der Prinz von Oranien bey ſeinem vorhabenden Zuge nach England vom Churfürſt Friedrich III. erſtem Könige von Preußen, ausbat. Der Herr von Schomberg konnte auch in der Folge mit ſeiner ergriffenen Parthie vollkommen zufrieden ſeyn. Nachdem der Prinz von Oranien König von England geworden war; war er erkenntlich für ſeine ihm geleiſteten Dienſte: er erhob ihn zum Herzog und machte ihn zum Pair von England und Ritter des Ordens vom Hoſenbande, ſo daß dieſer Marſchall in ſeiner Perſon alle hohen Würden vereinigte, die Frankreich, Großbritannien und Portugall aufzuweiſen haben. Dieſe glänzende Größe verſchwand aber mit ihm in Irland in der berühmten Schlacht am Fluß Boyer, die dem Prinzen von Oranien die engliſche Krone ſicherte und ſie dem Könige Jakob II. auf immer entriß.

Aller der Vortheile ungeachtet, welche die auswandernden Franzoſen in den brandenburgiſchen Staaten fanden, gingen

doch die Vornehmſten und Reichſten unter ihnen nach Holland und England, und wir bekamen nur die Aermſten. Aber die Induſtrie, die ſie mitbrachten, entſchädigte uns dafür. Denn wir haben ihnen unſere Manufakturen zu danken und ſie gaben uns die erſte Idee vom Handel, den wir vorher nicht kannten. Berlin verdankt ihnen ſeine Polizey, einen Theil ſeiner gepflaſterten Straßen und ſeine Wochenmärkte. Sie haben es durch ein großes Revier vergrößert *), haben Ueberfluß und Wohlſtand eingeführt und dieſe Stadt zu Einer der ſchönſten Städte Europens gemacht. Durch ſie kam der Geſchmack an Künſten und Wiſſenſchaften zu uns. Sie milderten unſere rauhen Sitten; ſie ſetzten uns in den Stand, uns mit den aufgeklärteſten Nationen zu vergleichen, ſo daß, wenn unſere Väter ihnen Gutes erzeigt haben, wir dafür hinlänglich belohnt worden ſind.

Die

*) Die Dorotheenſtadt, die von der Churfürſtin ihren Namen bekam, weil ſie den erſten Stein zu dem erſten daſelbſt gebaueten Hauſe legte und auch mit eigner Hand den erſten Baum zu der Allee pflanzte, welche dieſes Viertel in zwey Theile theilt.

Die Franzoſen waren damals nicht das einzige Volk, das von Religionseifer beſeelt, ſeine Güter und ſein Vaterland verließ. Als die Proteſtanten in der Pfalz den Churfürſten Karl, *) den letzten Prinzen aus der Linie Simmern, verlohren hatten, und nun den katholiſchen Herzog Wilhelm von Neuburg zum Oberherrn bekamen; fürchteten ſie, daß dieſer Fürſt ſie zwingen würde, ſeine Religion wieder anzunehmen. Sie wanderten daher haufenweiſe aus ihrem Vaterlande, und zogen in proteſtantiſche Länder. Friedrich Wilhelm nahm Viele von ihnen auf, und wies ihnen Ländereyen an, die ſeit dem dreyßigjährigen Kriege ungebauet gelegen hatten: dabey geſtand er ihnen alle mögliche Vortheile zu, die ihnen ihre neuen Wohnſitze nur angenehm zu machen im Stande waren.

Da die Waffen des Kaiſers in Ungern jetzt nicht mehr den glücklichen Fortgang hatten, den ſie im Jahre 1683. gehabt hatten; ſo ſuchte er bey den ſämmtlichen Ständen des deutſchen Reichs Hülfe nach. Dieſe bewieſen

*) Er war den 16. May 1685. geſtorben.

ſich auch eifrigſt bemüht, ihre ihnen ſchon ſeit geraumer Zeit aufgelegte Pflicht, die Plane des Wiener Kabinetts zu befördern, auch jetzt zu erfüllen, und brachten zu dem Ende eine anſehnliche Armee zuſammen. Der Churfürſt nahm dieſe Gelegenheit von Neuem wahr, um das Fürſtenthum Jägerndorf von ihm zu fodern; ſo daß der Kaiſer ihm endlich verſprach, ihm den ſchwibuſiſchen Kreis in Schleſien als ein Aequivalent dafür abzutreten. Der Churfürſt begnügte ſich mit dieſem Verſprechen, und ſchickte hierauf den General-Lieutenant von Schöning *) mit 8000 Mann nach Ungern. Dieſer Schritt ſowohl als die Freyſtätte, die er den reformirten Franzoſen gab, zog ihm Ludwigs XIV. Unwillen zu, ſo daß derſelbe ſich weigerte, ihm die im Friedenstraktate von St. Germain verſprochenen Subſidien fernerhin zu bezahlen.

Die kaiſerliche Armee trug indeſſen beträchtliche Vortheile über die Türken davon. Die wichtigſte Action im ganzen Feldzuge war unſtreitig die Belagerung und Ein-

*) Er ſtarb als Feldmarſchall in ſächſiſchen Dienſten.

nahme der Stadt **Buda**, die man nach wiederhohlten Angriffen und einem hartnäckigen Widerſtande endlich mit Sturm eroberte. Die ſächſiſchen, brandenburgiſchen und bayeriſchen Truppen, die von dem braven Churfürſten **Maximilian Emanuel** commandirt wurden, theilten mit den Kaiſerlichen die vier Angriffe, welche man auf dieſe Feſtung that, ſo wie den Ruhm, den ganz **Deutſchland** ſich durch dieſe Einnahme erwarb. Die **Brandenburger** verlohren viele Officiere, unter Andern den Prinzen **Alexander** von **Curland** und die beyden Gebrüder, Grafen von **Dohna**, *) die ſich durch ihre Verdienſte noch weit mehr als durch ihre Geburt auszeichneten. Allein alles dieſes erlittenen Verluſtes und aller in dieſem Feldzuge geleiſteten Dienſte ungeachtet, verweigerte der Wiener Hof den Truppen des Churfürſten die Winterquartiere in **Schleſien**, ſo daß ſie

*) **Karl Aemil** und **Theodor**. Ein Jeder von ihnen hatte ein Regiment Sie wurden bey zweyen Stürmen getödtet, denen ſie als Volontaire beywohnten; der Aelteſte den 4. Junius, der Jüngſte bey dem Hauptſturme, wodurch die Stadt erobert wurde, den 17. Julius.

ſich genöthigt ſahen, in die Churländer zurück zu gehen.

Ich habe hier die Vorfälle, an welchen die brandenburgiſchen Truppen in Ungern Antheil hatten, nach der Reihe erzählt. Ich komme nun wieder zurück, um zu ſehen, was während dieſer Zeit im Reiche vorging. Als im Jahre 1685. der Churfürſt Karl von der Pfalz, der letzte Fürſt von der Linie Simmern, ohne männliche Erben geſtorben war; machte die Herzogin von Orleans Anſprüche auf ſeine Erbſchaft, ſo weit dieſelbe die Allodialverlaſſenſchaft betraf. Sie behauptete, daß die Verzichtleiſtung, die ſie bey Gelegenheit ihrer Vermählung mit dem Bruder Ludwigs XIV. gethan habe, lediglich zu Gunſten des Churfürſten Karl Ludwigs, ihres Vaters, geſchehen ſey. Da aber damals von einer andern Linie die Rede geweſen ſey; ſo könne ihr dieſe Verzichtleiſtung ganz und gar nicht zum Nachtheil gereichen:
1687. ſie verlangte daher auch in den Beſitz der Weiberlehen in dem Antheile an der Grafſchaft Sponheim, der dem pfälziſchen Hauſe gehörte, geſetzt zu werden. Man wollte die

Entſcheidung der Streitſache anfänglich dem Pabſte Innocentius XI. überlaſſen; allein Ludwig XIV. überwarf ſich hernach mit ihm, weil er ſich dem Kardinal von Fürſtenberg bey der Bewerbung um die cöllniſche Churwürde widerſetzte, und ſich für den Prinzen Joſeph Clemens von Bayern erklärte. Der König von Frankreich wollte daher den Pabſt nicht als Schiedsrichter anerkennen, weil er dem Hauſe Oeſtreich zu ſehr ergeben, und alſo partheyiſch wäre. Ja er faßte ſogar den Entſchluß, die Rechte ſeiner Schwägerin und des Kardinals von Fürſtenb.rg mit gewafneter Hand zu behaupten.

Während Ludwig ſich zum Kriege rüſtete; entſtanden Mißhelligkeiten zwiſchen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holſtein-Gottorp wegen des Roſchilder Friedens, durch welchen der König von Schweden dem Herzoge die Souveränetät in ſeinen Landen verſchaft hatte.

Die Dänen entriſſen ihm gewaltſamer Weiſe einen Theil derſelben, und erklärten

ihm geradezu, daß ſie das Herzogthum Schleßwig behalten wollten. Der Churfürſt bot hierauf ſeine Vermittlung an, welche beyde ſtreitige Partheyen auch annahmen. Es wurden alſo zu Hamburg Conferenzen deswegen gehalten. Der König von Dänemark erbot ſich, dem Herzoge für das Herzogthum Schleßwig, die Souveränetät ausgenommen, ein Aequivalent zu geben. Der Herzog war indeſſen damit nicht zufrieden, und ſo nahmen die Feindſeligkeiten ihren Anfang. Da aber Friedrich Wilhelm keinen weitern Antheil hieran nahm; ſo glaube ich, das Uebrige mit Stillſchweigen übergehen zu müſſen. Als der König von Dänemark ſich nicht lange darauf mit 16000 Mann vor Hamburg zeigte, und dieſe Stadt ſich wegen der Uneinigkeit ihrer Einwohner und vorzüglich der Magiſtratsperſonen in der äußerſten Gefahr befand; ſo ſchickte der Churfürſt, der die Hamburger ſchützte, den Paul von Fuchs und Schmettau an den König. Dieſe brachten ihn durch ihre Vorſtellungen auch dahin, Alles wieder auf den Fuß zu ſetzen, wie es

vorher war, ſo daß die Stadt vermittelſt einer Summe Geldes, die ſie dem Könige zur Entſchädigung für die Kriegskoſten bezahlen mußte, für dieſes mal noch davon kam. Durch ſolche Mittel zogen ſich die Hamburger immer aus der Sache, wenn die Könige von Dänemark ihre wirklich nicht grundloſen Anſprüche auf die Stadt geltend zu machen ſuchten.

Der plötzliche Tod des Prinzen Ludwig 1687. am 26. März dieſes Jahres, verſetzte den Churfürſten in große Betrübniß, nicht nur weil er in ihm einen Sohn verlohr, den er ſehr liebte; ſondern auch, weil dieſer Todesfall den Argwohn der Vergiftung wieder rege machte, der doch wenigſtens ſchon eingeſchlummert, wenn gleich noch nicht vergeſſen, war. Der junge Prinz befand ſich auf einem Ball bey der Churfürſtin. Die Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg, *) eine Couſine der Churfürſtin, reichte ihm eine Pome-

*) Louiſe Charlotte; ſie vermählte ſich nachher mit dem Herzoge von Holſtein-Beck, Ludwig Friedrich, Gouverneur von Preuſſen, und ſtarb zu Königsberg 1740.

ranze von außerordentlicher Größe. Kaum hatte er dieſelbe gegeſſen; ſo empfand er die heftigſten Schmerzen, die ihn die ganze darauf folgende Nacht, die letzte ſeines Lebens, nicht verließen. Er ſtarb mit aller Standhaftigkeit und der lebhafteſten Ueberzeugung von der Religion. Es war ganz natürlich, daß dieſer ſo plötzliche Todesfall einer Vergiftung zugeſchrieben wurde. Die Feinde der Churfürſtin ſagten es ganz laut, ſie habe ihre Couſine zum Werkzeuge, ſich des Prinzen zu entledigen, gebraucht. Die allgemeine Stimme war fürchterlich. Man nannte die Churfürſtin eine Agrippine und die Prinzeſſin von Holſtein eine Lokuſta. Die Churfürſtin, der dieſe Reden unmöglich verborgen bleiben konnten, machte nicht die geringſte Bewegung deswegen, es ſey nun, daß ſie Troſt in ihrer Unſchuld fand, oder ſich über das Gerede des Publikums ſchon hinweg geſetzt hatte. Sie ſtellte gegen diejenigen, die ihre Ehre ſo abſcheulich zerriſſen, nicht die geringſte Unterſuchung an.

Der Churfürſt war von allen dieſen Beſchuldigungen ſehr wohl unterrichtet. Er ließ

ſich indeſſen den Schmerz, den er darüber em-pfand, nicht öffentlich merken. Deſto mehr war er in geheim davon durchdrungen, er wag-te es aber nicht, bis zur Quelle derſelben zurück-zugehen. Er brachte hierauf, von Schmerzen des Podagra gequält, und von anhaltender Kränklichkeit geſchwächt, den noch übrigen Theil ſeines Lebens in ſteter Traurigkeit hin.

In dieſem Zuſtande der Schwäche gab er 1688. endlich dem Anliegen der Churfürſtin nach, und bat den Kaiſer, der Vollſtrecker ſeines letz-ten Willens zu ſeyn. Da dieſer Monarch recht gut wußte, daß der Churfürſt Alles nur ſeiner Gemahlin zu gefallen that; ſo benutzte er dieſe Gelegenheit. Er ließ zu dem Ende der Chur-fürſtin eröfnen, daß er die Garantie über das Teſtament zwar übernehmen wolle: daß ſie aber dagegen den Churfürſten dahin bringen müſſe, ſeinen Anſprüchen auf die ſchleſiſchen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gegen eine Schadlos-haltung, über die man wohl übereinkommen wolle, zu entſagen.

Die Churfürſtin, die ſich nun einmal vor-genommen hatte, ihre Söhne zu regierenden

Herren zu machen, überredete ihren Gemahl auch wirklich, ſich den Wünſchen des Kaiſers zu fügen. Er that auf alle ſeine Rechte und Anſprüche Verzicht, und begnügte ſich dafür mit dem ſchwibuſiſchen Kreiſe, der einen Theil vom Herzogthum Glogau ausmacht. Der Kaiſer trat ihm dieſen kleinen Diſtrikt bloß darum ab, weil er ſich ſchon ſeit geraumer Zeit anheiſchig dazu gemacht hatte, und ihm die Freundſchaft des Churfürſten jetzt ſehr nöthig war, weil ihm ein Krieg mit Frankreich nahe bevorſtand. Der Kaiſer war indeſſen ganz und gar nicht gewillet, Schleſien zu zerſtückeln. Er ließ daher durch ſeinen Geſandten, den Baron von Freytag, dem Churprinzen von Allem, was das Teſtament betraf, Nachricht geben und ihm zugleich die Verſicherung ertheilen, daß Alles annullirt werden ſollte, im Fall der Churprinz ſeinerſeits verſpräche, daß er, wenn er zur Regierung käme, Antheil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen, ihm den ſchwibuſiſchen Kreis zurückgeben, und allen etwanigen Anſprüchen auf die ſchleſiſchen Herzogthümer auf immer entſagen wollte. Der Churprinz, der die Theilung der väterlichen

Länder eben ſo ſehr fürchtete, als die Churfürſtin ſie wünſchte, hielt es noch für ein großes Glück, dieſelbe um dieſen Preis zu hintertreiben. Zur Zurückgabe des benannten Kreiſes machte er ſich durch eine eigenhändige Schrift, die er dem Baron von Freytag übergab, verbindlich; in Anſehung der Theilnahme an dem franzöſiſchen Krieg begnügte ſich der Kaiſer mit ſeinem mündlichen Verſprechen.

Friedrich Wilhelm erfuhr Nichts von dem geheimen Vertrage ſeines Sohnes mit dem Kaiſer. Seine Schwachheit nahm täglich zu, ſo daß er nicht lange nachher in ſeinem Schloſſe zu Potsdam den 29. April 1688. ſeine Laufbahn endigte. Sein heldenmüthiger Charakter verließ ihn auch hier nicht, und ſelbſt noch durch ſeine letzten Worte zeigte er, wie ſehr er bis an ſein Ende Krieger, Staatsmann und Chriſt war. Zwey Tage vor ſeinem Tode verſammlete er den Staatsrath. Nachdem er noch verſchiedene Punkte darin entſchieden hatte; wendete er ſich zu ſeinen Miniſtern, dankte ihnen für die ihm ſtets bewieſene Treue, und bat ſie, ſeinem Sohne künftighin mit eben dem Eifer zu dienen, den ſie ihm bewieſen hätten.

Hierauf redete er den Prinzen an, der nun nach ihm Churfürſt werden ſollte. Er machte ihm einen genauen Abriß von dem Zuſtande, in welchem er ihm die Staatsangelegenheiten hinterließe, und empfahl ihm ſeine Familie und Bedienten. Als er auf die Miniſter zu reden kam; ſetzte er noch hinzu, er kenne ſie gnau gnug, um ihm dafür zu ſtehen, daß er nie einen Fehltritt thun werde, ſo lange er ihrem Rathe folgte.

Nie wurde wohl ein Regent von ſeinen Unterthanen mehr bedauert und vom Auslande mehr geſchätzt als er. Seine Regierung war groß und glänzend bis an ſein Ende. Er ſpielte in den damahligen Staatshändeln Europens eine Rolle, die weit über die Größe ſeiner Länder war, und in ſeinem ganzen Benehmen bewies er eine Größe und Feſtigkeit, die zugleich eine doppelte Wirkung ſeines vortreflichen Herzens und ſeines erhabenen Genies war.

Beyträge
zur
Lebens- und Regierungsgeſchichte
der
vier letzten Regenten
des brandenburgiſchen Hauſes.

Zweyter Theil.

Friedrich III. folgte ſeinem Vater in einem Alter von dreyßig Jahren in der Regierung. Er war klein und ungeſtaltet von Perſon, welches daher kam, daß ſeine Säugamme ihn in ſeiner Kindheit rückwärts vom Arme hatte herabfallen laſſen. Sein Temperament war dadurch etwas geſchwächt worden. Dieſer Vorfall ſowohl als der ſtete Verdruß, den er von ſeiner Jugend an zu empfinden hatte, hatte in ſeinem Herzen eine gewiſſe Leere und Unruhe hervorgebracht, die Nichts zu zerſtreuen im Stande war. Er war mehr Gelehrter, als ſchöner Geiſt. Er redete mehrere Sprachen, auch ſogar die lateiniſche; hatte gute Kenntniſſe in der Geſchichte, und wollte durchaus auch Theologe und Redner ſeyn. Sein Charakter ſtand mit ſeiner Leibesbeſchaffenheit in genauem Verhältniſſe. Er 1688.

war wankelmüthig, argwöhniſch und jähzornig. Unter gehöriger Schonung dieſer drey Leidenſchaften leiteten ſeine Günſtlinge ſeinen Geiſt, wohin ſie wollten und oft noch viel weiter. Er war freygebig bis zur Verſchwendung und prachtliebend. Es ging ihm wie den allermeiſten Prinzen, er kannte die Reize des häuslichen Lebens nicht und hing dagegen außerordentlich an dem Aeußeren der oberherrlichen Gewalt. Er war ein ſchwer zu befriedigender Herr; ſahe es aber ſehr gern, wenn man ſein Glück in ſeinem Dienſte machte. Der Zugang zu ihm war nicht leicht; er hörte aber der Unglücklichen Klagen willig und gütig an, wenn ſie zu ihm hatten hindringen können. Als einem eifrigen Proteſtanten lag es ihm ſehr am Herzen, die Reformirten und Lutheraner mit einander zu vereinigen, um ſich den Katholiken, die er haßte ohne ſie zu bedrücken, deſto kräftiger widerſetzen zu können. Sein gegebenes Wort war ihm heilig; daher überlegte er erſt, ehe er etwas verſprach; was er aber verſprochen hatte, darauf konnte man ſicher rechnen. Dadurch hatte er ſich hauptſächlich das Zutrauen aller deutſchen Reichs-

für-

fürſten erworben, die, von ſeiner Anhänglich- keit an die deutſche Conſtitution überzeugt, ihn oft zum Schiedsrichter in ihren Streitig- keiten annahmen. Allein noch weit ruhmwür- diger war es für ihn, daß er über die Herzen ſeiner Unterthanen herrſchte.

Gleich nach dem Tode Friedrich Wil- helms ſchickte Friedrich III. an alle Statt- halter der Provinzen und an die Landesregie- rungen Couriere ab, welche ihnen den Befehl überbrachten, ihn als den einzigen und allei- nigen Erben ſeines Vaters anerkennen zu laſ- ſen. Zu gleicher Zeit ſäumte er nicht, den mit dem Baron von Freytag eingegange- nen Vergleich zu erfüllen. Er gab ſogleich dem Kaiſer gegen eine ſehr mäßige Summe den ſchwibuſiſchen Kreis zurück, verſprach mit in den Bund zu treten, der damals ge- gen Frankreich geſchloſſen wurde und an- nullirte dadurch das ganze Teſtament Frie- drich Wilhelms, ſo daß gar nicht einmal mehr davon geredet wurde. Da nun auf dieſe Art den drey Markgrafen alle Hofnung zu regieren benommen wurde; ſo unterwar- fen ſie ſich und verhielten ſich ganz ruhig.

Nach Beendigung dieſer Sache ſandte er an die vornehmſten europäiſchen Höfe Geſandten, um ihnen das Abſterben ſeines Vaters und ſeinen Regierungsantritt bekannt zu machen. Die vorzüglichſten Mächte ſchickten ihm dagegen gleichfalls Geſandten, die ihm zu gleicher Zeit die gewöhnlichen Condolenz- und Glückwunſch-Complimente machen mußten, ſo daß man über vierzig auswärtige Miniſter an ſeinem Hofe ſahe, die ſämmtlich dem prächtigen Leichenbegängniſſe ſeines Vaters und der feyerlichen Huldigung, die ihm die nach Berlin zuſammenberufenen Stände der Churländer leiſteten, beywohnten. Friedrich ließ bey dieſen Feyerlichkeiten ſeine Neigung zum Pomp und zur äußerlichen Größe auf das Deutlichſte blicken. Sobald er ſich nun in dem völligen Beſitze der väterlichen Erbſchaft befeſtigt ſahe; beſtätigte er auch alle Beamten in den Stellen, die ſie bey dem Tode ſeines Vaters bekleidet hatten. Denjenigen, die ihm ehedem wohl entgegen gearbeitet hatten, zeigte er jetzt, daß der Churfürſt Beleidigungen zu vergeſſen wiſſe, die dem Churprinzen angethan worden wa-

ren. Er gab Befehl, daß man ſeiner Stief=mutter eben ſo, als wenn ihr Gemahl noch lebte, alle mögliche Ehrfurcht erweiſen ſollte; er wies ſeinen Brüdern Jahrgelder an, die ihrem Stande angemeſſen waren und ſetzte ſeinen Hofſtaat auf einen Fuß, daß derſelbe keinem Hofe in Deutſchland nachſtand.

Friedrichs III. Regierung hub unter glücklichen Vorbedeutungen an. Am 18. Au=guſt ward ſeine Gemahlin von einem Sohne entbunden, dem zum Andenken ſeines Groß=vaters die Namen Friedrich Wilhelm beygelegt wurden, obgleich der Kaiſer und Ludwig XIV. Taufzeugen waren. Ich will mich nicht dabey aufhalten, die Freudensbe=zeugungen, die man in allen brandenburgi=ſchen Staaten darüber äußerte, zu beſchrei=ben. Es war nicht ſowohl Schuldigkeit, als vielmehr Liebe, die man für das Churhaus fühlte, darin ſichtbar. Der neugebohrne Prinz ward hierauf den pflegenden Händen der Frau von Rocoule übergeben, die ihr Vaterland ebenfalls der Religionsbedrückungen wegen verlaſſen hatte und in aller Rückſicht dieſes Vertrauens würdig war.

Einige Tage nach der Tauſceremonie reiſ'te der Churfürſt nach Minden in Weſtphalen, weil der Prinz von Oranien ihn durch den Herrn von Benting, nachmaligen Mylord Portland, um eine Zuſammenkunft an dieſem Orte hatte erſuchen laſſen. Beyde Prinzen berathſchlagten ſich hier über die Maaßregeln, die ſie zu ergreifen hätten, um Frankreich die Spitze zu bieten, während der Prinz von Oranien in England gegen ſeinen Schwiegervater Krieg führen würde. Der Churfürſt machte ſich hier anheiſchig, zur Beſchützung ſeiner Staaten 6000 Mann nach Holland zu ſchicken, und nahm überdem noch die Vertheidigung des Niederrheins über ſich. Zugleich trat er dem Prinzen von Oranien den Marſchall von Schomberg, welchen ſich derſelbe ausgebeten hatte, ab; und dieſer General war ihm auch hernach bey ſeinem Zuge gegen England von ſehr großem Nutzen. Die beyden Prinzen trennten ſich hierauf mit gegenſeitiger Zufriedenheit.

Friedrich III. ward weder ſo ſehr, als man gewöhnlich vorgiebt, vom Geiſte der

Kleinlichkeit, noch von ſteifer Ceremonie ſo ſtark beherrſcht, daß er nicht die Wichtigkeit ſeiner eingegangnen Verpflichtungen hätte kennen ſollen. Sobald er ſich zu dergleichen verſtand, waren ſie gewiß ſolid. Er war immer bemüht, bey Allem, was er that, ſeine Würde zu behaupten. Er hatte Achtung vor ſich ſelbſt und ſeinem Volke, weil er wohl wußte, daß dieſes das rechte Mittel ſey, ſich ſelbſt die Achtung des Volks zu verſchaffen. Nie aber wird man ihm mit Recht den Vorwurf machen können, daß er den Geringſten ſeiner Unterthanen der eitlen Ruhmſucht aufgeopfert habe. Auf ſeiner Rückreiſe von Minden beſuchte er im Vorbeygehen die Herzoge von Zelle, Hannover und Wolfenbüttel und zog ſie bey der Gelegenheit mit in das Bündniß gegen Frankreich. Hierauf ſchickte er den Paul Fuchs an den Biſchof von Münſter und an den Landgrafen von Heſſen-Caſſel, um auch ſie zu dem gedachten Bunde zu überreden, welches ihm auch gelang.

Während nun alle deutſchen Fürſten ſich rüſteten, Ludwigs XIV. Macht Widerſtand

zu thun; ſegelte der Prinz von Oranien mit 65 Kriegsſchiffen, 10 Brander- und 500 Proviantſchiffen übers Meer. Die ſämmtliche Mannſchaft der Flotte beſtand aus 16000 Mann, ſowohl Infanterie als Cavallerie. Nachdem dieſe Flotte viel von den Stürmen gelitten hatte; landete ſie nicht weit von Exeter. Das Volk ſchien anfänglich ſo wenig geneigt zu ſeyn, den Prinzen gut aufzunehmen, daß er ſchon im Begriff war, wieder umzukehren. Sein ganzer Plan würde auch wahrſcheinlich geſcheitert ſeyn, wenn der König Jakob, der eine Armee von 30000 Mann auf den Beinen hatte, gleich ohne Zeitverluſt nach Exeter marſchiert wäre. Allein aller guten Rathgeber beraubt und unfähig, ſich ſelbſt zu rathen, verließ ſich dieſer Prinz auf ſeine Truppen und glaubte, er würde mit ihnen Alles, was er nur wollte, jederzeit durchſetzen können. Er brachte indeſſen zu London, zu Windſor und dann bey der Armee, zu der er ſich endlich noch begab, ſeine Zeit mit Berathſchlagungen hin. Dadurch bekam der Prinz von Oranien Muße, weiter vorwärts zu rücken. Je wei-

ter er vorrückte, je mehr erklärte ſich das Volk für ihn. Unterdeſſen wunderte ſich der König ungemein, daß ſein Schwiegerſohn, ſeine Tochter, die vornehmſten Generale der Armee und einige Corps ſeiner Truppen ihn verlaſſen hätten. Bey allem dem war ihm der größte Theil ſeiner Armee, beſonders die Irländer, treu geblieben. Demungeachtet wagte er es nicht, ſich in ein Treffen einzulaſſen; ſondern ging nach London zurück. Er war ſehr unruhig darüber, daß er nicht wußte, was dieſe Stadt, der ſich der Prinz von Oranien ſchon näherte, für eine Parthie ergreifen würde. Sobald derſelbe vor den Thoren angekommen war; ſchickte der König drey Lords an ihn ab, um Unterhandlungen mit ihm anzufangen. Während der Zeit ließ er ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn nach Frankreich abreiſen. Als hierauf ſeine Wache von einer holländiſchen abgelöſet wurde, ohne daß ein Schwerdtſtreich dabey vorfiel; hielt er es fürs Beſte, ebenfalls nach Frankreich zu flüchten. Allein in dem Augenblicke, da er ſich einſchiffen wollte, ward er erkannt und nach London mit der größ-

ten Ehrerbietigkeit zurück geführt und mit einem: Es lebe der König, aufgenommen. Indeſſen hatte er nunmehr ſeine Freyheit verlohren. Der Prinz von Oranien kam nach London und ließ ihm zu wiſſen thun, daß es für die Sicherheit ſeiner Perſon nothwendig ſey, ſich zu entfernen. Da Wilhelm es ſehr gern ſahe, daß er ſich entſchloß, nach Frankreich zu gehen, weil dieſes gerade das Schlimmſte war, was er thun konnte; ſo ließ er ihn zu Rocheſter, wohin er geführt wurde, nur ſchlecht bewachen und aller Wahrſcheinlichkeit nach mit Fleiß entwiſchen, um ſich nach Frankreich begeben zu können. Er kam auch zu Anfang des Jahres 1689. glücklich zu Ambleteuſe und nachher zu St. Germain en Laye an, wo ihn Ludwig XIV. als ſeinen getreueſten Bundesgenoſſen aufnahm und ihm außer einem Schloſſe eine Penſion anwies, die ihn in den Stand ſetzte, einen Hofſtaat zu halten.

Sobald der König aus dem Reiche geflohen war, thaten die Engländer den Ausſpruch, daß, da derſelbe auf Anrathen der

Jeſuiten und anderer übelgeſinnter Perſonen die Geſetze des Königreichs übertreten und England verlaſſen habe, der Thron dadurch für erledigt zu achten ſey. Ferner wurde der Schluß abgefaßt, daß ein Fürſt, der ſich zur römiſchen Religion bekennte, unfähig ſey, König von England zu ſeyn, und ſo wurde am 17. Januar dem Prinzen von 1689. Oranien und deſſen Gemahlin Marie, der älteſten Tochter des Königs Jakob, die Krone übertragen. Von der Zeit an war dieſer Monarch in dem größten Theile Europens nur unter dem Namen Wilhelms III. als rechtmäßiger König von Großbritannien, bekannt. Nur in Frankreich und in Rom betrachtete man ihn als einen Uſurpator.

Sobald Friedrich von dem glücklichen Ausgange des Unternehmens des Prinzen von Oranien Nachricht erhielt; ſo erklärte er ſich geradezu gegen Frankreich, das damals aus verſchiedenen angeblichen Gründen Deutſchland den Krieg angekündigt hatte. Die Anſprüche der Herzogin von Orleans auf die Nachfolge in den Gütern

ihres Vaters und ihres Bruders, die ihr der damals regierende Churfürſt von der Pfalz ſtreitig machte, und die nur durch die Geſetze und das Herkommen des deutſchen Reichs hätten entſchieden werden ſollen; ferner das augsburgiſche Bündniß und die Ausſchließung des Kardinals von Fürſtenberg vom Erzbisthum Cölln waren die Urſachen, die Ludwig XIV. öffentlich angab, um zwey Jahre nach dem geſchloſſenen zwanzigjährigen Stillſtande mit dem deutſchen Reiche Krieg anzufangen. Die wahre Triebfeder davon aber war, er wollte ſich in dem Beſitze alles deſſen, was er ſich durch die Reunionskammer hatte zuſchlagen laſſen und was er ſeitdem in Deutſchland und in Flandern ſich zu eigen gemacht hatte, ſicher ſtellen. Zu dem Ende hatte er beſchloſſen, die Türken zu ermuntern, den Krieg gegen den Kaiſer fortzuſetzen. Er grif daher Deutſchland gerade zu der Zeit an, da der Sultan um Frieden bat. Die Staatsklugheit hätte dem Kaiſer Leopold rathen ſollen, denſelben zuzugeſtehen, indem er ſich wohl nicht ſchmeicheln konnte, den Krieg zugleich gegen die Pfor-

te und gegen Frankreich zu führen; und beſonders, da ſeine Plane in Abſicht auf Ungern zum Theil wenigſtens ausgeführt waren, ſeitdem er ſie gezwungen hatte, ſeinen älteſten Sohn Joſeph als König anzuerkennen und dieſe Krone in ſeiner Familie erblich zu machen. Das wiener Kabinett glaubte indeſſen, daß die Ungern noch nicht gedemüthigt wären und war alſo der Meinung, ſie völlig unterjochen und die Sorge, Ludwig XIV. Widerſtand zu thun, den Spaniern, Engländern, Holländern und den deutſchen Reichsfürſten überlaſſen zu müſſen, indem es nicht zweifelte, daß der durch die zum Beſten des Prinzen von Oranien und der Prinzeſſin Marie ausgefallene Reſolution geſicherte Zutritt Englands die Obermacht und das Glück auf die Seite der Verbündeten ziehen werde. Das war allerdings damals ſehr wahrſcheinlich. Allein in der Folge wendete ſich das Blatt ſo ganz um, daß nicht nur das wiener Kabinett, ſondern auch ganz Europa darüber erſtaunten. Der Churfürſt billigte das Benehmen des wiener Miniſteriums nicht, er erklärte ſich

auch darüber gegen Leopold. Dieſer blieb aber bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe. Das Kriegsfeuer loderte alſo heller als jemals in Ungern wieder auf, welches für Frankreich während des ganzen damals angefangnen Krieges ſehr vortheilhaft war. Da Friedrich ſahe, daß der Kaiſer das deutſche Reich faſt gänzlich vernachläſſigte; ſchloß er mit dem Churfürſten Johann Georg III. von Sachſen, dem Herzoge von Lüneburg-Zelle, und dem Landgrafen von Heſſen zur gemeinſamen Vertheidigung ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes ein Bündniß. Sie verſammleten ſich zu Magdeburg und kamen dahin überein, 24000 Mann in die Gegenden von Frankfurt und Mainz zu ſchicken. Friedrich III. übernahm die Vertheidigung des Nieder-Rheins, obgleich Ludwig XIV. ihm die Verſicherung hatte geben laſſen, daß die cleviſchen Länder und ſeine übrigen weſtphäliſchen Provinzen nicht feindſelig behandelt werden ſollten, wenn er neutral bleiben wollte. Allein es herrſchte nun einmal die allgemeine Meinung, Ludwig XIV. wolle eine Univer-

ſalmonarchie errichten. Das Haus Oeſt- reich ließ es ſich angelegen ſeyn, dieſe Mei- nung immer mehr auszubreiten. Es war ihm daher noch nicht einmal gnug, daß man einen Bund gegen Frankreich geſchloſſen hatte; es wollte vielmehr gern die Kreuzzüge wieder erneuern. Der Churfürſt, der bey eben den Grundſätzen erzogen und vom Prin- zen von Oranien darin noch beſtärkt wor- den war, wendete Alles Mögliche an, um einer ſo gefährlichen und furchtbaren Macht Grenzen zu ſetzen. Er reiſ'te zu dem Ende nach dem Haag, berathſchlagte ſich mit den Staaten über die Operationen des nächſten Feldzuges, und beſuchte bey der Gelegenheit die Prinzeſſin von Oranien, die eben im Begrif war, zu ihrem Gemahle nach Eng- land zu reiſen.

Friedrich kam zu Anfange des Jahres 1689. wieder nach Berlin zurück und brachte den ganzen Winter mit Kriegsrüſtungen hin. Ehe ich von der eigentlichen Beſtimmung derſelben rede; halte ich es nicht für überflüßig, die- jenigen Perſonen zu ſchildern, die damals den Staatsrath des Churfürſten ausmachten.

Der Marſchall von Schomberg war bey dem Abſterben Friedrich Wilhelms Chef des Kriegs-Collegiums; blieb aber hernach nur noch kurze Zeit in Dienſten des Churfürſten.

Der Graf Friedrich von Dånhof, aus einer berühmten und angeſehenen Familie in Polen und Preußen, war Ober-Cåmmerer und erſter Staatsminiſter. So lange er nicht die erſte Stelle am Hofe bekleidete; hatte er ſich ausgezeichnet und bey verſchiedenen Ambaſſaden Ehre und Ruhm erworben. Als er aber Chef des Staatsraths wurde; glaubte er, auf ſeinen Lorbeeren ausruhen und die eigentlichen Geſchåfte den Herren von Meinders und von Fuchs überlaſſen zu können. Er begnügte ſich jetzt damit, ſeine Stelle zu bekleiden, und that auch dieſes mit vieler Würde. Man hielt ihn für den artigſten Mann bey Hofe. Er war großmüthig, freundlich, herablaſſend und wohlthåtig, und auf ſein gegebenes Wort konnte man ſicher bauen.

Die beyden Staatsminiſter von Meinders und von Fuchs verdankten Alles, was

ſie waren, ſich ſelbſt, Nichts ihren Ahnen. Beyde waren von mittlern Stande und mittelmäßigen Glücksgütern. Sie hatten beyde mit den kleinſten Bedienungen angefangen. Allein ihre vorzüglichen Talente hatten bald Aufmerkſamkeit erregt und zu ihrer Erhebung beygetragen. Auch in der Folge waren dieſelben ihre Stütze und machten, daß ſie über allen Neid ſiegten. Sie liebten Beyde Künſte und Wiſſenſchaften. Das Wohl des Staats und der Ruhm ihres Herrn lag ihnen gleich ſtark am Herzen. Beyde waren von den Unterthanen gleich hochgeachtet und Beyde hinterließen Söhne, die ohne Erben ſtarben.

Der Herr von Grumbkow war Hofmarſchall und hatte alſo den zweyten Rang bey Hofe. Außerdem war er noch Staatsminiſter und General-Commiſſarius. Er führte die Acciſe ein, trug viel zur Aufnahme der Manufacturen bey und traf verſchiedene andere vortheilhafte Einrichtungen. Er ließ ſich gern in große Unternehmungen ein und war herzhaft in Ausführung derſelben. Man würde in ſeinem Charakter etwas Großes und Edles gefunden haben, wenn er ſich die Ver-

größerung ſeiner Familie weniger hätte laſſen angelegen ſeyn; daher er viel Geld für ſie aufzuhäufen ſuchte. Man hob ihn einſt todt aus dem Wagen, als er von einem Feſte nach Hauſe fuhr, bey welchem der Wein tapfer gefloſſen war, ſo daß man von ihm ſagen kann, er ſey in ſeinem Berufe geſtorben. Denn wenn das wahr iſt, daß der General bey der Armee, der Prieſter aber bey dem Altare ſterben müſſe; ſo war Nichts billiger, als daß in jenen Zeiten, wo man in Deutſchland noch viel trank, ein Hofmarſchall beym Weine ſtarb.

Der Feldmarſchall Dörfling, der damals ſchon durch Alter und Strapatzen ſehr entkräftet war, hatte ſich bloß durch ſeine Tapferkeit zu den erſten militäriſchen Ehrenſtellen hinaufgeſchwungen. Er war eigentlich ein Avanturier und beſaß alle Tugenden des Marius, ohne ſeine Laſter zu haben. Böhmen war ſein Vaterland. Sein Vater hatte ihn zu einem Handwerke beſtimmt. Allein damit ſtimmten ſeine Neigungen gar nicht überein. Sein Geiſt ſtrebte nach höhern Dingen. Er ging daher in ſeinem ſechszehnten

ten Jahre unter die Soldaten, und ward gemeiner Reuter unter den Sachſen. Nachdem er endlich Officier geworden war; trat er in ſchwediſche Dienſte, und machte unter dem großen Guſtav mehrere Feldzüge mit, worauf ihn derſelbe zum Obriſt-Lieutenant machte. In der Folge wurde er unter der Königin Chriſtine General. Als dieſe die Regierung niedergelegt hatte; verließ er Schweden und nahm brandenburgiſche Dienſte. Er kommandirte hierauf unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm und verrichtete unter deſſen Augen verſchiedene Thaten, wozu Kopf und Muth gehörte. Dies blieb vom Churfürſten nicht unbemerkt. Zur Belohnung beförderte er ihn nach und nach immer höher, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und ließ ihn durch den Kaiſer in den Freyherrenſtand erheben. Alle Ehrenſtellen bewirkten indeſſen keine Veränderung in ſeinem Betragen. Frey von allen Vorurtheilen war er auch mitten im ſchimmernden Glanze der äußern Größe, und ſelbſt auf dem höchſten Gipfel des Glücks Philoſoph. Das elende Handwerk eines Hofmanns, war ihm fremd. Eigennutz und

Prachtliebe haßte er gleich ſtark. So groß indeſſen ſeine Beſcheidenheit war; ſo wenig konnte er es leiden, daß man ihn an ſeine Herkunft erinnerte. Als der Herzog von Holſtein: Beck dieſes einmal aus Unvorſichtigkeit that; ſagte er: „Es ſey wahr, daß „er für die Elle beſtimmt geweſen ſey; allein „es habe der Vorſehung gefallen, ihn für den „Degen zu beſtimmen; er wiſſe nunmehr auch „ſo gut damit umzugehen, daß er alle Diejenigen, die ſich gegen ihn vergeſſen ſollten, „damit meſſen könne.„ Dieſer große Mann ſtarb endlich mit Ruhm und Ehre überſchüttet zu Berlin im Jahre 1695. im 89 Jahre, mehr vor Alter, als aus Schwachheit.*)

Obgleich Friedrich III. von den Verdienſten und Fähigkeiten aller Derer, die in ſeinem Staatsrathe ſaßen, überzeugt war; ſo ſetzte er doch noch ſeinen Günſtling Eberhard von Danckelmann hinein, dem

*) Der Marſchall Dörfling hinterließ einen Sohn, der als General: Lieutenant des Königs Friedrich Wilhelm ſtarb. Er beſaß zwar nicht den Kopf ſeines Vaters, wohl aber ſeine Rechtſchaffenheit.

er ſein Leben zu verdanken glaubte. Kurz nachher ward eben dieſer Günſtling zum Chef des Staatsraths mit dem bis dahin unbekannten Titel eines Oberpräſidenten ernannt. So ſchnell es auch mit ſeiner Erhebung ging; ſo muß man doch geſtehen, daß er derſelben keinesweges unwürdig war. Er war genau mit der damaligen Lage Europens bekannt, und beſaß überhaupt alle zu einem Staatsminiſter erfoderlichen Eigenſchaften. Man beſchuldigte ihn indeſſen, daß er herrſchſüchtig und zu emſig beſchäftigt ſey, das Anſehen ſeiner Familie zu erhöhen. Er hatte auch in der That ſechs Brüder, denen er Sitz im Staatsrathe verſchafte, und die er hernach an die Spitze der verſchiedenen Provinzial-Landesregierungen ſtellte. Man nannte die ſieben Brüder gewöhnlich die ſieben Planeten und verglich ihren Einfluß auf den brandenburgiſchen Staat dem vorgeblichen Einfluſſe der Planeten auf die Erde. Schmeichelhafter war es aber für dieſen Premier-Miniſter, daß man ihn mit dem großen Colbert verglich. Wahr iſt es, daß er eben ſo, wie Jener, die Manufakturen beförderte,

Wiſſenſchaften und Künſte liebte und den Gelehrten viel Gutes erwies. Auch lag ihm eben ſo, wie Jenem, der wahre Ruhm ſeines Herrn und die Glückſeligkeit des Volks aufrichtig am Herzen, hätte er nun einen eben ſo weiten Wirkungskreis gehabt als der franzöſiſche Miniſter; ſo wäre er ihm vielleicht ganz gleich gekommen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Stelle des Oberpräſidenten bey uns nicht wieder iſt erſetzt worden; und ich weiß auch nicht, ob dies der Fall mit Colbert in Frankreich geweſen iſt.

Doch hatte der Herr von Danckelmann bey allen ſeinen großen Eigenſchaften auch große Fehler. Er war hitzig, hochmüthig, wenig herablaſſend, und hatte eine ernſte Miene, die abſchreckte. Verſchiedene Perſonen, die genau mit ihm umgegangen waren, haben mich verſichert, daß ſie ihn auch nicht ein einziges Mal lachen geſehen hätten. Seine große Liebe zur Sparſamkeit verleitete ihn, ſich immer zu widerſetzen, wenn der Churfürſt Jemanden Wohlthaten erweiſen wollte. Die Gunſt ſeines Herrn ließ ihn vergeſſen, daß die feſteſte Freundſchaft der Fürſten doch endlich

ihrer Unbeſtändigkeit und ihren Launen wei⸗chen muß, und ſo dachte er gar nicht darauf, ſich Freunde, noch weniger Creaturen, zu machen. Er ſchonte keines Menſchen. Da⸗durch ward er bald der Gegenſtand des Haſ⸗ſes der Hofleute, die nun ſo gut gegen ihn zu arbeiten wußten, daß ſie ihm endlich die Zuneigung ſeines Herrn entriſſen. So berei⸗teten übermäßiger Stolz und Aufblähung ſei⸗nen Fall; ſo wie große Demuth und Ge⸗ſchmeidigkeit ihn erhoben hatten.

Nach dieſer Schilderung der vornehmſten Perſonen am Hofe des Churfürſten nehme ich den Faden der Geſchichte wieder zur Hand. Beym Eintritte der ſchönen Jahrszeit reiſte Friedrich nach Cölln ab, welche Stadt er den Truppen, die er commandiren ſollte, zum Sammelplatz beſtimmt hatte. Sobald ſie Alle beyſammen waren; ſtellte er ſich an ihre Spitze und marſchirte nach dem Rhein zu. Die Churfürſtin hatte ihn auf der Reiſe begleitet. Während des Feldzugs blieb ſie zu Cölln, wo der Churfürſt ſchon im vorigen Jahre ſeine Truppen hatte einrücken laſſen. An der Spitze der vereinigten Armee gewann

Friedrich nun bald einige Vortheile bey Neus, wodurch ihm die Einnahme von Rheinbergen und Kaiſerswerth erleichtert wurde. Auch bekam er dadurch Muth, Bonn zu belagern, wo Asfeld, der für Ludwig XIV. daſelbſt das Commando hatte, ſich ſo tapfer vertheidigte.

Als der Churfürſt einſt während dieſer Belagerung nicht weit von der Armee auf die Jagd ging; ward er von einem ſtarken Haufen Feinde überfallen. Zum Glück erhielt man Nachricht davon im Lager. St. Bonnet, der die Compagnie franzöſiſcher Musketierer commandirte, kam ihm daher ungeſäumt zu Hülfe und rettete ihn. Der Oberpräſident, der den General von Schöning nicht leiden konnte, weil er ſich nicht vor ihm beugte, ließ ihn hierauf durch den General-Lieutenant von Barfus anklagen, er ſey mit den franzöſiſchen Partheygängern, die den Churfürſten hatten aufheben wollen, im Einverſtändniſſe geweſen. Sobald der Herr von Schöning erfuhr, welche Ränke man gegen ihn ſchmiedete, foderte er den Herrn von Barfus heraus. Sie

ſchlugen ſich hierauf auf Piſtolen, wobey der letztere gefährlich verwundet wurde. Nunmehr verlangte der Herr von Schöning, von einem Kriegsrathe gerichtet zu werden. Als er dieſes aber nicht durchſetzen konnte; ſo legte er das Commando über die Truppen nieder, welches nun der Baron von Spaan, ein Verwandter der Gemahlin des Oberpräſidenten, bekam. Der Herr von Spaan war ein Officier, der ſehr viel Erfahrung im Kriegsweſen hatte. Allein es war ihm nie gelungen, ſich das Zutrauen der Truppen zu erwerben. Ueberdem war er damals ſchon von Alter gebeugt und ſchwächlich, und faſt ganz außer Stande, etwas zu unternehmen. Die Truppen wendeten daher die Worte des Pſalmiſten auf ihn, wenn er ſagt: Gott, du ſieheſt, wie man uns führet; mache doch, daß deine Güte uns zurückführe. Der Churfürſt ſahe auch bald ein, wie viel er in der Perſon des Herrn von Schöning verlohren habe. Er wollte ihn daher zurückberufen. Allein der Oberpräſident wußte ihn wieder davon abzubringen, und es ſo zu drehen, daß der Churfürſt von

Sachſen unſerm Friedrich III. einen Tauſch in Anſehung der Generale anbot, der auch angenommen wurde. Der Herr von Schöning ging hierauf als Feldmarſchall mit mehr als dreyßig Officieren in ſächſiſche Dienſte; dagegen trat der Herr von Flemming *) in der nemlichen Eigenſchaft in die Dienſte des Churfürſten; ſtatt aber Officiere mit ſich zu bringen, begleitete ihn nur ein eifriger Lutheriſcher Prediger. **)

Die franzöſiſchen Musketierer zeichneten ſich bey der Belagerung von Bonn ganz vorzüglich aus. Es blieben Viele von ihnen dabey, unter Andern auch ihr Commandeur St. Bonnet, dem ſeine Tapferkeit und Redlichkeit den Beynamen, Ritter Bayard, erworben hatte. Er wurde bey einem Sturm getödtet, dem er als Volontair,

*) Dieſen Grafen von Flemming muß man nicht mit Jenem verwechſeln, der nachmals Feldmarſchall und Premierminiſter des Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, Auguſt, war.

**) Er ſtarb als Probſt der Nicolai-Kirche zu Berlin.

gegen den ausdrücklichen Befehl des Churfür⸗ſten, beywohnte. Dieſer hatte ihn, als er ihn um Erlaubniß dazu gebeten hatte, geant⸗wortet, er wolle ſeine tapfern Officiere nicht Alle an einem Tage der Gefahr ausſetzen, und überdem bedürfe er auch ſeiner für ſich ſelbſt, daher er ſtets um ihn bleiben ſolle. St. Bonnet aber ließ ſich von ſeinem Mu⸗the oder vielleicht von ſeiner Beſtimmung hin⸗reißen, und war für dieſes Mal ungehorſam. Er verlohr ſein Leben nebſt zwey Drittheilen ſeiner Musketierer.

Allein der großen Tapferkeit der Truppen ungeachtet, ging es mit der Belagerung nur langſam von ſtatten. Sie würde ſich auch vielleicht noch mehr in die Länge gezogen ha⸗ben; wenn nicht der Herzog Karl V. von Lothringen zu dem Churfürſten geſtoßen wäre. Dieſer Prinz hatte ſo eben Mainz eingenommen, das von dem Marquis von Uxelles, nachherigem Marſchall, verthei⸗digt, und nur aus Mangel an Pulver über⸗geben worden war. Er half nun Bonn noch mehr zuſetzen, ſo daß der Ritter von Asfeld, der tödtlich verwundet worden war,

den Ort endlich übergab, nachdem er bereits in einen Steinhaufen und in Ruinen verwandelt worden war. Man geſtattete ihm indeſſen eine ehrenvolle Capitulation. Der brave Commandant zog ſich nunmehr nach Aachen, wo er an ſeinen Wunden ſtarb.

Während ſich Bonn immer noch hielt; ſtarb die Churfürſtin Sophie Dorothee, die Stiefmutter Friedrichs III. zu Berlin. Da ſie bey ihren Lebzeiten wenig Liebe genoſſen hatte; ward ſie nach ihrem Tode auch nur wenig bedauert. Der Churfürſt ermangelte indeſſen nicht, ihrem Andenken alle Ehre zu erweiſen, welche der Wittwe Friedrich Wilhelms zukam.

Mit der Einnahme der Stadt Bonn endigte ſich jetzt der Feldzug. Der Churfürſt kehrte nun nach Berlin zurück und nahm auf der Rückreiſe in den Ländern des Herzogthums Cleve, der Grafſchaft Mark und des Fürſtenthums Minden die feyerliche Huldigung ein.

Zu Anfange des folgenden Jahres ging 1690.
der Churfürſt nach Preuſſen, und nahm ſeine Gemahlin und ſeinen ganzen Hofſtaat mit dahin. Dieſe Reiſe glich völlig einem Triumphe: denn in allen Städten, durch welche er kam, waren große Triumphbogen errichtet, und die Straßen tapeziert. Auf ſeinem ganzen Wege hörte man Nichts als Freudengeſchrey, und überall ertönte die Luft von: Es lebe der Churfürſt! Man machte des Tages zehen bis zwölf deutſche Meilen, und auf jedem Relais ſtanden tauſend Pferde bereit: die Kutſchen des Churfürſten und ſeiner Gemahlin wurden von Pferden aus dem churfürſtlichen Stalle gezogen. In denjenigen Oertern, die nicht geräumig gnug waren, um den ganzen Hof zu logieren, hatte man hölzerne Häuſer erbauet, in welchen man alle Bequemlichkeit hatte. Friedrich fand überall, wo er hinkam, ſeine meublirten Zimmer, ſeine Wache, ſeine Officiere, ſo daß er es kaum merkte, daß er nicht in ſeiner Hauptſtadt ſey. Als er endlich Königsberg erreicht hatte, hielt er einen öffentlichen Einzug in die Stadt, wobey

eine Pracht herrſchte, die Alles, was man bey ſolchen Gelegenheiten zu ſehen bekommt, überſtieg. Die Hofleute hatten ſich ſelbſt übertroffen, um ihren Geſchmack in der Pracht recht an den Tag zu legen. Die Provinz Preuſſen ſelbſt hatte Alles aufgeboten, um ſich ihm gefällig zu machen. Nach dem Einzuge in die Stadt folgte nun die feyerliche Huldigung als Herzoge von Preuſſen. Sie geſchahe in Gegenwart der polniſchen Geſandten, des Krongroßmarſchalls, Hieronymus Auguſt, Fürſten von Lubomirsky, und des Kron-Referendarius, Stanislaus Seczucka, welche zugleich den Eid wegen des eventuellen Rückfalls im Namen des Königs und der Republik Polen empfingen.

Am folgenden Morgen ging der Churfürſt auf die Jagd und ſtürzte daſelbſt mit dem Pferde, ſo daß er einige Zeit das Bett hüten mußte. Daher konnte er nun nicht ſo geſchwind, wie er wünſchte, wieder abreiſen, um das Commando der Armee in Flandern zu übernehmen. Als er endlich dahin kam; war der Fürſt von Waldeck eben bey Fleu-

rus vom Marſchall von Luxemburg geſchlagen worden.*) Der Churfürſt konnte alſo nach dieſem Verluſte nichts weiter thun, als die weitern Fortſchritte der Franzoſen hemmen. Nachdem die Armee ſich getrennt hatte, um die Winterquartiere zu beziehen; nahmen die Brandenburger die ihrigen in dem Erzbiſthum Cölln; Der Churfürſt aber ging nach Berlin, wo er gleich nach ſeiner Ankunft eine Geſandſchaft von Wilhelm III. Könige von England erhielt, die ihm den Orden vom blauen Hoſenbande überbrachte, den auch Friedrich Wilhelm vorher vom Könige Karl II. empfangen hatte.

Den Winter brachte er damit zu, daß er Befehle zur Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt gab und ſeine Familie verſorgte. Seine Schweſter, die Prinzeſſin Eliſabeth Sophie, vermählte er mit dem Herzoge Friedrich Caſimir von Curland; ſeinen Bruder, den Markgrafen Karl Philipp, aber ließ er zum Großmeiſter des Johanniter-Ordens zu Sonnenburg er-

*) Den 1. Julius.

wählen. Indeſſen aber beſchäftigten ihn ſeine innern Angelegenheiten nicht ſo ſehr, daß er darüber die Auswärtigen hätte vernachläſſigen ſollen. Außer den Truppen, die er in Flandern unter den Befehlen des Herrn von Heide hatte, ſchickte er auch dem Herzoge von Savoyen, der ſich für die Alliirten erklärt hatte, und von dem Herrn von Catinat bey Stafarde geſchlagen worden war, 6000 Mann zu Hülfe nach Italien. Ueberdem ſtießen noch 20000 Brandenburger unter dem Commando des General-Lieutenant von Barfus zu dem Prinzen Ludwig von Baden in Ungern,
1691. dem die Türken Niſſa, Widdin und Belgrad abgenommen hatten. Der Großvezier hatte ſich in ſechs Tagen zum Meiſter der letztern Feſtung gemacht, weil die Kaiſerlichen nicht die gemachten Lücken in den Mauern dieſes wichtigen Platzes wieder ausgebeſſert, und die Unvorſichtigkeit begangen hatten, ihr Pulver in einen Thurm zu bringen, den eine Bombe erreichte. Teckeli war auf der andern Seite in Siebenbürgen eingedrungen, hatte den General Heisler

geſchlagen, und ihn gefangen genommen. Darauf hatte er noch ein ſtarkes Detachement Deutſchen, die der Prinz Karl von Hannover commandirte, niedergemacht, und den Anführer ſelbſt getödtet.

Solimans III. Tod und die Unruhen, welche gewöhnlich am osmaniſchen Hofe auf ſolche Veränderungen folgen, verurſachten, daß die Kriegsrüſtungen der Türken für den diesjährigen Feldzug langſamer als gewöhnlich betrieben wurden. Als aber endlich Achmet II. den Thron ſeines Bruders beſtiegen hatte: erſchien der Großvezier Kuperli wieder an der Spitze der osmaniſchen Armee, die weit ſtärker als das Heer des Prinzen von Baden war, ungeachtet die Brandenburger ſich mit ihm vereinigt hatten. Der Großvezier lieferte ihm daher eine Schlacht bey Salankemen. Lange Zeit war der Sieg unentſchieden; ja er neigte ſich ſogar zuweilen auf die Seite der Türken. Als aber endlich der Großvezier getödtet worden war; wurden die Osmanen gänzlich geſchlagen. Da aber die chriſtliche Armee in dieſem Treffen an

8000 Mann verlöhren hatte; ſo ſahe ſie ſich außer Stande, den Feind zu verfolgen. Der ganze Vortheil, den ſie aus dieſem Siege zog, war der, daß ſie nun Groß-Waradein belagerte: ſie mußte zwar in der Folge die Belagerung in eine Blokade verwandeln; eroberte aber am Ende die Stadt doch.

Der König Wilhelm III. der im vorigen Jahre durch die gewonnene Schlacht am Boynefluß dem Streite zwiſchen ſich und ſeinem Schwiegervater ein Ende gemacht hatte, ſtellte ſich jetzt an die Spitze der verbündeten Armee in Flandern. Dieſer Fürſt, der unerſchöpflich an Hülfsquellen war, und den man für größer in ſeinen Niederlagen als viele Andere bey ihren Siegen hielt, hatte durch ſeine Unterhandlungen 80,000 Mann zuſammengebracht, die er nun dem Marſchall von Luxemburg entgegenſtellte. Allein er war in Flandern nicht ſo glücklich, wie in England und Irland. Er erlitt bey Leuſe einen anſehnlichen Verluſt, und konnte Ludwig XIV. nicht verhindern, Mons einzunehmen. Dies verrückte ganz

und gar ſeinen Plan, und beſtimmte ihn, die Winterquartiere früher zu beziehen, als er Willens geweſen war.

Unterdeſſen hatte der König von England keinen treuern und thätigern Bundsgenoſſen als den Churfürſten. Dieſer machte eine Reiſe nach Torgau zum Churfürſten Georg IV. von Sachſen, um dieſen Prinzen, der ſeinem Vater erſt ſeit Kurzem in der Regierung gefolgt war, zu vermögen, dem Großen Bunde, den man damals die Gemeine Sache nannte, treu zu bleiben. Die beyden Churfürſten erneuerten bey dieſer Gelegenheit das beſondere Bündniß, das zwiſchen ihren Häuſern exiſtirte, und errichteten zur Befeſtigung ihrer Einigkeit am 23. Januar einen Ritterorden der guten Freundſchaft oder vom güldenen Armband. Das Ordenszeichen war ein goldenes Medaillon, auf deßen einer Seite zwiſchen zwey Lorbeerzweigen ein Schwerdt und ein Scepter, als die Symbole der erblichen Würden eines Erzmarſchalls und Erzkämmerers, ſich in Form eines Andreaskreuzes durchſchneiden, und mit zwey geharniſch- 1692.

ten in einandergeſchloſſenen Händen maskirt ſind, nebſt der Umſchrift: Auf immer vereinigt. Auf der andern Seite ſtanden die Namenszüge der beyden Prinzeſſinnen mit den Worten: Aufrichtige Freundſchaft. Man trug dieſes Medaillon am Halſe an einem ponceaurothen Bande. Es wurden nur zwölf ſächſiſche und eben ſo viele brandenburgiſche Ritter in dieſen Orden aufgenommen, der übrigens nicht lange dauerte, und der wahrſcheinlich ſobald nicht zwiſchen beyden Häuſern wieder hergeſtellt werden dürfte.

Als Friedrich nach Berlin zurück gekommen war; beſuchte ihn auch der Churfürſt von Sachſen, der ſich daſelbſt mit Eleonoren von Eiſenach, der verwitweten Markgräfin von Anſpach, verlobte. Nach Oſtern führte der Churfürſt und ſeine Gemahlin dieſe Prinzeſſin nach Leipzig, wo Johann Georg ſeine Vermählung zu vollziehen verſprochen hatte. Unterdeſſen hatte er aber ſeine Geſinnungen geändert. Er hatte ſich nemlich in das Fräulein von Neitſch ſterblich verliebt, und ſie durch den

Kaiſer zu einer Gräfin von Rochlitz erhe-
ben laſſen. Er war wirklich im Begriff, ſei-
ne Braut wieder fortzuſchicken. Die Art,
wie er dieſe Prinzeſſin empfing, war höchſt
ſonderbar. Er ging ihr nicht einmal entge-
gen: ſondern begnügte ſich damit, dem Chur-
fürſten und der Churfürſtin ſeinen ganzen Hof,
ſeine Garde und ſeine Caroſſen eine halbe Mei-
le von Leipzig entgegen zu ſchicken, und
entſchuldigte ſich mit einer Unpäßlichkeit, daß
er nicht ſelbſt komme. Der Prinzeſſin aber
ließ er auch nicht ein einziges Wort ſagen.
Sie hatte überdem noch die Kränkung, ihren
Bräutigam bey ihrem Einzuge in Leipzig
mit ſeiner Geliebten am Fenſter ſtehen zu ſe-
hen. Er empfing auch nicht einmal den Chur-
fürſten und ſeine Gemahlin beym Ausſteigen
aus dem Wagen, und ließ ſich erſt einige
Stunden nach ihrer Ankunft ſehen. Frie-
drich und die Churfürſtin ſtellten ihm hier-
auf die Markgräfin vor. Als Johann
Georg bemerkte, daß die Prinzeſſin ein ſam-
metnes Kleid anhatte; ſagte er zu ihr: Sie
müſſen wohl toll ſeyn, daß Sie
in den Hundstagen ein ſammetnes

Kleid tragen. Darauf wendete er ſich zum Churfürſten und ſagte: Sie führen mir da eine ſonderbare Frau her, und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, kehrte er ſich um und ging wieder zu ſeiner Geliebten. Den folgenden Morgen erklärte er dem Churfürſten, daß er ſich unmöglich entſchließen könnte, die Vermählung zu vollziehen. Allein Friedrich machte ihm ſo lebhafte Vorſtellungen darüber, daß die der Markgräfin dadurch zugefügte Beleidigung auf ihn ſelbſt zurückfallen, und ganz Deutſchland ſein Verfahren mißbilligen werde, daß er ſich endlich entſchloß, eine Verbindung einzugehen, welche die neu vermählte Churfürſtin bey allen ihren Reizen zu Einer der unglücklichſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit machte.

Friedrich III. ſetzte ſich über die ſchlechte Aufnahme des Churfürſten hinweg, damit er der Errichtung der neunten Churwürde zu Gunſten des Herzogs von Hannover, Ernſt Auguſt, ſeines Schwiegervaters, nicht entgegen ſeyn mögte. Dieſe Sache war bereits zu Wien abgethan worden, unter der Bedingung, daß der Herzog dem Kaiſer

6000 Mann für den Krieg mit Ungern lieſere, und in ſeiner Hauptſtadt eine katholiſche Kirche erbaue, und auf ſeine Koſten in Stand erhalte. Das Churfürſten-Collegium und noch viele andere Fürſten, hauptſächlich der Herzog von Wolfenbüttel, hatten ſich dieſer neuen Errichtung widerſetzt. Als der Kaiſer ſich aber der ſächſiſchen und brandenburgiſchen Zuſtimmung verſichert hatte; ſo grif er durch und erkannte die neue Würde öffentlich an. Weder Er, noch ſeine Nachfolger, haben Urſach' gehabt, ſich deſſen gereuen zu laſſen. Die dem Hauſe Oeſtreich bis auf die Perſon des Urenkels Leopolds zugeſicherte Kaiſerkrone iſt das Werk des Enkels des Churfürſten Ernſt. Nachdem der neue Churfürſt ſein Diplom, *) das ihn in die neue Würde einſetzte, erhalten hatte; kam er in eigner Perſon zu ſeinem Schwiegervater, um ihm für die ihm erwieſenen guten Dienſte zu danken.

In eben dem Jahre eroberte Ludwig XIV. das Schloß und die Stadt Namur, ohne daß es dem Könige von England

*) Es iſt datirt vom 22. März 1692.

möglich geweſen wäre, obgleich der Churfürſt von Bayern mit ſeinen Truppen zu ihm geſtoßen war, dieſem Platze zu Hülfe zu kommen, der ſich gleichſam vor ſeinen Augen ergeben mußte. In dem Unwillen, den er darüber empfand, grif er den Marſchall von Luxemburg bey Steinkirchen *) ſo unvermuthet an, daß dieſer kaum ſo viel Zeit hatte, ſich in Stand zu ſetzen, um ihn zu empfangen. Noch vor der Schlacht hatte der König Wilhelm entdeckt, daß ein gewiſſer Rochemont, der Sekretär bey dem Churfürſten von Bayern war, dem Herrn von Luxemburg zum Spion diente. Ehe er nun dieſen Menſchen hinrichten ließ, zwang er ihn, dem franzöſiſchen Generale die falſche Nachricht zu geben, daß die alliirte Armee an dem Tage nach ſeiner Seite zu ſtarke Haufen zum Fouragiren ausſchicken werde. Der Herr von Luxemburg glaubte dieſer Nachricht, und ward angegriffen, ehe er noch wußte, daß die alliirte Armee ſchon ſo nahe ſey. Er war anfänglich zwar irre geführt; allein als er ſeine Truppen zuſammengezogen hatte; fiel

*) Den 4. Auguſt.

er mit ſolchem Ungeſtům über den Feind her, daß derſelbe gezwungen wurde, ihm das Schlachtfeld und einen Theil ſeiner Kanonen zu überlaſſen. Die alliirte Armee erlitt an dieſem Tage einen großen Verluſt, wiewohl er auf der Seite der Franzoſen nicht viel geringer war. So viel aber iſt gewiß, daß der König Wilhelm der geſchlagene Theil war. Sonderbar iſt es, daß beyde Armeen ſich den ganzen übrigen Feldzug hindurch nicht wieder aufſuchten.

Im folgenden Jahre erlitt der König von England einen neuen Verluſt bey Landen oder Neerwinde.*) Ich würde Keiner dieſer Schlachten Erwähnung thun, wenn nicht die Brandenburger Theil daran genommen hätten. In dem Treffen bey Landen zeichneten ſie ſich unter dem Commando des Markgrafen Karl Philipp, des Bruders des Churfürſten, vorzüglich aus. Der Prinz ſelbſt that Wunder der Tapferkeit; mußte aber am Ende der größern Anzahl weichen, und zugeben, daß die Franzoſen Meiſter des Schlachtfeldes blieben. 1693.

*) Den 29. Julius.

Die Kaiſerlichen, die im vorigen Jahre Peterwaradein eingenommen hatten, waren vor Belgrad nicht ſo glücklich. Als das osmaniſche Heer ſich der Stadt näherte; hoben ſie die Belagerung auf, und wollten kein Treffen wagen, ob ſie gleich durch die hannöverſchen und münſteriſchen Truppen, ſo wie durch 6000 Brandenburger unter dem Commando des Herrn von Brand verſtärkt worden waren.

1694. Im folgenden Feldzuge trugen die brandenburgiſchen Truppen, welche in Ungern dienten, viel dazu bey, daß die Türken die Belagerung von Peterwaradein aufheben mußten. Diejenigen aber, welche in Flandern unter den Befehlen des Barons von Heide ſtanden, halfen Huy mit belagern, und die Feſtung binnen zwölf Tagen erobern.

Friedrichs III. Ehrgeiz war aber nicht bloß durch den Ruhm, den ſeine Truppen ihm erwarben, zufrieden. Ich darf es, ohne Verdacht der Schmeicheley ſagen, der Ruhm, das Wohl ſeiner Unterthanen zu befördern, lag ihm noch weit mehr am Herzen.

In dieſer Abſicht gab er ſeine Einwilligung zur Errichtung der Univerſität Halle, wozu ihm der Oberpräſident von Danckelmann den Vorſchlag gethan hatte. Schon zu den Zeiten Albrechts,*) Markgrafen zu Brandenburg, Churfürſten von Mainz und Erzbiſchofs zu Magdeburg, war man mit dieſem Gedanken umgegangen. Dieſer Prinz hatte wirklich ſchon die Beſtätigungsbulle vom Pabſt Leo X. erhalten; allein der Tod überraſchte ihn vor der Ausführung ſeines Plans. Auch der Churfürſt Friedrich Wilhelm hatte darauf gedacht; aber die beſtändigen Kriege, in welche er verwickelt war, brachten ihn wieder davon ab. Dieſe Ehre war alſo Friedrich III. vorbehalten. Er ſuchte hierauf die Beſtätigung des Kaiſers nach und erhielt ſie ohne Schwierigkeit. Der Oberpräſident und ſein Bruder, der General-Commiſſarius, Daniel Ludolf von Danckelmann, wieſen nun-

*) Albrecht war den 28. Jun. 1490. gebohren und ein Sohn des Johann Cicero, Churfürſten von Brandenburg. Er war außer den genannten Würden auch Kardinal.

mehr den Fond zur Beſoldung der Profeſſoren an. Die feyerliche Einweihung der Univerſität geſchahe den 12. Junius 1694. am Geburtstage des Churfürſten und in ſeiner Gegenwart mit einer Pracht, dergleichen man bey ähnlichen Gelegenheiten wohl noch nicht geſehen hatte. Von Halle begab ſich der Churfürſt nach Pretſch zur Churfürſtin von Sachſen, die von Neuem Witwe geworden war. Ihr Gemahl, Johann Georg, war im Monat April geſtorben, und hatte nur drey Jahre und ſechs Monate regiert. Der neue Churfürſt, Friedrich Auguſt, befand ſich ebenfalls zu Pretſch, und Friedrich III. erneuerte nun mit ihm das Bündniß, das ſchon ſeit geraumer Zeit zwiſchen ihren Häuſern exiſtirte.

Bey ſeiner Rückkunft nach Berlin erhielt der Churfürſt einen Beſuch von der polniſchen Prinzeſſin, Thereſe Kunigunde, der Tochter des Königs Johann Sobiesky. Sie war zu Warſchau mit dem Churfürſten von Bayern, Maximilian Emanuel vermittelſt eines Bevollmächtigten vermählt worden, und war jetzt auf der

Reiſe zu ihrem Gemahl nach Brüſſel begriffen. Man bewunderte an ihr die reizenden Züge ihres Geſichts und ihre ganze ſchöne Geſtalt; erſtaunte aber nicht weniger über ihren höchſt ſonderbaren Charakter. Sie ſtellte ſich, als ob ſie nicht Franzöſiſch ſprechen könnte, ob ihr gleich dieſe Sprache faſt eben ſo geläufig war, als die Polniſche, indem die Königin, ihre Mutter, die ſie erzogen hatte, eine franzöſiſche Prinzeſſin war. Der Churfürſt ließ ihr zu Ehren eine große Oper aufführen. Als man ſie an dem zur Vorſtellung beſtimmten Tage fragte, um welche Stunde man anfangen ſolle; antwortete ſie: um zehen Uhr. Man wartete bis Mitternacht auf ſie; allein vergebens. Endlich ließ ſie ſich durch einen Hofkavalier entſchuldigen, daß ſie nicht erſcheinen könnte, weil ihr nicht wohl wäre. Den andern Morgen erfuhr man indeſſen, daß ſie die ganze Nacht mit den polniſchen Damen und Herren aus ihrem Gefolge an der Tafel zugebracht hatte. Beſuch von Damen nahm ſie gar nicht an, und bewies ſich gegen diejenigen, die ihr bey der Churfürſtin ihr Kompliment machten, wenig höflich.

Es war alſo natürlich, daß man keinen Geſchmack an ihr fand und daher wünſchte, daß ſie bald wieder abreiſen mögte. Sie blieb indeſſen vierzehen Tage. Der Churfürſt hielt ſie auf der Reiſe bis Weſel in Allem frey. Von hier hohlte ſie ihr Gemahl ab, und führte ſie nach Brüſſel. Sie dankte nicht einmal den Brandenburgern, die ſie während der Reiſe bedient hatten.

Als der Churprinz ſein ſechſtes Jahr vollendet hatte; nahm man ihn aus den Händen der Frauenzimmer. Seine weitere Erziehung ward nun dem Staatsminiſter und General-Lieutenant der Armee, dem Grafen Alexander von Dohna *) anvertrauet. Er hatte dieſe Ehre der Churfürſtin zu verdanken. Der Oberpräſident hatte die Stelle eines Gouverneurs des jungen Prinzen für Einen ſeiner Brüder beſtimmt; allein dieſes Mal wagte er es doch nicht, ſich der von der Churfürſtin getroffenen Wahl zu widerſetzen, weil ihre Gewalt über den Churfürſten, die gewöhnlich zwar nicht lange anhielt, gerade damals ſtär-

*) Er ſtarb als Feldmarſchall zu Königsberg in Preuſſen 1724.

ker war, als die Seinige. Die Prinzeſſin benutzte dieſen günſtigen Augenblick, um das Uebergewicht über den Miniſter, vielleicht auch ſelbſt über den Churfürſten, davon zu tragen; denn ſo viel iſt gewiß, daß dieſer den Grafen ſo wenig leiden konnte als ſein Günſtling, und es ihm unangenehm war, daß die Churfürſtin ihn ſo vielen andern Perſonen vorzog, die ihm wenigſtens gleich kamen, wenn ſie ihn nicht an Vorzügen übertrafen. Der Graf von Dohna war ſehr ſchön gewachſen, und hatte auch eine einnehmende Phyſiognomie. Seine Sitten waren ſtreng und ſtoiſch. Er war Gottesfürchtig. Rechtſchaffenheit und Ehrgefühl leiteten ihn in allen ſeinen Handlungen: Da er aber von Jugend auf bey der Armee gedient hatte; ſo hatte er ein ſtolzes, hochmüthiges und befehlshaberiſches Aeußere an ſich genommen, wodurch er ſich die Freundſchaft der Hofleute eben nicht erwarb. Außerordentlich von ſeiner allerdings hohen Geburt eingenommen, verachtete er Alle, die in Rückſicht derſelben unter ihm waren, und vergönnte nur Wenigen von ſeinem Stande den Zutritt zu ſich.

Ohne ein großes Genie zu haben, beſaß er die Kunſt, Allem, was er ſagte, ein beſondres Gewicht zu geben. Dabey ſprach er niemals mehr, als er brauchte, um denen, die ihn nicht kannten, eine große Meinung von ſeinen Talenten beyzubringen. Da er den Charakter der Churfürſtin, der er ſich ganz ergeben hatte, ganz genau ſtudiert hatte; ſo war er eben ſo wie ſie ſtets den Günſtlingen entgegen und immer bereit, die Handlungen derſelben ſowohl als des Churfürſten ſelbſt zu tadeln. An Letzterm hatte er beſonders die Prachtliebe und Neigung zur Verſchwendung, die ſeinen ökonomiſchen Grundſätzen ſo ganz entgegen waren, auszuſetzen. Er hätte gern auch an der Spitze des Staatsraths geſeſſen, indem für ſeinen Ehrgeiz nichts zu hoch, und für die Befriedigung der Ehrſucht ſeiner Gemahlin, gegen die er außerordentlich gefällig und nachgebend war, Nichts groß gnug war. Es gelang ihm indeſſen nie, ſich bey dem Churfürſten in ſo guten Kredit zu ſetzen, um zu dieſer Stelle zu gelangen.

Die Wahl eines Lehrers für den jungen Prinzen machte ſeinem Kopfe keine ſonderli-

che Ehre. Er ernannte dazu einen gewiſſen Rebeur, aus der Gegend von Coppet, einem in der Schweiz gelegenen und damals dem Hauſe Dohna gehörenden Städtchen, gebürtig. Der Wunſch, ſein Glück zu machen, hatte ihn nach Deutſchland geführt. Er war anfänglich Hofmeiſter des Hrn. von Brand *) geweſen, deſſen vortreflicher Charakter und glückliches Genie die Erziehung erſetzten, die ihm Rebeur hätte geben ſollen. Allein dieſe Bemerkung entging dem Grafen von Dohna. Er ſchrieb alle die guten Eigenſchaften des Hrn. von Brand auf Rechnung der Sorgfalt, die Rebeur auf ihn verwandt hätte, und glaubte, daß, da er einen jungen Mann von Stande ſo gut gebildet hatte, es ihm mit der Erziehung des Prinzen eben ſo gut glücken werde, und ſo zog er ihn vielen andern Männern von weit größern Verdienſten vor. Rebeur war ein Pedant und ungemein von ſich ſelbſt eingenommen. Er ſpielte den ſchönen Geiſt und ließ es ſich beykommen, ſchlechte Verſe zu ma-

*) Er ſtarb den 17. April 1743. als Oberhofmeiſter der Königin-Mutter.

chen. In der Erfüllung ſeiner Pflichten war er ſehr nachläſſig; dagegen aber quälte er den Prinzen mit Lectionen, die ehe geſchickt waren, ihm Ekel als Geſchmack an den Wiſſenſchaften beyzubringen. Die Churfürſtin bemerkte es auch bald, daß der Graf ſich in ſeiner Wahl geirret habe. Sie hätte daher dem Rebeur gern ſeine Entlaſſung gegeben; allein der Graf wußte ihn doch zu halten.

1695. Da der Krieg aller Friedensvorſchläge der kriegführenden Mächte ungeachtet immer noch fortgeſetzt wurde; ſo fuhren die Truppen des Churfürſten fort, in Italien und Flandern thätig zu seyn, und wohnten der Belagerung von Caſal und Namur bey. Des Churfürſten Bruder, der Markgraf Karl Philipp war im vorigen Jahre zur Armee nach Italien gegangen, weil er daſelbſt gern als Volontair hatte dienen wollen. Er war erſt zwey und zwanzig Jahre alt und verliebte ſich zu Turin in die Gräfin von Solmeur, eine junge Witwe, die aber Eins der ſchönſten Weiber ihrer Zeit war, und mit ihren körperlichen Reizen noch die

herr=

herrlichſten Talente des Geiſtes verband. Der junge Prinz hatte anfänglich geglaubt, daß ſie ſich glücklich ſchätzen werde, ſeine Mätreſſe zu werden; allein ſie hatte ihm ungefehr eben die Antwort gegeben, die Katharine von Rohan bey ähnlicher Gelegenheit dem Könige Heinrich IV. gab, ſie ſey zu arm, um ſeine Gemahlin, und aus einem zu guten Hauſe, *) um ſeine Mätreſſe werden zu können. Der Markgraf entſchloß ſich alſo, ſich heimlich mit ihr zu vermählen. Indeſſen konnte dieſes doch nicht ſo geheim gehalten werden, daß es der Churfürſt nicht hätte erfahren ſollen. Dieſer fand es nicht für gut, daß ſein Blut ſich mit dem Blute einer Perſon von niedrigerm Stande vermiſchen ſollte, und rief daher ſeinen Bruder zurück. Der Obriſt von der Kavallerie, Hackeborn, erhielt Befehl, ſich ſeiner zu verſichern, und ihn nach Berlin zurückzuführen. Indeſſen konnte dieſes nicht ohne die Genehmigung des Herzogs von Savoyen ausgeführt werden. Hackeborn wirkte dieſes auch bald aus, und erhielt noch dazu die

*) Sie ſtammte aus dem Hauſe Balbi.

Erlaubniß, ſich auch der Frau von Salmour zu bemächtigen. Hierauf überraſchte er eines Morgens den Markgrafen in den Armen ſeiner Geliebten. Der Prinz hatte indeſſen noch ſo viel Zeit, ſeinen Degen zu ergreifen, und vertheidigte ſich als ein Verzweifelter gegen Hackeborn und die vier mit ihm gekommenen Officiere. Nachdem er aber im Arm verwundet worden war, und ſich ſo außer Stand ſahe, weitern Widerſtand zu thun; mußte er ſich ergeben. Während er noch im Fechten begriffen war; führten die piemonteſiſchen Officiere die Frau von Salmour in ein Kloſter. Der Schmerz des Prinzen über dieſe Trennung war äußerſt heftig. Er überhäufte Hackeborn mit den bitterſten Vorwürfen, und wollte ſich durchaus ſeine Wunden nicht verbinden laſſen. Darüber verlohr er ſo viel Blut, daß er in Ohnmacht ſank, und man in dieſem Zuſtande nicht mit ihm abreiſen konnte. Er verfiel in der folgenden Nacht in ein Fieber, und es zeigten ſich ſo ſchlimme Symptome, daß die Aerzte den nächſten Morgen an ſeinem Aufkommen verzweifelten. Er ſtarb auch wirklich

den fünften Tag darauf, und nannte bis zum letzten Odemzuge den Namen Salmour. Sein Leichnam wurde nach Berlin gebracht, wo Friedrich III. ihm ein Leichenbegängniß halten ließ, das ganz seiner bey allen seinen Handlungen ſich offenbahrenden Prachtliebe angemeſſen war. Die Frau von Salmour wurde gleich nach dem Tode des Markgrafen wieder in Freyheit geſetzt, und nahm nun den Namen einer Frau von Brandenburg an. Einige Zeit darauf foderte ſie ihr Witwengehalt, und als ſie es nicht erhielt; ging ſie nach Wien, um den Kaiſer um Schutz anzuflehen. Der Churfürſt wollte ſich hierauf mit ihr ſetzen, und bot ihr ein für alle Mal hundert tauſend Thaler an, jedoch unter der Bedingung, daß ſie den Namen von Brandenburg ablegen ſollte. Sie gab ihm aber die großmüthige Antwort, die Ehre, des Markgrafen Gemahlin geweſen zu ſeyn, entſchädige ſie für Alles Uebrige, und keine Schätze der Erde würden je im Stande ſeyn, ſie zu vermögen, einen Schritt zu thun, der zeigen würde, ſie wäre bloß ſeine Mätreſſe geweſen. Sie zog auch wirklich

ihre mittelmäßigen Glücksumſtände vor, und legte den vom Hauſe Brandenburg angenommenen Namen erſt dann ab, als ſie ſich mit dem ſächſiſchen Staatsminiſter und Feldmarſchall, Grafen von Wackerbarths, vermählte.

Friedrichs III. Aufmerkſamkeit auf die damaligen europäiſchen Staatshändel hinderten ihn indeſſen nicht, auf andere ſeinen Unterthanen vortheilhafte Einrichtungen und Anordnungen zu denken. So ließ er Schleuſen in der Saale anlegen, um das Gewerbe und den Vertrieb des Salzes zu erleichtern, und die Schleuſen in der Spree zu Berlin mit gehauenen Sandſteinen auslegen; über eben dieſen Fluß wurde eine ſteinerne Brücke gebauet, und für die Reformirten eine neue Kirche aufgeführt.

1696. Während man hier mit allem Dieſem beſchäftigt war: ſchloß der Herzog von Savoyen einen Separatfrieden mit Frankreich. Seine Tochter, die Prinzeſſin Adelheit, wurde mit dem Herzoge von Bourgogne vermählt, und er ſelbſt erhielt die königliche Würde. Da nun Italien

durch dieſen Frieden neutral geworden war; ſo rief der Churfürſt ſeine Truppen von dort zurück. Der größte Theil derſelben nahm ſeine Standquartiere in Preuſſen, indeſſen Alles ſich zu einem allgemeinen Frieden anſchickte. Karl XI. König von Schweden, hatte ſeine Vermittelung angeboten, die man auch angenommen hatte. Dies veranlaßte den Churfürſten, nach dem Haag zu reiſen, um ſich mit dem Könige von England darüber zu beſprechen, und ihm zugleich über das im vorigen Jahre erfolgte Abſterben ſeiner Gemahlin, der Königin Marie, ſein Beyleid zu bezeugen. Ihr Verluſt war wirklich groß; denn ſie ward in ihrem Leben ihrer vielen Tugenden wegen in Holland angebetet und in England außerordentlich geſchätzt und verehrt. Bey dieſer Zuſammenkunft hätten ſich die beyden Prinzen beynahe gänzlich überworfen. Der König wollte dem Churfürſten den Armſtuhl nicht geben. Dies verdroß Friedrichen ſo ſehr, daß er wieder nach Hauſe reiſen wollte, ohne den König zu ſprechen. Aber Mylord Partland, Wilhelms Günſtling, hielt ihn noch davon ab,

indem er ihm vorſtellte, der König könne ihm unmöglich einen Armſtuhl zugeſtehen, ohne ſich den Verwürfen der Engländer dadurch auszuſetzen. Es ward endlich ausgemacht, daß beyde Fürſten ſich im Haag ſtehend ſprechen ſollten; daß aber hernach der König dem Churfürſten in Cleve ſeinen Beſuch erwiedern, und bey dieſer Gelegenheit Letzterer eben ſolchen Armſtuhl als der König nehmen ſollte, weil er alsdann bey ſich zu Hauſe ſey. Als Wilhelm III. hierauf nach Cleve kam; ſo war auch Alles zwiſchen Beyden gleich, außer daß der König dem Churfürſten zur Rechten ging und ſaß.

Dieſer im Haag dem Churfürſten verweigerte Armſtuhl machte in ihm die ſchon ehedem gehabte Luſt, ſich zum Könige von Preuſſen zu erheben, wieder rege. Frankreich hatte die erſte Idee dazu dem Churfürſten Friedrich Wilhelm gegeben. Es hatte ſich nemlich geſchmeichelt, daß der neue König alsdann nicht mehr ſo vielen Gehorſam gegen die Decrete des Kaiſers bezeigen, und ſich leichter auf ſeine Seite hinlenken laſſen würde. Friedrich Wilhelm ſchien auch

gar nicht abgeneigt davon zu ſeyn: allein er ſahe ſo viele Schwierigkeiten bey der Ausführung derſelben voraus, daß er Verzicht darauf that. Friedrich III. nahm dieſen alten Plan aber wieder vor, und hatte die Ehre, ihn auszuführen.

Er fand gleich anfangs den größten Widerſpruch von Seiten ſeines Staatsraths. Der Oberpräſident ſtellte ihm vor, daß der Kaiſer und die deutſchen Reichsfürſten ſchwerlich ihre Einwilligung zu ſeiner Erhebung geben würden: Erſterer darum, weil derſelbe nicht Einen ſeiner Vaſallen würde wollen Seines Gleichen werden ſehen; und Letztere, weil ſie eben ſo wenig Neigung haben würden, Einen ihres Gleichen über ſich ſelbſt zu erheben. Geſetzt aber auch, das ganze deutſche Reich wäre damit zufrieden; ſo würde doch Polen, das ſo ſchwer zu bewegen geweſen wäre, die Souveränetät über Preuſſen abzutreten, und das zu allen Zeiten gleich eiferſüchtig über die anwachſende Größe des Hauſes Brandenburg wäre, nie darein willigen. Zu dem Allen wäre die ganze Sache ein Projekt, das den Churfürſten zu vie-

len und großen Ausgaben nöthigen würde, ohne daß er einen andern Vortheil, als einen leeren Titel, daraus ziehen würde. Auch müßte dieſe neue Würde ſeinem Volke, das ſchon mit Abgaben außerordentlich überſetzt wäre, nothwendig läſtig werden, und ſeine Macht würde alſo im Grunde dadurch geſchwächt werden. Die Gegenparthey behauptete aber, der wiener Hof und die deutſchen Reichsfürſten wären gerade nicht Diejenigen, die dem Churfürſten bey ſeinen Entwürfen hinderlich ſeyn würden. Die Kränklichkeit Karls II. Königs von Spanien, ließe den nahen Tod dieſes Fürſten vermuthen. Dieſer Vorfall aber würde zuverläſſig einen Krieg zwiſchen den Häuſern Oeſtreich und Bourbon anſpinnen. Da nun der Kaiſer des Churfürſten in demſelben benöthigt wäre; ſo würde er ſelbſt nicht nur ihm Alles bewilligen, was er nur verlangte; ſondern würde ſogar auch die Reichsſtände überreden, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Aber auch ſelbſt im Fall der wiener Hof den Churfürſten durchaus nicht als König anerkennen wollte; würde Frankreich ihn ſchon dazu zu bringen wiſ-

ſen, wenn man ſich gegen dieſe Krone anheiſchig machte, künftig eine völlige Neutralität zu beobachten. Die Schwierigkeiten übrigens, welche Polen in den Weg legen könnte, könnten von keinen nachtheiligen Folgen ſeyn, indem der König Johann Sobiesky bey ſeinen kränklichen Umſtänden und wahrſcheinlich nahem Ende nicht Luſt haben werde, ſich noch in einen Krieg einzulaſſen; Nach ſeinem Tode aber würde die Wahl eines neuen Königs den Polen nur zu viel Beſchäftigung geben, als daß ſie ſich in fremde Händel miſchen ſollten. Was die Ausgaben beträfe, zu welchen die königliche Würde den Churfürſten nöthigen würde; ſo wäre dieſes zu unbeträchtlich, als daß man ſich dadurch könnte abſchrecken laſſen; denn der Hofſtaat des Churfürſten könnte ſich ſchon jetzt mit einem Königlichen meſſen; ſo daß es ganz und gar überflüßig ſeyn würde, denſelben im Geringſten zu erhöhen. Daß man übrigens ſagte, die Macht des Churfürſten würde durch den Königstitel nicht vermehrt werden; ſey nicht ganz wahr, indem die königliche Würde ihn der Abhängigkeit vom Kaiſer entzöge,

und ihn auch alsdann Nichts mehr verhindern könnte, einen Verſuch zu machen, ſich über ſeine Collegen zu erheben. Dieſe letztern Gründe ſtimmten mit den Ideen des Churfürſten zu ſehr überein, als daß er ſie nicht hätte triftig finden ſollen. Als der Oberpräſident endlich ſahe, daß er dem Strome nachgeben müſſe; ſo gab er ſeine Zuſtimmung dazu. Er ließ alſo den auswärtigen Höfen die Sache vortragen, und ſchickte ſeinen Bruder nach Wien, wo er den Gang, den dieſe Sache nehmen würde, wohl vorausſehen konnte.

Der kaiſerliche Hof machte anfänglich nur wenig Hofnung dazu. Um aber des Churfürſten als eines Alliirten, der ihm vielleicht bald ſehr nothwendig werden könnte, zu ſchonen, ließ er ſich verlauten, daß nicht gerade von ſeiner Seite die größten Schwierigkeiten ſich zeigen würden. Dieſer Hof merkte es ſchon zum Voraus, daß der heilige Stuhl in Rom, die Churfürſten und übrigen Fürſten des deutſchen Reichs ihm gnug in den Weg legen würden, um die Sache in die Länge zu ziehen, und verzweifelte nicht, daß Zeit und Umſtände ihm Mittel an die Hand geben könnten, das ganze

Vorhaben wieder rückgängig zu machen. In der That ließ auch der römiſche Hof, der ſich mehr als jeder Anderer ſträubt, ſobald es auf die Vergrößerung eines proteſtantiſchen Hauſes ankömmt, dem Kaiſer ſowohl als den katholiſchen Höfen die dringendſten Vorſtellungen deswegen thun. Die Churfürſten und Fürſten des deutſchen Reichs waren ihrer Seits nicht weniger unruhig. Sie fürchteten, der Churfürſt mögte ſie, wenn er erſt König wäre, zu klein behandeln, und vielleicht ſeine ſämmtlichen Länder den dem Reiche zu leiſtenden Abgaben nach Oeſtreichs Beyſpiele entziehen, das in Anſehung ſeiner Erbländer aller Prärogativen der Reichsſtände genöſſe, ohne nur auf eine entfernte Art die Laſten derſelben zu tragen.

Während der wiener Hof die Sache nur in die Länge zu ziehen ſuchte; war der verſailler Hof der Erſte, der den Churfürſten als König anerkennen wollte, wofern er ſeine in Dienſten der Seemächte ſtehende Truppen zurückriefe, und ſich anheiſchig machte, ihnen für die Zukunft nie wieder dergleichen zu überlaſſen. Dagegen verſprach er ſeiner Seits,

keinen Frieden einzugehen, wenn nicht der Kaiſer und ſeine Alliirten ſich anheiſchig machten, die neue Würde des Churfürſten anzuerkennen.

Obgleich das wiener Miniſterium von Frankreichs Anerbieten unterrichtet war; zeigte es ſich doch nicht bereitwilliger. England und Holland, welche die Sache aus einem andern Geſichtspunkte betrachteten, und fürchteten, der Churfürſt mögte doch endlich Frankreichs Vorſchlägen Gehör geben, machten dem Kaiſer Vorſtellungen deswegen; allein auch das half Nichts. Das am 17. Junius erfolgte Abſterben des polniſchen Königs Johann Sobiesky wirkte endlich mehr als alle Vorſtellungen. Der kaiſerliche Hof ward dadurch beſtimmt, dem Churfürſten Hofnung zu machen, daß, ſo bald ein neuer König von Polen gewählt, und der Friede mit Frankreich geſchloſſen ſeyn würde, er die Mitglieder des deutſchen Reichs zu bereden ſuchen würde, ſein Geſuch zu geſtatten. Denn die Miniſter des Kaiſers wußten recht gut, daß der Churfürſt wegen der Nachbarſchaft Preuſſens und Po-

lens großen Einfluß auf den Wahltag in dem letztern Reiche habe. Nun wünſchte der Kaiſer aber, dem Markgrafen Ludwig von Baden die Krone zu verſchaffen, wobey ihm folglich der Churfürſt von großem Nutzen ſeyn konnte. Man ſuchte ihn ſich alſo durch ſolche Vorſpieglungen geneigt zu machen; war aber weit davon entfernt, ihm wirklich gefällig ſeyn zu wollen, wie wir in der Folge ſehen werden, wenn ich dasjenige hier erzählt haben werde, was ich der Zeitfolge und der Verbindung der Begebenheiten gemäß erſt anführen muß.

Der Tod des Königs Johann Sobiesky und die Nachricht, welche der Churfürſt erhielt, daß der ruſſiſche Czaar Peter, der mit Recht den Beynamen des Großen erhalten hat, ſich ſelbſt im Gefolge einer feyerlichen Geſandſchaft befinde, die er an mehrere europäiſche Fürſten und Staaten ſchickte, vermogten ihn, nach Königsberg in Preuſſen zu gehen, weil er daſelbſt die 1697.
polniſchen Angelegenheiten mehr in der Nähe beobachten, und auch Seine czaari-

ſche Majeſtät bequemer daſelbſt empfangen konnte.

Der Beweggrund des Czaars zu dieſer Reiſe war dieſer: Er hatte bemerkt, daß er die Einnahme von Azow der Geſchicklichkeit der fremden Ingenieure und Kanonierer bey ſeiner Armee zu verdanken habe. Daher hatte er den Entſchluß gefaßt, die deutſche Kriegszucht bey ſeinen Truppen einzuführen, und ſeine verſchiedenen Völker zu den Sitten der polizirteſten Nationen zu gewöhnen. Da er aber ſelbſt nur noch ſchwache Kenntniſſe von dem beſaß, was er auszuführen vorhatte; ſo hielt er es für ſeine Pflicht, das erſt ſelbſt zu lernen, was er Andere lehren wollte. Dazu, glaubte er, aber ſey es nöthig, daß er in eigner Perſon diejenigen Länder, deren Sitten er nachahmen wollte, beſuche. Er theilte hierauf ſeine Ideen dem Franz le Fort, aus Genf, mit. Dieſen Mann hatte die Begierde, ſein Glück zu machen, nach Rußland geführt. Seine Verdienſte waren dem Czaar auch nicht unbemerkt geblieben. Er hatte ihn bald zum General ſeiner Armee, ſo wie zum Admiral und Gouverneur

von Nowogrod ernannt, und ihm ſein ganzes Vertrauen nebſt ſeiner Freundſchaft geſchenkt. Kaum hatte le Fort das Vorhaben des Czaars vernommen; als er ihn noch mehr dazu ermunterte. Sie kamen endlich dahin überein, daß der Czaar, um das Unangenehme des Hofceremoniels zu vermeiden, eine Geſandſchaft abſchicken ſollte, unter deren Begünſtigung er die Reiſe incognito machen könnte. Le Fort ward zum Haupte der Geſandſchaft ernannt, und erhielt noch zwey Collegen. *)

Der Czaar Peter verließ alſo Rußland und kam im Gefolge ſeiner Geſandten unter dem Titel eines Groß-Commandeurs nach Königsberg.

Friedrich III. der für Alles, was großes Aufſehen machte, vorzüglich Sinn hatte,

*) Der Bojar Theodor Alexiewitz Gallowin, General-Kriegs-Commiſſarius und Gouverneur von Sibirien. Er war ehedem Geſandter in China geweſen. Der Andere war Procop Bogdanowitz Witziniczin, Geheimer Kanzler und Gouverneur von Bolchau. Er war ſchon zu Geſandſchaften nach Perſien, Conſtantinopel und Venedig gebraucht worden.

fand ſich durch dieſe außerordentliche Geſandſchaft ſehr geſchmeichelt. Er zeigte ſich daher bey dieſer Gelegenheit in ſeiner ganzen Pracht. Von der Ankunft des Czaars an bis zu ſeiner Abreiſe zeichnete ſich jeder Tag durch ein neues Feſt aus. Der öffentliche Einzug der Geſandten, und die Audienz, die ſie erhielten, war ein Schauſpiel, dem die bey Hofe anweſenden Fremden ihren Beyfall nicht verſagen konnten. Die Geſandten erſchienen mit einem Gefolge, das ganz der Größe des Monarchen, den ſie vorſtellten, angemeſſen war. Die Ruſſen trugen damals noch lange mit Pelz gefütterte Kleider über langen mit Gold oder Silber gewirkten Weſten. An der Seite hing ein Säbel und in dem Gürtel ſteckte ein Dolch. Auch ließen ſie damals noch die Bärte wachſen, und ſchoren ſich die Köpfe, auf denen ſie große Pelzmützen mit Federn oder diamantnen Schleifen hatten.

Der Churfürſt empfing die Geſandten auf einem Throne ſitzend in dem Saale, der ſeitdem der ruſſiſche Saal genannt wurde. Als ſie ſich dem Throne genähert hatten; blieben ſie ſtehen mit entblößten Köpfen. Der

Ober=

Oberpräſident führte im Namen des Chur⸗fürſten das Wort und ſagte ihnen, der Chur⸗fürſt ſey ſehr erkenntlich für die Aufmerkſam⸗keit, die Seine czaariſche Majeſtät ihm durch Sendung einer ſo feyerlichen Geſandſchaft be⸗wieſe, und würde erfreut ſeyn, aus dem Munde der Herren Geſandten ſelbſt ihre Auf⸗träge zu vernehmen. Der erſte Geſandte ant⸗wortete hierauf, daß der große Ruf von den erhabenen Eigenſchaften des Churfürſten und der Ruhm, den ſeine Truppen in dem Krie⸗ge mit den Türken erlangt hätten, den Czaar einen ſo hohen Begrif von der Weis⸗heit deſſelben hätten faſſen laſſen, daß er ihm eine Geſandſchaft zu ſchicken beſchloſſen hätte, um ihn um ſeine Freundſchaft zu erſuchen und ihm die Seinige verſichern zu laſſen. Der Churfürſt, der ſich aus ſeinem Lehnſtuhl er⸗hoben und den Hut abgenommen hatte, wenn des Czaars und ſein eigner Name genannt wurde, antwortete ſelbſt auf dieſes Compli⸗ment. Hierauf fing der zweyte Geſandte an zu ſprechen und dankte dem Churfürſten im Namen des Czaars für die Ingenieure und Kanonierer, die er ihm geſchickt hatte. End⸗

lich hub auch der dritte Geſandte an, und ſtattete dem Churfürſten förmlichen Dank für die gute Aufnahme ab, welche die Geſandſchaft bey ihm gefunden hatte. Daraufnahm er das Creditiv aus den Händen des Geſandſchaftsſecretärs und gab es dem zweyten Geſandten, der es dem Erſten zuſtellte, worauf dieſer es endlich dem Churfürſten überreichte. Die drey Geſandten traten nun näher zum Throne und brachten die Geſchenke ihres Herrn nebſt ihren eignen, die ſie für ſich dem Churfürſten machten, dar. Der Oberpräſident dankte ihnen im Namen des Churfürſten dafür und erklärte, daß ſein Herr nicht ermangeln würde, ihnen zu zeigen, wie angenehm ihm dieſe Geſchenke wären. Hierauf wurden die Geſandten wieder in ihre Wohnung zurückgeführt und während ihres ganzen Aufenthalts in Königsberg in Allem frey gehalten.

Der Czaar logirte in einer Vorſtadt und ließ ſich wenig ſehen. Da dieſes ſeine erſte Ausflucht aus Rußland war; ſo erregte Alles bey ihm Verwunderung und ſchien ihm ſonderbar. Ueberall aber zeigte er große Be-

gierde, ſich zu unterrichten. Nichts entging ſeiner Beobachtung. Man ſahe recht, wie ſein Geiſt anfing, ſich zu entwickeln. Er machte ſich übrigens eine Ehre daraus, ſeine Unwiſſenheit zu geſtehen, ſobald er dadurch ſeinen Zweck erreichte, Etwas zu lernen. Seine Neugierde war ganz der Härte ſeines Charakters angemeſſen. Er fragte einſt, durch welche Strafen man die Verbrecher hier hinrichte. Man antwortete ihm, daß die Strafen immer im Verhältniſſe mit den Verbrechen ſtänden; daß die Räuber zum Beyſpiele gehängt, die Mörder aber zum Theil gerädert würden. Da er noch nie einen Menſchen rädern geſehen hatte; bat er es ſich aus, daß man doch in ſeiner Gegenwart eine ſolche Execution anſtellen mögte. Man ſagte ihm dagegen, daß gerade kein Verbrecher da ſey, der dieſe Strafe verdient hätte. „So neh„me man Einen von meinen Bedienten," verſetzte der Czaar. Man hatte hernach viele Mühe, ihm dieſe Grille wieder aus dem Kopfe zu bringen. Als er einſt mit dem Churfürſten und der Churfürſtin in einem mit Marmor ausgelegten Saale zu Abend ſpeiſ-

te; ließ ein Bedienter einen Teller fallen, wodurch ein großes Geräuſch entſtand. Der Czaar erſchrack darüber ſo heftig, daß er plötzlich aufſprang, ſeinen Säbel zog und ſich in Vertheidigungsſtand ſetzte, weil er glaubte, man wolle über ihn herfallen. Der Dolmetſcher, deſſen er ſich bediente, — denn er ſprach damals bloß rußiſch — fiel ihm in den Arm und der Churfürſt ließ ihn nun verſtändigen, daß er in ſeinen Staaten nicht das Geringſte zu fürchten und man hier eben ſo große Ehrfurcht wie in Rußland vor ihm habe. Indeſſen konnte Alles dieſes ihn nicht beruhigen; ſondern er verlangte, daß der Bediente, der den Teller hatte fallen laſſen, aufs Strengſte beſtraft werden ſollte. Zum Glück fand ſich eben in den Gefängniſſen ein Verbrecher, der geſtäupt werden ſollte. Man vollzog alſo das Urthel einige Stunden früher und gab ihn für den Menſchen aus, der das Geräuſch verurſacht hatte; worauf ſich der Czaar zufrieden gab. Man konnte ihm dieſe Beſorgniß nicht übel nehmen; denn er war kaum einer Verſchwörung entgangen, die ſeine eigne Schweſter gegen ihn angeſponnen

hatte; ſo daß ihm jetzt Alles verdächtig war. Ueberdem war er damals noch nicht der große Mann, den die Welt mit Verwunderung anſtaunte und deſſen Andenken bey den Ruſſen nie erlöſchen darf.

Als der Czaar mit ſeinen Geſandten wieder von Königsberg abgereiſet war; beſchäftigten den Churfürſten einzig und allein die polniſchen Angelegenheiten. Er ſchickte den preußiſchen Obermundſchenken, Herrn von Owerbeck nach Warſchau mit dem Befehle, mit den vornehmſten Gliedern der Republik ſehr vorſichtig umzugehen und ſich zu ſtellen, als ob er ſich für Keinen der Kronkandidaten beſonders intereſſire, bis er herausgebracht haben würde, wer den Polen am liebſten wäre.

Die Thronbewerber waren die drey Prinzen Sobiesky, die Söhne des verſtorbenen Königs, der Prinz von Conti, der Markgraf Ludwig von Baden-Baden, Odescalchi, der Neffe des Pabſtes Innocenz XI. und endlich Friedrich August, Churfürſt von Sachſen. Die Parthey der polniſchen Prinzen ſchien anfänglich

die ſtärkſte zu ſeyn. Sie würde wahrſcheinlich auch die Oberhand behalten haben, wenn ihre Mutter, die Königin, weniger ſtolz und geizig, und dabey ſtandhafter geweſen wäre. Die Nation war ganz für den Prinzen Jakob; allein die Königin zog ihm den Prinzen Conſtantin vor. Für dieſen ihren vielgeliebten Sohn bat ſie zwar ſehr dringend; konnte ſich aber nicht entſchließen, die Schätze, welche ſie mit ſo vieler Mühe und Sorgfalt bey Lebzeiten ihres Gemahls zuſammengehäuft hatte, anzurühren. Ihre Anhänger verließen ſie alſo und erklärten ſich für Frankreich, weil man ihnen von dort aus große Verſprechungen that. Dadurch verlohren die Sobiesky alle Hofnung, den Thron zu beſteigen. Odescalchi kam gar nicht einmal in Betrachtung, ob ihn gleich der Pabſt ſehr unterſtützte und er auch anſehnliche Summen anbot.

Für den Prinzen von Baden ſprachen ſeine vortreflichen Eigenſchaften, ſeine Thaten, ſeine Geburt, ſeine Reichthümer. Weil er aber vom Kaiſer empfohlen worden war; fürchtete man, er mögte ihm zu ſehr ergeben

ſeyn und Polen in manchen Krieg verwi=ckeln, der dem Könige zwar viel Ruhm, aber der Republik wenig Vortheil verſchaffen könn=te. Es blieben alſo weiter keine Kroncom=petenten übrig, als der Prinz von Conti und der Churfürſt von Sachſen.

Das Intereſſe des Erſtern beſorgte haupt=ſächlich der Abt und nachherige Kardinal von Polignac, ein Mann, der die Ueberre=dungskunſt in einem ganz vorzüglichen Grade beſaß und dabey eine ſehr edle Miene mit den einnehmendſten Manieren verband. Der Ritter von Flemming, nachheriger Pre=mier=Miniſter und Marſchall in Sachſen, der ein eben ſo geſchickter Unterhändler als der Abt von Polignac war, betrieb das Beſte des Churfürſten von Sachſen. Der franzöſiſche Ambaſſadeur hatte den Kardinal Radczajowsky, Primas des Königreichs und die meiſten Großen auf ſeiner Seite. Der ſächſiſche Botſchafter hatte dagegen den Biſchof von Cujavien, das Haus Sa=pieha, den Woiwoden von Marienburg und faſt alle Frauenzimmer, deren Einfluß vielleicht in Polen ſtärker als ſonſt in irgend

einem Staate iſt, in ſein Intereſſe gezogen. Dazu hatte er eine Armee von 30,000 Mann an den Grenzen, die er zum Dienſte der Republik anbot. Dieſer Vorzüge ungeachtet wurde der Prinz von Conti von dem Primas, der Churfürſt von Sachſen aber von der andern Parthey an einem Tage proclamirt. Da ſich der letztere in der Nähe befand; ſo langte er bald in Polen an, unterzeichnete die Pacta conventa und ließ ſich zu Krakau den 15. September ſalben. Der Prinz von Conti langte indeſſen den 26ten eben dieſes Monats ohne Geld, ohne Truppen und außer Stande, die Oberhand über ſeinen Nebenbuhler zu gewinnen, auf der danziger Rhede an. Man ließ ihn aber nicht in Danzig ein, ſo daß er genöthigt war, in der Abtey Oliva zu bleiben. Die wenigen Wechſel, die er bey ſich hatte, wurden proteſtirt. Es blieb ihm daher nichts übrig, als ſich wieder einzuſchiffen und nach Frankreich zurückzukehren, wo er nun mit Recht ſagen konnte:

Si je n'ai pas une Couronne

Le ſort eſt le ſeul, qui la donne;
Il ſuffit, de la mériter. *)

Friedrich III. war anfänglich auch auf des Prinzen von Baden Seite geweſen. Sobald er aber merkte, daß die Polen ihm nicht ſonderlich geneigt waren; verwendete er ſich geradezu für den Churfürſten von Sachſen, Auguſt, weil dieſer ihm bey ſeinem Vorhaben, ſich zum Könige zu erheben, am nützlichſten ſeyn konnte. Es war wirklich nicht ſeine Schuld, daß auch dieſes Mal Theilungen und Uneinigkeiten in Polen waren; wenigſtens ſind die Vorſtellungen, die er dem Kardinal Primas thun ließ, ein redender Beweis davon. Er ließ ihm die vielen traurigen Folgen vor Augen ſtellen, die eine doppelte Königswahl haben würde, und zugleich auf die geringe Unterſtützung aufmerkſam machen, die der Prinz von Conti von Frankreich erwarten könnte, da dieſes Reich in einen Krieg mit faſt allen europäiſchen Mächten verwickelt ſey. Der Pri-

*) „Ich habe zwar jetzt keine Krone; doch betrübe ich „mich nicht. Das Ungefehr theilt ſie ja aus. „Es iſt ſchon gnug, wenn man ſie nur verdient.„

mas beharrte indeſſen feſt auf ſeinen Entſchluß; und wenn er ſich gleich in der Folge genöthigt ſahe, den Churfürſten als ſeinen König anzuerkennen; ſo konnte man doch aus ſeinem nachherigen Benehmen gegen ihn recht gut abnehmen, daß bloß die Nothwendigkeit ihn dazu vermocht hatte.

Die polniſchen Angelegenheiten haben mich ganz von den Unterhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens, die zu Ryswick unter der Vermittelung Karls XI. Königs von Schweden angefangen und nach ſeinem Tode unter ſeinem minderjährigen Sohne Karl XII. fortgeſetzt wurden, abgeführt. Die Präliminarien wurden im Monat März unterzeichnet. Es fehlte viel daran, daß die Alliirten durch den Ryswicker Frieden den Zweck erreichten, den ſie ſich im Anfange des Krieges vorgeſetzt hatten. Man brachte Frankreich nicht, wie man ſich geſchmeichelt hatte, auf den pyrenäiſchen Friedenstraktat zurück; ſondern begnügte ſich, den münſterſchen und nimweger Frieden zur Baſis dieſes neuen Traktats zu nehmen. Zwar gab Frankreich die Plätze, die es jenſeit

des Rheins erobert hatte, und Lothringen wieder zurück. Allein außerdem daß es sich noch vieles vorbehielt, mußte der Kaiſer und das Reich ihm auch noch Straßburg auf immer abtreten. An Spanien mußte Frankreich freylich etwas Beträchtliches überlaſſen; allein ſeine Eroberungen, die es ſeit dem nimweger Frieden in Anſehung dieſes Reiches gemacht hatte, waren ſo anſehnlich, daß Spanien durch den ryswicker Frieden wenig gewann.

England ließ den Prinzen Wilhelm als König anerkennen und Ludwig XIV. verſprach, ihn in dem Beſitze ſeiner Königreiche und der übrigen Provinzen, die er hatte, nicht zu beunruhigen. Der übrigen Fürſten wurde in dieſem Frieden faſt keine Erwähnung gethan, und wenn gleich in dem 14. Artikel des Friedens zwiſchen England und Frankreich und in dem 15. §. des Traktats zwiſchen der letztern Krone und Holland des Churfürſten erwähnt wurde; ſo war dieß doch nur darum geſchehen, weil er die beyden Seemächte darum gebeten hatte. Zudem enthielten beyde Artikel nichts weiter als eine Be=

ſtätigung des zwiſchen dem Churfürſten Friedrich Wilhelm und Ludwig XIV. zu St. Germain im J. 1679. geſchloſſenen Friedens.

Der Krieg dauerte unterdeſſen in Ungern noch fort. Die brandenburgiſchen und ſächſiſchen Truppen halfen den Kaiſerlichen die Türken bey Zenta ſchlagen. Der Prinz Eugen von Savoyen commandirte die Armee der Chriſten. Dieſer Sieg war um deſto rühmlicher für ihn, da der Großſultan ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen ſtand. Der Großvezier blieb im Treffen und Erſterer wurde genöthigt, die Flucht zu ergreifen.

Dieß war der letzte Vorfall von einiger Bedeutung bis zum Carlowitzer Frieden, welchen die Holländer und Engländer vermittelten und der erſt im J. 1699. geſchloſſen wurde.

1698. Die Wahl des Churfürſten von Sachſen zum Könige von Polen hatte die Finanzen dieſes Fürſten erſchöpft. Friedrich III. benutzte dieſen Umſtand, um von ihm die Schutzvogtey über Quedlinburg nebſt der hohen Gerichtsbarkeit in der Stadt,

ingleichen das Amt Petersberg und die Schutzgerechtigkeit über die Stadt Nordhauſen für 340,000 Thaler zu kaufen.

Auf dieſen neuen Ländererwerb folgte ganz nahe der Sturz des Oberpräſidenten. Er hatte durch die Unbiegſamkeit ſeines Charakters und dann auch dadurch, daß er bey Gelegenheit des Vortrags in Anſehung der königlichen Würde ſeine Meinung mit zu weniger Schonung geſagt hatte, Mißfallen erregt. Auf der Reiſe nach Preußen hatte er über dieſe Sache noch mehrmals mit dem Churfürſten heftig geſtritten, ſo daß dieſer einige Male zu ſeinen Vertrauten geſagt hatte: Danckelmann will den Churfürſten ſpielen: Aber ich will ihm ſchon zeigen, daß ich ſein Herr bin. Dieſe Worte wurden dem Miniſter wieder hinterbracht. Ob er ſie nun gleich ſo wie den Blitz als Vorläufer des Donners, der ihn bedrohete, hätte betrachten ſollen; ſo änderte er doch ſein Betragen nicht im Geringſten. Das machten ſich ſeine Feinde zu Nutze. Sie beſchuldigten ihn, daß er ſeinen eignen Vortheil dem Intereſſe des Churfürſten vorziehe,

und daß er durch Begierde nach Reichthümern verblendet den Holländern die Winterquartiere zwiſchen dem Rheine und der Maas, ſo wie die im Herzogthume Luxemburg, welche den brandenburgiſchen Truppen in den letztern Jahren angewieſen geweſen waren, verkauft hätte; daher er genöthigt geweſen ſey, dieſe Truppen in dem Herzogthum Cleve einzuquartieren, wodurch dieſe Provinz außerordentlich mitgenommen worden ſey. Weiter bürdete man ihm auf, daß das Projekt mit der königlichen Würde bloß durch ſein Verſehen ſo ſchlecht von ſtatten gehe, indem, wenn er dieſe Sache auf dem Friedenscongreſſe zu Ryswick in Anrede gebracht hätte, ſie wahrſcheinlich zur völligen Zufriedenheit des Churfürſten würde beendigt worden ſeyn. Die letzte Beſchuldigung endlich war, daß er ſich eine ſo große Gewalt zueigne, daß ſeine Befehle ehe befolgt würden, als die des Churfürſten ſelbſt.

So geringfügig dieſe Beſchuldigungen auch waren; ſo würkten ſie doch gehörig auf den Churfürſten, da er ſchon vorher gegen ihn eingenommen war. Er ließ ihn daher einſt,

da man es ſich am wenigſten vermuthete, durch den Lieutenant Hebenſtein von den Gardes du Corps in Verhaft nehmen und unverzüglich nach Spandau abführen. Nach einiger Zeit wurde er von da nach Peitz gebracht. Alle ſeine Effekten wurden zugleich verſiegelt und in der Folge confiscirt. Das Publicum war über ſeine Ungnade mehr erſtaunt als unzufrieden. Man hatte bemerkt, daß der Churfürſt den Abend zuvor noch ſo freundlich mit ihm geſprochen hatte, daß ſelbſt die feinſten Hofleute dadurch hintergangen worden waren. Seine Gefangenſchaft dauerte ſechzehen Jahre, ohne daß ſein Muth und ſein Geiſt niedergebeugt wurden. Gewiß hatte man vor ihm nie ſo viel Verdienſte und ſo viel Unglück in einer und derſelben Perſon vereinigt geſehen. Auch ſeine Brüder nahmen Theil an ſeiner Ungnade. Sie verlohren ebenfalls ihre Aemter; erhielten ſie aber nach einiger Zeit wieder und verwalteten ſie ſtets mit vieler Rechtſchaffenheit.

Die Frau von Bülau, die Oberhofmeiſterin der verſtorbenen Königin, Sophie Charlotte, erzählte mir bey Gelegenheit

der Ungnade des Oberpräſidenten noch einen beſondern Umſtand, den ſie von Friedrich III. ſelbſt hatte und der mir ſonderbar gnug ſcheint, um ihn hier anzuführen. Als der Miniſter zwey Jahre vor ſeiner Ungnade den Bau ſeines Hauſes zu Berlin geendigt hatte; gab er darin dem Churfürſten und dem ganzen Hofe ein großes Feſt. Während die Churfürſtin tanzte, ging der Churfürſt mit dem Oberpräſidenten in das Cabinett, wo derſelbe gewöhnlich arbeitete. Der Churfürſt betrachtete darin verſchiedene Gemählde mit Aufmerkſamkeit. Als der Oberpräſident dieſes bemerkte; ſagte er zu ihm: Dieſe Gemählde und Alles, was Sie hier ſehen, wird in Kurzem Ihnen zugehören. Der Churfürſt wunderte ſich hierüber und verlangte eine Erklärung dieſer räthſelhaften Worte. Ich werde in Kurzem Ihre Gnade verliehren, ſagte der Miniſter; Sie werden mich in Verhaft nehmen laſſen und ſich meines Vermögens bemächtigen. Aber nach zehen Jahren werden Sie meine Unſchuld erkennen, mich wie-

wieder in meine Stelle einſetzen, und mir Alles wieder geben, was Sie mir genommen haben werden. *) Der Churfürſt, der in dieſem Augenblicke glaubte, daß er ſeinen Günſtling nie werde entbehren können, näherte ſich einem Tiſche, auf welchem ein Neues Teſtament lag. Er legte die Hand darauf und ſchwur, daß er dieſe Prophezeihung unwahr machen wolle. Der Miniſter ließ ihn nicht endigen und ſagte: Schwören Sie nicht. Was ich geſagt habe, muß geſchehen, und es ſtehet gar nicht in Ihrer Macht, es zu hintertreiben.

Der Feld-Marſchall, Graf von Barfuß, erhielt die Stelle des Oberpräſidenten. Da er auffahrend, halsſtarrig, hochmüthig und eben ſo habſüchtig war, als ſein Vorgänger; ſo ward man bald inne, daß es beſſer

*) Dieſe Prophezeihung ging nur, in ſo fern ſie für ihn traurig war, in Erfüllung. Er blieb viel länger im Gefängniſſe, und erhielt ſeine Freyheit erſt unter der folgenden Regierung wieder. Auch ward er nicht wieder in ſeine vorige Stelle eingeſetzt.

geweſen wäre, Jenen zu behalten. Auch er wußte bald den Verſtand des Churfürſten zu feſſeln, ſo daß man wohl ſagen konnte, er habe nur ſeine bisherige Sklaverey gegen eine Andere vertauſcht. Des Herrn von Barfuß Herrſchaft dauerte indeſſen nicht lange. Ein weit einnehmender und mehr als er zum Hofmann gebohrner Günſtling verdrängte ihn, und bemächtigte ſich ſeines ganzen Anſehens. Dies war Johann Caſimir, Freyherr von Colbe, nachheriger Graf von Wartenberg. Er war ſchon bey Lebzeiten des Churfürſten Friedrich Wilhelm im Gefolge der Pfalzgräfin von Simmern, einer Tante Friedrichs III. *) am Hofe erſchienen. Colbe war damals noch jung, ſchön und wohl gewachſen. Seine angenehme Geſtalt, ſein Anſtand, ſeine Manieren zogen Friedrichs Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wünſchte ihn an ſich zu ziehen. Allein Colbe ſtand damals mit der Prinzeſſin von Simmern in Verbindun-

*) Marie, Prinzeſſin von Naſſau-Oranien, Witwe Friedrich Caſimirs, Pfalzgrafen von Simmern, geſtorben 1688.

gen, die ihm nicht erlaubten, ſich von ihr zu trennen. Er kehrte alſo mit ihr nach der Pfalz zurück. Da ſie aber kurz darauf ſtarb; kam er wieder nach Berlin. Friedrich Wilhelm ernannte ihn zum Staatsrath, und nach dieſes Prinzen bald nachher erfolgtem Tode machte ihn Friedrich III. zum Schloßhauptmann und erſten Stallmeiſter. Colbe war immer demüthig und einſchmeichelnd, und ſtellte ſich dabey, als ob er ſich ganz und gar nicht in Staatsſachen miſche. Dadurch erwarb er ſich bald die Freundſchaft des Oberpräſidenten, der viel zu ſeiner Erhebung beytrug. Es ward damals gerade die erſte Stelle bey Hofe durch den Tod des Ober-Kämmerer, Grafen von Dönhof erledigt. Der junge Günſtling erhielt ſie. Mit derſelben verband er in der Folge noch die Stellen eines Premier-Miniſters, Oberſtallmeiſters, Oberhofpoſtmeiſters und Curators aller Univerſitäten und Akademien. Auf Anſuchen des Churfürſten erhob ihn der Kaiſer auch in den Reichsgrafenſtand. Er legte hierauf ſeinen bisherigen Namen ab, und nahm von einem alten Schloſſe, das er in der Pfalz hatte,

den Namen eines Grafen von Wartenberg an. Alle dieſe Ehrenſtellen und Würden machten ihn indeſſen im Geringſten nicht ſtolz. Nie trieb wohl ein Miniſter ſeine Beſcheidenheit und Höflichkeit ſo weit als er. Seinem Herrn aufrichtig zugethan, arbeitete er unabläſſig für den Ruhm deſſelben. Ob er gleich kein Genie vom erſten Range war; ſo beurtheilte er die Dinge doch ungemein richtig, und man ſahe ihn nie einen Fehler gegen die Politik begehen. Sein Herz war ſanft und zum Wohlthun geneigt. Hätte ſeine Gemahlin weniger Ehrgeiz, oder er für ſie weniger Gefälligkeit gehabt; würde er allgemein geliebt worden ſeyn. Dieſe Frau ſpielte damals am Hofe eine zu große Rolle, als daß ich ſie hier ſo ganz mit Stillſchweigen übergehen könnte. Sie war aus Emmerich im Herzogthum Cleve gebürtig. Ihr Vater hieß Ricker und war ein Schiffer. Er hielt eine Winkelſchenke, wohin ſeine zwey Töchter die Gäſte anlockten. Der Kammerdiener des Churfürſten, Namens Biedekap, hörte in Cleve von der Artigkeit dieſer beyden Mädchen ſprechen, und war neu:

gierig gnug, ſie zu beſuchen. Er verliebte ſich bald in die Aelteſte, Katharine, und heirathete ſie. Als er ſie nach Berlin brachte; gefiel ſie dem Herrn von Colbe. Er erklärte ihr bald ſeine Liebe und ward erhört. Sie bekam hierauf zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die Biedekap gutherzig auf ſeine Rechnung nahm. Dieſer gute Ehemann ſtarb endlich. Der Herr von Colbe erſetzte hierauf bald ſeine Stelle. Seine Vermählung ward in Beyſeyn des Churfürſten im Hauſe des erſten Kammerdieners deſſelben gefeyert. Ich weiß nicht, durch welche Reize die Neuvermählte ſich die Gnade des Churfürſten zu erwerben wußte. Soviel iſt aber gewiß, daß er von dieſem Tage an eine gewiſſe Achtung für ſie hatte, aus welcher man ſchließen wollte, daß ſie ihm nicht ſo ganz gleichgültig ſey. Ich hingegen kann mit Gewißheit verſichern, daß er nie wahre Zuneigung zu dieſer Frau gefühlt hat. Ich will die eignen Worte hier anführen, die ich ihn einmal ſelbſt in Anſehung dieſer Frau habe ausſprechen hören. Es war in Einem von den Augenblicken, wo der Churfürſt

auf den Herrn von Colbe übel zu ſprechen war, und wo er ſich gar nicht verſtellen konnte. „Ich weiß es recht gut, ſagte er, daß „man in dem Wahne ſteht, als lebte ich mit „der Gräfin von Wartenberg in heim„lichem guten Vernehmen; aber ich betheure „es hier vor Gott, daß es falſch iſt, und daß „ſie mich auch ſelbſt nicht ein einziges Mal in „Verſuchung geführt hat.„ Auch ſprach ich einſt mit der Gräfin von Wartenberg im Haag von den verfloſſenen Zeiten. Ich zählte ihr im Scherze alle ihre ehemaligen Verehrer her, und führte darunter auch den König Friedrich I. auf. Allein ſie fiel mir gleich ins Wort und ſagte: „O, was „den König betrift, da irren Sie ſich. Es iſt „nie Etwas zwiſchen ihm und mir vorgefallen. „Da ich Ihnen die Uebrigen eingeſtehe, ſetzte „ſie hinzu; ſo würde ich Ihnen dieſes „um ſo weniger leugnen, da es unſtreitig „wohl die ehrenvolleſte Eroberung geweſen „wäre.„

Dieſe beyden Zeugniſſe von zwey Perſonen, die doch wohl einzig dabey intereſſirt waren, haben mich gelehrt, nicht immer nach

dem äußern Scheine zu urtheilen. Und doch iſt auch ſo viel gewiß, daß diejenigen, welche von dem Umgange des Churfürſten mit der Frau von Colbe ungünſtig urtheilten, zu entſchuldigen waren. Er bewies ihr wirklich außerordentlich viel Achtung, welches um ſo mehr Verdacht erregen mußte, da ſie weder ſchön war, noch Verſtand, oder feine Manieren und Sitten oder ſonſt Etwas Einnehmendes im Umgange hatte. Dies kam aber unſtreitig daher, daß er ſo ſehr an ihren Mann gefeſſelt war, daß er nicht zu viel für die Frau thun zu können glaubte. Er ließ daher ſogar auch ihre Kinder erſter Ehe zu Reichsfreyherren erheben, worauf ſie den Namen von Aſpach annahmen, der ſo wenig berühmt als ihr voriger war. Dies geſchahe zu eben der Zeit, da der Herr von Colbe Graf wurde. Dieſe Grafen- und Freyherrentitel verdreheten nunmehr der Frau von Colbe, die ich von nun an die Gräfin von Wartenberg nennen werde, gänzlich den Kopf. Es gab wohl nichts ſo Lächerliches, auf das ſie nicht täglich verfiel. Ich werde daher in der Folge dieſer

Memoiren mehrmals von ihr ſprechen müſſen. Jetzt wende ich mich wieder zu den öffentlichen Angelegenheiten.

Die Zwiſtigkeiten der Partheyen in Polen nahmen täglich zu. Der Churfürſt fürchtete die Folgen davon, und ging daher in dieſem Jahre von Neuem nach Preuſſen, um denſelben deſto beſſer zuvorkommen zu können. Er ſchrieb zugleich an den Kardinal Primas, daß er ſich dem Könige Auguſt unterwerfen mögte; ſchickte auch den Grafen von Wartenberg nach Warſchau, um dem Könige zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und ihn zu bewegen, allen Unruhen vorzubeugen. Der König von Polen ſchickte ſeiner Seits den Kron-Groß-Kammerherrn, Grafen von Bilinsky, nach Königsberg, welcher eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen dem Könige von Polen und dem Churfürſten vorſchlagen mußte. Sie ward auch angenommen, und beyde Fürſten ſahen ſich zu Johannisburg. Es ging dabey gerade ſo her, wie bei allen dergleichen Gelegenheiten. Man that ſich gegenſeitig die wärmſten Freund-

ſchaftsverſicherungen; beſchenkte einander aufs Prächtigſte; ſprach von den öffentlichen Angelegenheiten, verſprach Alles und brachte am Ende doch Nichts zu Stande. Der König von Polen machte ſich auch anheiſchig, den Churfürſten gleich im Anfange mit als König von Preußen anzuerkennen: zugleich verſprach er, dem Churfürſten die 400,000 Thaler auszahlen zu laſſen, welche die Republik noch ſeinem Vater Friedrich Wilhelm vom welauer und bromberger Vergleich her ſchuldig war und gab endlich noch ſeine Einwilligung dazu, daß, im Fall die erwähnte Summe nicht ſogleich bezahlt würde, der Churfürſt ſich der Stadt Elbing und ihres Gebiets bemächtigen könne. Nachdem die beyden Fürſten endlich acht Tage zum Theil mit Elendthier- und Büffel-Jagen bey einander zugebracht hatten; trennten ſie ſich wieder und zwar dem Anſcheine nach mit großer gegenſeitiger Zufriedenheit. Als indeſſen der Churfürſt bey ſeiner Rückkunft nach Berlin die 400,000 Thaler, die ihm der König von Polen durch die Republik auszahlen zu laſ-

ſen verſprochen hatte, nicht ankommen ſahe; ſchickte er den General-Lieutenant von Brand mit 12,000 Mann ab, um ſich der Stadt Elbing und ihres Gebiets zu bemächtigen. Vor dem Abmarſche der Truppen ging ein Manifeſt voraus, in welchem der Churfürſt erklärte, daß, da ſeinem Hauſe die Stadt Elbing zur Hypothek gegeben worden ſey, er nunmehr ſeinen Generalen Befehl ertheilt habe, die Stadt in Beſitz zu nehmen. Er verſpreche indeſſen, dieſelbe ſogleich wieder zu räumen, ſobald die Republik Polen ihm ſeine Schuldfoderung bezahlt haben würde.

Der Herr von Brand kam den 13. October vor Elbing an. Er foderte die Stadt auf, ihm die Thore zu öfnen. Sie bat aber, ehe es ſo weit käme, um die Erlaubniß, Deputirte nach Warſchau und Berlin ſchicken zu dürfen. Dies wurde ihr bewilligt. Während der Zeit aber ſchickte ſie ſich zur Vertheidigung an; der Herr von Brand aber machte Anſtalten, ſie mit Gewalt anzugreifen. Die Deputirten kamen endlich wieder zurück, hatten aber weder in Warſchau

Beyſtand erhalten, noch in Berlin den Churfürſten beugen können. Der Herr von Brand ließ alſo ſeine Kanonen auf die Stadt feuern, worauf die Stadt die Thore öfnete und die brandenburgiſche Beſatzung einnahm.

Sobald die Polen die Einnahme von Elbing erfuhren; machten ſie großen Lärmen. Der König beklagte ſich laut über den Churfürſten. Er ließ ſogleich Cirkularbriefe ergehen, um den Adel zuſammen zu berufen und dem Reſidenten des Churfürſten anbefehlen, binnen vier und zwanzig Stunden Thorn, wo er ſich damals gerade aufhielt, und alsdann ohne Aufſchub das Königreich zu verlaſſen. Sobald der Baron von Reiſewitz von dieſem Verfahren Nachricht erhielt; reiſ'te er heimlich von Berlin ab, um ſich nicht einer gleichen Begegnung auszuſetzen. Nachdem er ungefehr vierzehen Tage abweſend geweſen war; kam er wieder zurück und ließ ſich beym Churfürſten als Geſandten des Churfürſten von Sachſen anmelden, ohne des Königs von Polen Erwähnung zu thun. Aus der Wiederkunft des

Miniſters ſchloß der Hof, daß der König von Polen ſich die elbingiſche Geſchichte nicht ſo ſehr zu Herzen nehme, als er die Polen anfänglich hatte wollen glauben machen. Es kam daher auch bald zu einem Vergleiche. Der Churfürſt ließ 100,000 Thaler von ſeiner Foderung nach und die Polen verſprachen, binnen drey Monaten die übrigen 300,000 Thaler zu bezahlen. Zur Sicherheit gaben ſie ihm eine Krone und verſchiedene Edelſteine zum Unterpfande und gingen noch die Bedingung ein, daß, wenn ſie nicht Wort halten würden, es dem Churfürſten frey ſtehen ſollte, Elbing wieder einzunehmen. Dieſem Vergleiche gemäß räumten die Brandenburger dieſe Stadt im Februar des Jahres 1700.

Ehe dieſe Sache noch ganz abgethan war; vermählte der Churfürſt den Markgrafen Philipp, ſeinen Bruder, mit der Prinzeſſin Johanne Charlotte von Anhalt-Deſſau. Der Graf von Wartenberg wurde deswegen nach Deſſau geſchickt, um feyerlich um die Prinzeſſin anzuhalten. Man

verweigerte ſie nicht. Ihre Mutter, die ver- witwete Fürſtin von Deſſau, führte ſie ſelbſt nach Berlin. Der Churfürſt, der jetzt bey ſeinen Ausgaben nichts mehr von dem Einreden des Oberpräſidenten zu befürchten hatte, ließ hier ſeiner Prachtliebe freyen Lauf, ſo daß er ſelbſt ſeine Finanzen zerrüttete und ſeine Hofleute oft in Verlegenheit ſetzte. Der Markgraf war jung, ſchön und gut gewach- ſen, dabey aber kein ſonderlicher Freund von rauſchenden Vergnügungen. Gern hätte er den Soldatenſtand jedem Andern vorgezogen, wenn ſein Bruder es ihm erlaubt hätte, in Dienſte zu treten. Es währte indeſſen nicht lange, ſo verliebte er ſich heftig in ſeine Ge- mahlin, die, ohne gerade ſehr ſchön zu ſeyn, alle möglichen Annehmlichkeiten beſaß. Auf die Liebe folgte bald eben ſo heftige Eiferſucht. Er hatte Gelegenheit gnug, ſie zu nähren, bey einer jungen Prinzeſſin, die Jedermann anbetete und die dabey ein wenig kokett und gar nicht böſe darüber war, wenn ſie geliebt wurde. Sie hatte viel Gewalt über den Churfürſten, nie aber über ihren Gemahl, der ſie bald darauf nach Schwedt führte

und ſie in der Folge immer acht Monate des Jahres daſelbſt zubringen ließ.

Nachdem die bey Gelegenheit dieſer Vermählung gegebenen Feſte vorbey waren; wurde der General-Major der Armee und General-Commiſſarius, Graf Otto Magens von Dönhof, nach Wien geſchickt, um nebſt dem zweyten Geſandten des Churfürſten, Chriſtian Friedrich Bartholdi, die Belehnung über die Churlande zu empfangen. Der Churfürſt nahm unterdeſſen zu Cüſtrin und Stargard perſönlich die Huldigung von den Ständen der Neumark und von Pommern ein, wobey die Commiſſarien der Krone Schweden *) gegenwärtig waren, um eben dieſen Ständen den Eid abzunehmen, der der Krone Schweden im Fall der gänzlichen Erlöſchung des Mannsſtammes im brandenburgiſchen Hauſe die eventuelle Erbfolge in dieſen Provinzen zuſichern ſollte.

Bey der Rückkehr nach Berlin bekam Friedrich III. die Nachricht, daß endlich

*) Herr Jager und von Lagerſtröm, Regierungsräthe von Stettin.

zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte ein Frie-de zu Karlowitz geſchloſſen worden ſey. Dadurch ward in ganz Europa der Krieg geendigt, freylich aber nur auf kurze Zeit. Denn als er ſich wieder von Neuem entzün-dete; breitete er ſich weiter als jemals aus. Er entſtand im Norden. Die Veranlaſ-ſung dazu war die Zwiſtigkeit der beyden Linien des Hauſes Holſtein, nemlich der königlich-däniſchen und der herzoglich-got-torpiſchen. Der König von Dänemark hatte dem Herzoge von Holſtein ſeine Län-der genommen. Dieſer nahm hierauf ſeine Zuflucht zum Könige von Schweden, Karl XII., mit deſſen Schweſter er ſich ver-mählt hatte, und bat ihn um Beyſtand. Der König von Schweden ſchlug zuerſt den Weg der Unterhandlung ein und brachte in Ver-bindung mit dem Herzoge ſeine Beſchwerden vor den Reichstag und diejenigen Fürſten, die ſich zu Vermittlern in dieſer Streitſache angeboten hatten. Da Karl aber ſahe, daß die Dänen nichts deſto weniger mit Aus-übung der Feindſeligkeiten fortfuhren und Tönningen belagert hielten; ſo machte er

ſeiner ſeits auch Anſtalten, ſeinem Schwager thätigen Beyſtand zu leiſten. Er ſchifte ſich daher zu Karlscrona mit einer Flotte von 43 Kriegsfahrzeugen ein. Nachdem die engliſchen und holländiſchen Geſchwader zu ihm geſtoßen waren; landete er in Seeland und belagerte Kopenhagen. Dieſe Stadt kaufte ſich durch eine Summe von 400,000 Thaler, die ſie dem Könige von Schweden bezahlen mußte, von der Bombardirung los. Der König von Dänemark bat hierauf um Frieden und erhielt ihn. Er wurde in der Stadt Travendahl zum Vortheile des Herzogs von Holſtein den 13. Auguſt unterzeichnet. Karl XII. ging nunmehr nach Liefland und ſchlug daſelbſt mit 20,000 Schweden mehr als 40,000 Ruſſen.

Während dieſe Unruhen im Norden vorfielen; lebte Friedrich III. in Frieden mit ſeinen Nachbarn und vermählte ſeine Tochter aus der erſten Ehe *) mit dem Erbprinzen von

*) Louiſe Dorothee, gebohren den 14. Sept. 1680. geſtorben zu Caſſel den 23. December 1705.

von Heſſen-Caſſel, nachherigen Könige von Schweden. Die Vermählung ward zu Berlin mit vieler Pracht gefeyert. Der alte Landgraf mit ſeiner Gemahlin und einem Gefolge von mehr als 400 Perſonen wohnten der Trauungsceremonie bey. Die Feſte und Luſtbarkeiten dauerten einen ganzen Monat hindurch, worauf die Neuvermählten dem Landgrafen nach Caſſel folgten.

Unterdeſſen daß wir hier mit Nichts als Luſtbarkeiten beſchäftigt waren; ſpann ſich ein neuer Krieg zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich wegen der Nachfolge in den Staaten Karls II. Königs von Spanien an. Dieſer war geſtorben. Die beyden Häuſer Oeſtreich und Bourbon machten nun einander den Thron ſtreitig, ungeachtet die beyden Königinnen von Frankreich, die Mutter und die Gemahlin Ludwigs XIV. feyerlich auf die Erbfolge Verzicht gethan hatten. Die Seemächte thaten Alles, was ihnen die Politik nur an die Hand gab, um den Krieg zu hintertreiben. Sie waren daher ohne Vorwiſſen Karls II. mit Ludwig XIV. übereingekommen, die zu erben-

den Länder zu theilen. Der Dauphin, Ludwigs XIV. einziger Sohn, ſollte dieſer Theilung zufolge Sicilien, Neapel, die Provinz Guipuscoa und verſchiedene Städte bekommen. Der Erzherzog Karl, des Kaiſers Leopold zweyter Sohn, ſollte Mayland erhalten; der ganze Ueberreſt der ſpaniſchen Monarchie aber ſollte dem Churprinzen von Bayern zu Theil werden. Als Karl II. von dieſer ohne ſeine Zuziehung gemachten Theilung Nachricht erhielt; ward er höchſt aufgebracht darüber. Indeſſen erklärte er doch eben den Prinzen von Bayern zum alleinigen Erben aller ſeiner Staaten. Allein der junge Prinz ſtarb noch vor Karl II. zu Brüſſel, und Oeſtreichs Glücksſtern, der ſtets allen denen, welche dem Ehrgeize dieſes Hauſes hinderlich waren, ſo viel Unglück brachte, behielt auch jetzt wieder die Oberhand. Indeſſen konnte er es nicht hindern, daß die Seemächte und Ludwig XIV. einen zweyten Theilungstraktat unterzeichneten, in welchem bloß Spanien und Indien dem Erzherzoge Karl, Mailand aber dem Herzoge von Lothringen, deſſen

Staaten auf immer mit Frankreich verbunden blieben, zugetheilt wurden. Der Kaiſer wollte aber durchaus nicht darein willigen; ſondern verlangte Alles für den Erzherzog. Damit war der König von Spanien ganz zufrieden. Er wünſchte daher, daß man ihm den Erzherzog ſchicken mögte und verlangte zugleich ein Corps öſtreichiſcher Truppen von 12000 Mann, die er ingeheim bezahlen wollte, und zwar aus dem Grunde, weil, wenn es bekannt geworden wäre, daß der Kaiſer ſich weigere, ein Corps ſeiner eignen Truppen, die man bloß verlangt habe, um ſeinem Sohne die Erbfolge zu ſichern, zu beſolden, dieſes die Geſinnungen der Spanier ihm gänzlich abgeneigt hätte machen können, beſonders da ſie ſchon unzufrieden mit den Deutſchen waren, weil ſie unter dem Schutze der Königin manche Bedrückungen verübten. Dieſe ganz auf den Vortheil des wiener Hofes abzweckende Vorſchläge wurden halb verworfen, und halb vermieden. Statt die Krone, die man dem Erzherzoge anbot, anzunehmen, verlangte das kaiſerliche Kabinet für dieſen jungen Prinzen

die Statthalterſchaft über Mailand, weil daſſelbe es als ein Meiſterſtück der Politik betrachtete, ſich der italieniſchen Provinzen zu verſichern und die Sorge für die ſpaniſchen und indiſchen Länder den Seemächten zu überlaſſen. Der ſpaniſche Hof war mit dieſem Vorſchlage höchſt unzufrieden und es entſtanden darüber heftige Gährungen. Frankreich machte ſich dieſes zu Nutze. Es ſchickte den Marquis, nachherigen Herzog, von Harcours als Ambaſſadeur nach Spanien. Dieſer wußte ſich durch ſein edles und einnehmendes Betragen Aller Herzen zu gewinnen. Die Spanier kamen durch ihn von dem Widerwillen zurück, den ſie ſchon ſeit ſo langer Zeit gegen die franzöſiſche Nation gehabt hatten, und er gewöhnte Karl II. und ſeine Miniſter daran, ſich nicht weiter über die Entſagung der Königinnen von Frankreich zu entſetzen.

Als der Kaiſer erfuhr, daß Karl II. jetzt zwiſchen ſeinem und dem bourboniſchen Hauſe ſehr ſchwanke; verdroß es ihn ſo, daß er ſeinen Geſandten, den Grafen von Harrach, zurück berief. Da ihm aber der ma=

driter Hof von Neuem Hofnung machte; ſchickte er ihn wieder dahin zurück. Nun fing Ludwig XIV. an zu drohen, rief den Marquis von Harcourt zurück und gab ihm das Commando über eine Armee, die er an den Grenzen von Spanien zuſammenzog. Da Karl II. ſo von allen Seiten her bedrohet wurde; entſchloß er ſich endlich auf Antrieb des Kardinals Puertocarrero, Erzbiſchofs von Toledo, und des Grafen von Monterey, den Herzog von Anjou, Philipp, einem entferntern Prinzen, der nicht im Stande ſey, ſeine Krone zu vertheidigen, vorzuziehen. Philipp ging hierauf nach Spanien und wurde von ſeinem Großvater, hernach auch von England und Holland als König anerkannt. Der Kaiſer allein proteſtirte dawider. Luwig XIV. machte nun Anſtalten, ſeinen Enkel zu unterſtützen, der Kaiſer aber, ihm die Krone ſtreitig zu machen. Der Unterſchied war nur der, daß Ludwig im Stande war, 400,000 Mann auf den Beinen zu halten, der Kaiſer aber Miniſter an alle Höfe herum ſchicken mußte, um ſie zu überreden, daß ſeine Sa-

che auch die ihrige ſey. Dabey war ihm der König Wilhelm behülflich, der aus einer Art von Uebereilung den Herzog von Anjou als König von Spanien anerkannt, hernach aber, da er geſehen, daß die engliſche Nation ſeinen Schritt mißbillige, ſein ehemaliges politiſches Syſtem wieder angenommen und ſich nunmehr für das Haus Oeſtreich erklärt hatte.

Während dieſer Zeit lag Friedrich III. dem Kaiſer immer dringender an, ihn als König anzuerkennen. Die Betreibung dieſer Unterhandlung war dem Grafen Chriſtoph von Dohna übertragen. Ob er nun gleich die Kunſt zu gefallen in ſeiner Gewalt hatte und außerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaß, auch freye Macht hatte, des Geldes ſeines Herrn nicht ſchonen zu dürfen; ſo hatte er doch bis jetzt alle ſeine Mühe vergeblich angewendet. Die mehreſten Miniſter des Kaiſers waren dem Plane des Churfürſten entgegen, vor allen Andern aber der Graf von Kinsky, Großkanzler von Böhmen. Da man allgemein behauptete, dieſer Miniſter ſey ſehr eigennützig; ſo erhielt der Graf

von Dohna Befehl, ihm 200,000 Gulden anzubieten. Allein auch dieſes Anerbieten konnte ihn nicht in Verſuchung führen. Er antwortete, daß, wenn man die Kronen dem Verdienſte austheilte, derſelben unſtreitig Niemand würdiger ſey, als der Churfürſt und er alsdann gewiß der Erſte ſeyn werde, der dem Kaiſer anrathen würde, ihn als König anzuerkennen, weil er recht gut wiſſe, daß er dem Kaiſer und Reiche zu ſehr zugethan ſey, als daß er wider ihr Intereſſe handeln könnte. Da man aber nicht wiſſen könne, ob alle ſeine Nachkommen eben ſo denken würden; ſo würde er glauben, gegen den Kaiſer eine Verrätherey zu begehen, wenn er ihn zu einem Schritte verleitete, der ihn dereinſt gereuen könnte. Da der Graf Dohna endlich an dem glücklichen Ausgange ſeiner Unterhandlung verzweifelte; bat er um ſeine Zurückberufung und erhielt ſie auch. Unterdeſſen meldete man ihm noch mit der folgenden nächſten Poſt, daß er vor ſeiner Abreiſe noch einen Verſuch bey einem andern Miniſter, deſſen Name mit Chiffern geſchrieben war, machen und ihm die vom Grafen

Kinsky ausgeſchlagene Summe anbieten ſollte. Allein die Depeſchen kamen erſt in Wien an, nachdem der Graf von Dohna ſchon abgereiſet war. Der Legationsſekretär Bartholdi, der als Charge' d'affaires zurück geblieben war, eröfnete das Packet. Es ſey nun, daß man eine falſche Chiffre niedergeſchrieben hatte, oder der Name des Miniſters, der gewonnen werden ſollte, ſchlecht chiffrirt war; gnug Bartholdi nahm ihn für den Namen des kaiſerlichen Beichtvaters und glaubte, er ſolle ſich an dieſen wenden. Der Jeſuit fand ſich außerordentlich dadurch geſchmeichelt, daß Einer der mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands ſeinen Beyſtand ſuche. Er ſchöpfte daraus ſchon die beſten Ausſichten für die Geſellſchaft und verſprach ſeine Dienſte. Er verwendete ſich auch wirklich ſo kräftig, daß der Kaiſer endlich in das Geſuch des Churfürſten willigte. Man muß indeſſen geſtehen, daß gerade Alles zuſammentraf, dem Beichtvater bey ſeinem Unternehmen behülflich zu ſeyn. Karl II. König von Spanien, war ſeinem Ende ſehr nahe, und der Graf von Harrach,

kaiſerlicher Geſandter zu Madrid, hatte die Nachricht gegeben, daß die Spanier völlig geneigt wären, dem Herzoge von Anjou die Krone zu geben. Da der König Wilhelm, nebſt den Churfürſten von Bayern und der Pfalz und die General-Staaten voraus ſahen, daß dieſe Begebenheit einen neuen Krieg erregen werde; ſo drangen ſie in den Kaiſer, ſich dem Geſuche des Churfürſten zu fügen. Der Beichtvater unterließ ſeiner ſeits nicht, ebenfalls die dringendſten Vorſtellungen deswegen zu thun. Er wußte die Vortheile, die der katholiſchen Religion daraus in den brandenburgiſchen Staaten erwachſen würden, ſo lebhaft zu ſchildern, daß dieſes bey dem frommen Leopold in einem Tage mehr wirkte, als die Bitten von Seiten des Churfürſten in ſo vielen Jahren vermogt hatten.

Daß der Churfürſt von Bayern und die Seemächte den Churfürſten hierin unterſtützten; hatte er den Unterhandlungen der Churfürſtin zu verdanken. Da der Graf von Wartenberg die ganze Größe des Genies dieſer Prinzeſſin kannte; ſo bat er ſie, ſich

dieſem Geſchäfte zu unterziehen und ſelbſt dieſe Höfe zu bereiſen. Als aber das Geld, das er ihr zu dieſer Reiſe angewieſen hatte, nicht zureichte; ließ ſie mehr von ihm fodern. Er wagte es, ihr bey dieſer Gelegenheit eine Bedingung zu machen, nemlich ſeine Frau bey der Cour anzunehmen, wo ſie bis jetzt noch nicht hatte erſcheinen dürfen, indem damals dieſe Ehre bloß den Perſonen von Geburt vorbehalten war. Die Churfürſtin, die ſich von dieſer Reiſe viel Vergnügen verſprach, willigte darein, die Gräfin von Wartenberg bey ſich zu ſehen, machte ſich dabey aber aus, daß ihr in ihren Ausgaben Nichts vorgeſchrieben, ihre Einkünfte für die Zukunft auf 20,000 Thaler erhöhet und ihr überdem noch 150,000 Thaler ausgezahlt würden, um ihre Schulden damit tilgen zu können. Dieſer Vergleich wurde von dem Oberkämmerer und der Frau von Pöllnitz, welche das ganze Vertrauen der Churfürſtin beſaß, unterzeichnet. Die Gräfin von Wartenberg erſchien nun am Hofe und einige Tage darauf reiſ'te die Churfürſtin unter dem Vorwande, die Bäder zu Aachen

gebrauchen zu wollen, mit der Churfürſtin von Hannover, ihrer Mutter, ab. Nachdem beyde Prinzeſſinnen wirklich nach Aachen gegangen und ſich der dortigen Bäder bedient hatten; gingen ſie nach Brüſſel, wo ſie der Churfürſt von Bayern, *) der als Gouverneur der Niederlande ſich daſelbſt aufhielt, ſo empfing, wie es ſeiner Prachtliebe, der beſondern Ehrfurcht, die er beyden Churfürſtinnen ſchuldig war, und der beſondern Achtung, die er dem ſchönen Geſchlechte ſtets erwies, angemeſſen war. Dieſer Fürſt verſprach hier der Churfürſtin von Brandenburg, daß, wenn die Seemächte ihren Gemahl als König anerkennen würden, er ihrem Beyſpiele folgen wolle, ſelbſt auch, wenn der wiener Hof in ſeiner Widerſetzlichkeit beharren ſollte.

Die beyden Churfürſtinnen waren mit der Churfürſtin von Bayern nicht ganz ſo zufrieden, als ſie es mit dem Churfürſten waren. Sie hatte bey nicht gewöhnlichen Rei-

*) Maximilian Emanuel, Vater Kaiſers Karl VII., geſtorben zu München 1728. den 26. Febr. in einem Alter von 64. Jahren.

zen höchſt ſonderbare Launen. Da in Abſicht auf Schönheit die Churfürſtin von Brandenburg ihre Nebenbuhlerin war; ſo vermied ſie es ſorgfältig, öffentlich in ihrer Geſellſchaft zu erſcheinen und ſtellte ſich daher oft krank. Erſtere hatte ſchon Beweiſe von ihren Sonderbarkeiten zu Berlin geſehen, als ſie auf ihrer Reiſe von Polen nach Brüſſel durch dieſe Stadt gekommen war. Allein ſtatt ſich über die wenige Höflichkeit, die ihr dieſe Prinzeſſin erwies, zu ärgern; ſpaßte ſie vielmehr mit dem Churfürſten von Bayern darüber und ſagte einmal zu ihm: „Ohne mir gerade ſchmeicheln zu wollen, „glaube ich doch, ich hätte mich beſſer für Sie „geſchickt, als Ihre jetzige Gemahlin. Sie „lieben das Vergnügen; und ich haſſe es „nicht. Sie ſind galant; und ich bin nicht „eiferſüchtig. Ich würde Ihnen nie Mißmuth und Unzufriedenheit zeigen und ich „glaube wirklich, wir hätten uns ſehr gut „zuſammen vertragen.„

Von Brüſſel reiſ'ten die beyden Prinzeſſinnen hierauf nach dem Haag und von da nach Loo, wo die Churfürſtin von Bran-

denburg den König von England wirklich dahin vermogte, ihren Gemahl als König anzuerkennen: die Churfürſtin von Hannover aber ließ ſich von ihm die Verſicherung geben, daß ſie und ihre proteſtantiſche Nachkommenſchaft zur Erbfolge auf den großbritanniſchen Thron gerufen werden ſollten.

Endlich vermogten die günſtigen Verwendungen der Seemächte und des bayerſchen Hofes den Kaiſer Leopold, zur Annehmung der königlichen Würde ſeine Beyſtimmung zu geben. Allein die Bedingungen, unter denen dieſes geſchahe, waren natürlich gänzlich auf Seiten des öſtreichiſchen Hauſes Es wurde nemlich feſtgeſetzt,

1) daß der neue König ſeine vom deutſchen Reiche abhängigen Staaten nie der Hoheit deſſelben entziehen ſolle.

2) daß er im Churfürſtenkollegium keine andern Vorzüge verlangen ſolle, als die er bereits habe.

3) daß der Kaiſer in ſeinem Schreiben an ihn ihm bloß den churfürſtlichen Titel gebe; daß ſeine Miniſter oder Geſandten zu

Wien aber eben ſo wie die der übrigen gekrönten Häupter angeſehen und behandelt werden ſollten.

4) daß der Churfürſt in Italien 6000 Mann auf ſeine Koſten unterhalten ſolle, wofern der Kaiſer genöthigt ſeyn ſollte, wegen der ſpaniſchen Erbfolge Krieg daſelbſt zu führen, und daß dieſe Truppen vor geſchloſſenem Frieden nicht wieder zurück gerufen werden könnten.

5) Endlich kam man dahin überein, daß die Katholiken zu jeden Zeiten eine Kapelle in Berlin haben ſollten, und zwar ſo, daß ihnen der Gottesdienſt unter keinerley Vorwande wieder könne unterſagt werden.

Dieſer Traktat wurde einige Monate vor dem Tode des Königs von Spanien *) unterzeichnet. Als der franzöſiſche Geſandte, Herr Deſaleurs, **) dem Churfürſten dieſen Todesfall meldete; kündigte er ihm zugleich die Thronbeſteigung des Herzogs von

*) Er ſtarb den 1. November 1700.

**) Nachher Geſandter an der Pforte, Commandeur des St. Ludwigs-Ordens und Generallieutenant.

Anjou an. Allein die neuen Verbindungen, in welchen der Churfürſt jetzt mit dem Kaiſer ſtand, erlaubten ihm nicht, den neuen König von Spanien anzuerkennen. Dagegen weigerte ſich nun Ludwig XIV. die königliche Würde von Preußen anzuerkennen.

Beyde Höfe riefen nun ihre Geſandten zurück. Herr Deſaleurs ging nach Paris; der brandenburgiſche aber, welches damals Herr von Spanheim war, nach England, wo er nach vollzogener Krönung ſeines Herrn den Charakter eines Ambaſſadeurs annahm.

So endigte ſich die ganze Unterhandlung wegen der königlichen Würde, die ſechs bis ſieben Jahre hindurch die ganze Aufmerkſamkeit des Churfürſten auf ſich gezogen hatte. Da ihm an der Beſchleunigung der Krönung ſehr viel lag; ſo wartete er nicht einmal die ſchöne Jahrszeit ab, ſondern reiſ'te ſchon am 17. December nach Königsberg ab. Die eigentliche Ceremonie ging hierauf den 18. Januar 1701. vor ſich. Die Proclamation der Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche war einige Tage vorher,

gegangen. Vier Waffenherolde in blauen ſammtnen Wappenröcken, worauf das königliche preußiſche Wappen geſtickt war, verrichteten dieſelbe. Ihre Pferde waren prächtig geſchmückt; die Decken, welche bis auf die Erde herabhingen, waren von Silberſtoff und mit goldnen Adlern und Kronen gleichſam beſäet. Zwey Pauker und vier und zwanzig Kammertrompeter ritten voraus, und die Bürgermeiſter und Schöppen der Stadt Königsberg folgten ihnen nach. Der erſte Herold las die Proclamation ab, welche alſo lautete:

„Kund und zu wiſſen ſey hiermit Jeder„mann, daß es der göttlichen Vorſehung ge„fallen hat, dieſes ſouveräne Herzogthum „Preußen zu Gunſten des allerdurchlauch„tigſten und großmächtigſten Fürſten Frie„drich, unſers allergnädigſten Beherrſchers, „und der allerdurchlauchtigſten und großmäch„tigſten Prinzeſſin, Sophie Charlotte, „unſerer allergnädigſten Beherrſcherin, zu „einem Königreiche zu erheben. Wir prokla„miren Sie daher hiermit zum Könige und „Königin von Preußen. Ein jeder getreue

Unter-

„Unterthan rufe alſo mit uns aus: Es lebe „Friedrich, unſer allergnädigſter „König! Es lebe Sophie Charlotte, „unſere allergnädigſte Königin!„

Um die Krönungsceremonie noch feyerlicher zu machen, ſtiftete der König, den ich nunmehr immer Friedrich I. nennen werde, den Abend vorher den Schwarzen Adlerorden. Das Ordenszeichen beſteht in einem orangegelben Bande, das von der Linken zur Rechten getragen wird. An den Enden deſſelben hängt ein blau emaillirtes Kreuz in Form eines Maltheſerkreuzes. Auf der linken Seite des Kleides iſt ein Stern geſtickt. Mitten in demſelben ſieht man in einem orangegelben Schilde einen ſchwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und einer Krone auf dem Kopfe, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, und in der Andern einen Donnerkeil haltend. Darüber ſtehen mit goldnen Buchſtaben die Worte: Suum cuique. Einem jeden das Seinige. Den ſchwarzen Adler, wovon dieſer Orden den Namen führt, hat Preuſſen in ſeinem Wappen. Die orangegelbe Farbe des Bandes wurde zum An-

denken der Mutter des Königs gewählt, indem ſie eine Prinzeſſin von Oranien war, daher er auch hernach den König von England, Wilhelm III. mit beerbte. Die Statuten dieſes Ordens ſetzten feſt:

1) Die Zahl der Ritter ſollte nie dreyßig überſchreiten, jedoch ohne Inbegrif der Prinzen vom Geblüte und derer aus andern ſouveränen Häuſern.

2) Die Ritter ſollen ſechzehen Ahnen beweiſen, und verſprechen, gerecht und keuſch zu leben, Wiſſenſchaften und Künſte zu ſchützen, Witwen und Waiſen beyzuſtehen.

Am Tage der Errichtung des Ordens wurden die Ritter im Kabinette des Königs empfangen. Sie hatten ihre gewöhnlichen Kleider an. Allein bey dem zweyten Ritterſchlage im folgenden Jahre erſchienen ſie in ihren Ceremonienkleidern. Dieſe beſtanden in einer Weſte von Goldſtoffe, über welche ſie einen langen engen Rock von himmelblauem Sammet trugen, der bis auf die Hälfte der Füße reichte, und mit incarnat rothem Sammet gefüttert war. Dazu hatten ſie noch einen lan-

gen incarnat rothen ſammetnen Mantel mit einer großen Schleppe, mit Goldmohr gefüttert. Darüber hing die große Ordenskette von maſſiven Golde und blau emaillirt, die wechſelsweiſe aus den zwey Buchſtaben F. R. und den dazwiſchen befindlichen preußiſchen Adlern zuſammengeſetzt iſt. Auf dem Kopfe trugen ſie einen ſchwarzen ſammetnen runden Hut mit großen weißen Federbüſchen geziert. Des Königs Kleidung unterſchied ſich von der der übrigen Ritter bloß durch eine längere Schleppe des Mantels. Aber die Ordensbedienten trugen über ihren gewöhnlichen Kleidern lange Mäntel von incarnatrothem Sammet, mit dem Ordenszeichen am Halſe wie die vom Orden des goldnen Vließes.

Den 18. Januar, als am Salbungstage, ließ ſich der König um 9 Uhr Morgens ankleiden. Der Ober-Kämmerer hing ihm mit Hülfe der Kammerbedienten den Königlichen Mantel um, der aus karmoiſinrothem Sammet beſtand, mit goldgeſtickten Adlern und Kronen beſäet, und mit Hermelin gefüttert und aufgeſchlagen war. Hierauf begab er ſich in einen großen Saal, wo ein Thron errich-

tet war, zu deſſen beyden Seiten auf zweyen ſilbernen Tiſchen die königlichen Ornamente, deren ſich der König und die Königin bedienen ſollten, lagen. Sobald der König ſich auf dem Throne niedergeſetzt hatte; wurden ihm von den vier hohen Reischbeamten ſeine Ornamente knieend überreicht. Er nahm hierauf die Krone und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf das Haupt, ohne daß ihm Jemand dabey half, indem er dadurch andeuten wollte, daß er ſie von keinem Menſchen empfange. Nachdem er ferner den Zepter in die rechte, und den Reichsapfel in die linke Hand genommen hatte; empfing er zuerſt die Huldigung des Kronprinzen, ſeines Sohnes, und der Markgrafen, ſeiner Brüder, die Einer nach dem Andern das Knie vor ihm beugten. Hierauf erhob er ſich, um in das Zimmer der Königin zu gehen. Der Kronprinz und die Markgrafen nebſt den neuen Ordensrittern und den übrigen Herrn, welche die königlichen Ornamente der Königin trugen, gingen voran. Die Königin, die ebenfalls den königlichen Mantel umhatte, erwartete den König am Eingange des Vorzimmers. Sobald ſie den

König erblickte; fiel ſie vor ihm auf die Knie. Er ſetzte ihr hierauf die Krone auf das Haupt, umarmte ſie dann, und hob ſie wieder auf. Sie nahm nunmehr den Zepter und den Reichsapfel, die man ihr überreichte, ſetzte ſich nun mit dem Könige auf einen Thron, und nahm ebenfalls die Huldigung von den Prinzen ein.

Darauf begab ſich der König nebſt ſeiner Gemahlin und dem ganzen Hofe in die Kirche, welches mit aller nur erſinnlichen Pracht geſchahe. Der König, dem der Ober-Kämmerer die Schleppe des Königlichen Mantels nachtrug, ging unter einem Thronhimmel von Goldſtoffe, auf welchen goldne Adler und Kronen geſtickt waren. Die Königin folgte ihm unter einem ähnlichen Himmel, und wurde von den Markgrafen Albrecht und Chriſtian, den Brüdern des Königs, geführt. Die Schleppe ihres königlichen Mantels trug die Herzogin von Holſtein, nebſt den Fräulein von Steenland und von Bülau, wovon Jene wirkliche Hofdame war, dieſe aber die Anwartſchaft auf dieſe Stelle hatte. Der Herzog von Hol-

ſtein vertrat die Stelle eines Oberhofmeiſters der Königin. Seine Tochter, die Prinzeſſin von Holſtein, ging unmittelbar hinter der Königin her, und dann folgten die übrigen Schloß- und andere adliche Damen.

An der Kirchthür wurde der König und die Königin von zweyen ſo eben erſt ernannten Biſchöfen*) empfangen. Sie waren in langen violett ſammetnen Kleidern, nach Art der engliſchen Biſchöfe, gekleidet, und hatten ſechs Prediger, drey reformirte und drey lutheriſche, zu Aſſiſtenten. Sie führten ſie Beyde auf die Throne, die zu beyden Seiten des Altars errichtet worden waren. Denn wenn gleich die Reformirten in ihren Kirchen keine Altäre haben; ſo hatte doch der König zu dieſer Ceremonie Einen errichten, und mit einem prächtigen Crucifix verſehen laſſen, um zu zeigen, daß er zwiſchen den beyden

*) Der erſte war der reformirte Oberhofprediger Urſinus. Der König erhob ihn nachher in den Adelſtand, und verwandelte ſeinen lateiniſchen Namen in den deutſchen von Bär. Der zweyte war der lutheriſche Oberhofprediger, Doctor von Sanden.

proteſtantiſchen Kirchen keinen Unterſchied mache.

Ich werde dieſe große Ceremonie nicht ſo ganz umſtändlich beſchreiben; ſondern nur anführen, daß König und Königin die Communion empfingen, und zwar ſo, daß der reformirte Biſchof ihnen das Brodt, der Lutheriſche aber den Kelch reichte. Hierauf wurden ſie eingeſegnet, um die Salbung zu empfangen. Sie legten ihre Kronen zu den Füßen des Altars, und ſetzten ſie ſich nach der Salbung wieder auf das Haupt, ohne daß ein Anderer ſie anrührte. Darauf ſchwur der König, über der Beobachtung des Duellmandats zu halten. Uebrigens ging es bey dieſer Ceremonie gerade ſo zu, wie bey der Salbung der Könige von England, ausgenommen, daß kein Kämpfer auftrat, und den Fehdehandſchuh auswarf. Sonſt ließ man auch einen Ochſen braten, und künſtliche Springbrunnen bauen, aus welchen Wein für das Volk floß.

Als der König und die Königin die Kirche wieder verließen; warf ein Waffenherold für 10,000 Thaler goldne und ſilberne Medaillen

unter das Volk, auf deren einen Seite die königlichen Bruſtbilder mit den Worten: Fridericus et Sophia Charlotta, Rex et Regina, auf der Andern aber eine Krone mit den Worten: Prima meae gentis, ſtanden. Die Feſte, die der König anſtellte, ſo wie die öffentlichen Freudenbezeugungen in Königsberg und in allen den übrigen preußiſchen Staaten, übergehe ich hier mit Stillſchweigen.

Um zehen Uhr Abends fuhr der König und die Königin in einem prächtigen Staatswagen herum, um die Illumination zu beſehen. Vor dem Wagen ritten Pauker und Trompeter, ingleichen Hof-Kavaliere, her. Die Garde du Corps formirte den Marſch. Ueberall ſahe man Triumphbogen, Sinnbilder und Deviſen. Ueberall blickte Freude hervor, welches einem Fürſten, dem die Liebe ſeines Volkes nicht gleichgültig war, nicht anders als angenehm ſeyn konnte. Der König wollte, daß dieſer Tag auch der Nachkommenſchaft heilig ſeyn ſollte, und verordnete daher, daß derſelbe in Zukunft eben ſo wie die hohen Feſte gefeyert, und Gott für die Gnade, mit

welcher er ihn überhäuft habe, Dankopfer gebracht werden ſollten.

Am folgenden Morgen nahmen der König und die Königin von den fremden Geſandten, den Ständen des Reichs und allen Collegien die Glückwünſche an. Uebrigens ſahe man die ganze Zeit über, da der Hof ſich in Königsberg aufhielt, nichts als Freudenfeſte und Luſtbarkeiten.

Der König von Polen war Einer der Erſten, der dem neuen Könige ſeinen Glückwunſch abſtatten ließ. Er ſchickte in dieſer Abſicht den Kronoberſchenken, Grafen von Tobiansky, in der Eigenſchaft eines Ambaſſadeur an ihn. Dieſer Miniſter aber kam bloß im Namen ſeines Königes, nicht der Republik, welche die Erhebung des Herzogthums Preuſſen zu einem Königreiche nicht anerkennen wollte, und es auch bis jetzt noch nicht gethan hat.

Der Pabſt und der deutſche Orden proteſtirten laut gegen dieſe neue Würde. Der Erſtere wendete ſich an den Kaiſer und den König von Frankreich; der Zweyte aber

brachte ſeine Klagen vor alle katholiſche Chur- fürſten und Fürſten des deutſchen Reichs. Allein man ließ Beyde ſchreyen, wie ſie woll- ten; denn Friedrich I. wurde deswegen doch von allen Mächten, die nicht in Frank- reichs Intereſſe verwickelt waren, als wirk- licher König anerkannt.

Die Abreiſe von Königsberg nach Berlin ward endlich auf den 8. März feſt- geſetzt. Da der König bey ſeiner Ankunft kei- nen öffentlichen Einzug gehalten hatte; ſo hielt er jetzt einen Auszug, der ganz ſeiner neuen Würde entſprach. Die Stadt hatte wieder verſchiedene Triumphbogen errichten laſſen: Die Straßen waren tapezirt. Der König ritt; zu beyden Seiten gingen zwey Stallmeiſter. Sein Kleid war von karmoi- ſinrothem mit Gold geſtickten Sammet mit diamantnen Knöpfen, und mit Hermelin ge- füttert. Am Hute hatte er eine Schleife und ein Cordon von Diamanten. Das Geſchirr ſeines Pferdes war ebenfalls ſehr prächtig. Das Gebiß, die Steigbügel, und alle Ver- zierungen des Zaumes waren von maſſivem Golde; die Schabracke aber von Sammet,

mit Golde geſtickt, und mit Diamanten be-
ſetzt. Die Königin folgte hierauf in einem
prächtigen Staatswagen nach. Sie ſaß al-
lein im Fond; rückwärts aber die Herzogin
von Kurland, die Schweſter des Königs,
die mit ihrem Sohne, dem jungen Herzoge,
ausdrücklich von Mitau dahin gekommen
war, um der Salbungsceremonie beyzuwoh-
nen. Die Schloßdamen, nebſt den übrigen
Damen vom hohen Adel, folgten darauf in
andern Wagen, und die Garde du Corps
ſchloß endlich den Zug. In dieſer Ordnung
ging es fort bis ungefehr eine Viertelmeile
von der Stadt, wo der König und die Köni-
gin die Complimente der Magiſtratsperſonen
und Schöppen im Wagen annahmen. Der
erſte Bürgermeiſter führte das Wort mit ent-
blößtem Haupte und einem Knie auf die Erde.
Darauf ſtiegen ſie aus, begaben ſich unter ein
großes Zelt, wo ſie von dem ganzen Adel und
den ſämmtlichen Ständen des Königreichs die
Beweiſe der Ehrfurcht einnahmen. Nach
Endigung dieſer Ceremonie ſtiegen ſie in ihre
Reiſewagen und fuhren durch ein anderes
Thor wieder nach Königsberg zurück.

Hier blieben ſie die Nacht über, und traten den folgenden Morgen ihre Rückreiſe nach Berlin an. Sie waren genöthigt, ihren Weg über Danzig zu nehmen, weil die Eisſchollen die Ueberfahrt über die Weichſel an jedem andern Orte unmöglich machten. Als ſie auf dem Danziger Gebiete angekommen waren; fanden ſie ſchon Deputirte aus der Stadt, welche im Namen des Magiſtrats um die Erlaubniß anſuchten, einen feyerlichen Einzug veranſtalten zu dürfen. Der König dankte aber dafür, weil er der Stadt keine Unkoſten verurſachen wollte. Als ſie indeſſen noch etwa eine Meile von der Stadt entfernt waren; kamen zwey Bürgermeiſter, vier Rathsherren und der Syndicus, von den ſchönſten jungen Leuten zu Pferde begleitet, und becomplimentirten den König mit ſeiner Gemahlin. Der erſte Bürgermeiſter machte die Honneurs in einem Hauſe, das den Tempel des Ruhms vorſtellte, und das die Danziger ausdrücklich in einer Vorſtadt, wo der König übernachten wollte, hatten errichten laſſen. Die Stadt gab ihnen hierauf eine prächtige Collation nebſt einer ſchönen Muſik.

In verſchiedenen andern Zimmern waren meh⸗rere Tafeln für die Herren und Damen des Hofes gedeckt.

Am folgenden Morgen fand der König an dem Orte der Ueberfahrt über die Weichſel vier und zwanzig Jünglinge und eben ſo viele junge Mädchen in ſammetnen und atlaſſenen Matroſenkleidern, welche Körbe mit Fiſchen, Früchten, Blumen und Confituren überreich⸗ten. Sie gingen hierauf vor dem königlichen Wagen vorauf, und begleiteten ihn durch Danzig hindurch bis zur Stadt hinaus un⸗ter dem Donner der Kanonen, und dem Klange muſikaliſcher Inſtrumente. Der Kö⸗nig beurlaubte ſie, als er aus den Vorſtädten hinausfuhr, und beſchenkte jeden Deputirten der Stadt mit einer goldenen Kette, an wel⸗cher ſein Bildniß en Medaille hing. Der übrige Theil des Weges wurde mit großer Schnelligkeit gemacht. Der König kam den 17. März zu Potsdam und die Königin zu Lietzenburg, jetzt Charlottenburg, an. Hier blieben ſie ſo lange, bis in Ber⸗lin Alles in Bereitſchaft geſetzt war, ſie zu empfangen. Sie hielten endlich den 6. May

ihren Einzug in die Hauptſtadt. Ich ſage kein Wort davon. Dieſe Einzüge ſind ſchon ſo oft beſchrieben worden, und werden gewiß ſo wenig nachgeahmt werden, daß es ſich der Mühe nicht verlohnt, ſie zu beſchreiben.

Nach dem Einzuge beſuchte der König ſeine Luſtſchlöſſer; die Königin aber ging wieder nach Lietzenburg, und blieb den ganzen Sommer daſelbſt. Ihr Hof war ſehr glänzend. Italieniſche Opera, franzöſiſche Komödie, Bälle, Spiel und Promenaden wechſelten ſtets mit einander ab. Das Fräulein von Pöllnitz, Dame d' Atour der Königin, war Directrice des plaiſirs. Da ſie das Talent der Erfindung beſaß; gab ſie oft neue Ergötzlichkeiten an. Die Königin beehrte ſie daher mit ihrem Vertrauen, das ſie auch gewiß durch ihre Anhänglichkeit an dieſe Prinzeſſin, ſo wie durch ihre übrigen Eigenſchaften, verdiente. Sie beſaß eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, viel Gegenwart des Geiſtes, ein aufgewecktes Temperament, und vielleicht mehr Kenntniſſe, als das gemeine Vorurtheil der Männer dem weiblichen Geſchlechte zugeſtehen will. Sie

hatte indeſſen eine Nebenbuhlerin an dem Fräulein von Bülau, Oberhofmeiſterin oder Hofdame der Königin. Man konnte von dieſen beyden Damen ſagen, daß ſie den Zauber der Worte eben ſo ſehr in ihrer Gewalt hatten, wie der Kardinal von Richelieu und der Marſchall d'Ancre in Frankreich.

Die Markgräfin Philipp, die verwitwete Herzogin von Kurland, Schweſter des Königs, nebſt ihrer Stieftochter, der Prinzeſſin Marie*) und die Prinzeſſinnen von Hohenzollern, Mutter und Tochter,**) trugen durch ihre Schönheit, Artigkeit und Geiſtestalente das Ihrige dazu bei, den Hof der Königin noch glänzender zu machen. 1701.

*) Marie Dorothee, Prinzeſſin von Kurland, Tochter des Herzogs Friedrich Caſimir aus der erſten Ehe. Sie ward in der Folge mit dem Markgraf Albrecht, zweytem Bruder des Königs, vermählt.

**) Die Prinzeſſin von Hohenzollern, Mutter, war eine Schweſter des Grafen von Zinzendorf, Miniſters und Kanzlers am Hofe Kaiſers Karl VI.

Der Kronprinz hielt ſich gewöhnlich in Berlin auf, und machte der Königin zwey Male in der Woche ſeine Aufwartung. Er errichtete zwey Kadettencompagnien, unter welchen ſich der ganze junge Adel ſowohl vom Hofe als aus der Stadt befand. Die Erſte kommandirte er ſelbſt, die Zweyte aber der junge Herzog von Kurland, ein ſehr liebenswürdiger Prinz. Ein Jeder hatte ſeine Tage, an welchen er exerciren ließ, und ſeine beſondere Uniform. Dieſe militäriſchen Spielereyen kann man als den Grund zu der Neigung betrachten, die dieſer Prinz hernach als König ſtets für die Mannszucht zeigte. Seine Strenge wurde zwar von Perſonen, die ſeine Abſichten nicht durchſchaueten, getadelt; allein ſie eben ſetzte ſeinen Sohn Friedrich II. in den Stand, ſeine großen Plane zu entwerfen und auszuführen.

Die Königin ging in ihrer Gefälligkeit gegen ihren Sohn ſo weit, daß ſie zuweilen den militäriſchen Uebungen, die er mit ſeinen Kadetten anſtellte, beywohnte. Weil ſie aber ſehr wünſchte, ihn von ſeiner zu großen Anhänglichkeit ans Militär abzuziehen, und ihm

ihm Geſchmack an feiner Lebensart und an den Wiſſenſchaften einzuflößen; ſo mußte er oft in ihrer Gegenwart Bücher leſen, die fähig waren, ſeinen Geiſt zu bilden. Auch mußte er zuweilen Ballette tanzen, und Comödien vorſtellen. Allein der Prinz benahm ſich dabey auf eine Art, daß man wohl ſahe, daß er Alles dieſes mehr aus Gehorſam als aus Geſchmack that.

Während die Königin ſo viel Sorgfalt als möglich auf die Erziehung ihres Prinzen wendete; hatte der König eine Akademie der Wiſſenſchaften nach dem ihm vom berühmten Leibnitz entworfenen Plane geſtiftet. Leibnitz wurde unter der Protection des Staatsminiſters, von Printz, Präſident derſelben. Schon im Jahre 1667. war der Churfürſt Friedrich Wilhelm mit dem Gedanken, eine ſolche Akademie zu errichten, umgegangen. Allein die Kriege, die dieſer Fürſt zu führen hatte, erlaubten ihm nicht, einen für eine ſo lobenswürdige Anſtalt zulänglichen Fond anzuweiſen. Friedrich I. dem es vorbehalten war, die Entwürfe ſeines Vaters auszuführen, wies derſelben die rei=

nen Einkünfte, welche der Verkauf der Kalender jährlich gewähren würde, zum Fond an. Zu den Sitzungen räumte er ihnen einige Zimmer oberhalb des kleinen Marſtalls auf der Neuſtadt ein, und ließ eine Sternwarte, die er mit allen erforderlichen Werkzeugen verſehen ließ, erbauen. Die Akademie war in vier Claſſen getheilt. Die Erſte umfaßte die Phyſik, Arzneygelahrtheit und Chemie; die Zweyte hatte die Mathematik, Aſtronomie und Mechanik zum Zweck; die Dritte ſollte ſich mit der deutſchen Sprache und Geſchichte beſchäftigen, die Vierte aber mit den ſchönen Wiſſenſchaften und den orientaliſchen Sprachen, deren Kenntniß zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens nützlich ſeyn könnte.

In eben dieſem Jahre ließ Friedrich I. die vorzüglichſten Statuen Italiens in Abgüſſen kommen, und ſchenkte ſie der Akademie der Künſte, die er ſchon im J. 1696. unter der Direction ſeines erſten Hofmahlers Werner errichtet hatte. Dieſem folgte nach ſeinem Tode in der Direction Auguſt Terweſten. Darauf führten dieſelbe nach einander Schlüter, erſter Baumeiſter, Michael

Probener, Wilhelm Heinrich van Roye und Samuel Gerike. Die Akademie war unter dieſen Männern zu einem Glanze emporgekommen, der uns Ehre gemacht haben würde, wenn ſie unter der folgenden Regierung nicht wieder in Verfall gerathen wäre.

Die Vergnügungen und der Friede, die bey Hofe herrſchten, wurden aufeinmal durch den Antheil unterbrochen, den ganz Europa an den Streitigkeiten, welche ſich zwiſchen den Häuſern Oeſtreich und Bourbon wegen der ſpaniſchen Monarchie erhoben hatten, zu nehmen anfingen. Philipp, Herzog von Anjou, hatte ſich, wie ich ſchon geſagt habe, in den Beſitz dieſes Reiches geſetzt, indem ihm daſſelbe durch das Teſtament des letzten Königs Karls II. zugetheilt worden war.

Der Kaiſer Leopold, als das Haupt des öſtreichiſchen Hauſes, machte ihm dieſes Erbfolgerecht ſtreitig. Sein Widerſpruch gründete ſich auf die Verzichtleiſtung der Königinnen von Frankreich, Anne von Oeſtreich, und Marie Thereſe. Da-

bey behauptete er noch, daß Karl II. kein Recht gehabt habe, zum Nachtheil der männlichen Verwandten ſeines Hauſes ein Teſtament zu machen. Beynahe ganz Europa, das über die zu große Macht Frankreichs unruhig zu werden anfing, ſchlug ſich auf die Seite des Kaiſers, der ſeine Anſprüche auf Spanien ſeinem zweiten Sohne, dem Erzherzoge Karl abgetreten hatte. Es lag den allermeiſten Mächten allerdings ſehr viel daran, daß die ſpaniſche und franzöſiſche Monarchie nicht dereinſt mit einander vereinigt werden mögte: Und dann hatten einige Staaten noch beſondere Gründe, Ludwig XIV. zu bekriegen.

Der König Wilhelm hatte noch bey Lebzeiten Karls II. lange Zeit an einem Theilungstraktate gearbeitet, und Ludwig XIV. hatte ſeine Einwilligung dazu zu geben geſchienen. Da nun das Teſtament des Königs von Spanien dieſen ganzen Entwurf veränderte; ſo wurde dadurch Wilhelms III. Politik verrückt. Glücklicherweiſe erkannte Ludwig XIV. damals den Sohn des unglücklichen Jakob II. der zu St. Germain

geſtorben war, als König von Großbritan- nien an. Ob nun gleich dieſer Schritt für den wirklichen Beſitzer dieſer Krone von gar keiner Erheblichkeit war; ſo fingen doch die Engländer an, darüber zu ſchreyen, indem ſie ſtets Alles, was einen Bruch mit Frankreich zu verurſachen fähig iſt, begierig ergreifen. Wilhelm, der jetzt im Grunde kein Anſehen mehr als an der Spitze ſeiner Armeen hatte, hütete ſich daher wohl, eine Gelegenheit vorbeygehen zu laſſen, wo er unter dem Vorwande, Europens Freyheit aufrecht zu erhalten, ſich auf einmal der engliſchen Nation gefällig machen, dabey England, wo ſeine Geſundheit ſo ſchwach als ſein Anſehen war, verlaſſen, und zugleicher Zeit ſeinen Ehrgeiz, ſeine Eiferſucht und vielleicht auch ſeinen Haß gegen Ludwig XIV. befriedigen konnte.

Die Holländer richteten ſich ganz nach den Wünſchen des Königs von England, der mehr ihr Monarch als ihr Statthalter war. Er brachte ihnen die Gefahr wieder ins Gedächtniß, in die ſie Frankreich im Jahre 1672. verſetzt hatte. Die Wunde war noch

nicht ganz wieder zugeheilt. Es wurde ihm alſo leicht, ſie in das Intereſſe des Kaiſers zu ziehen, das man nun zu einer gemeinſchaftlichen Sache zu machen ſuchte.

Der neue König von Preuſſen war mit den Seemächten ſo genau verbunden, und hatte ſich mit Leopold in ſo enge Verbindungen eingelaſſen, daß er ſich nothwendig für das Haus Oeſtreich erklären mußte. Ueberdem war es auch damals in Deutſchland ſo allgemein Mode, antifranzöſiſch geſinnt zu ſeyn, daß die Miniſter geglaubt haben würden, ihre Herren zu verrathen, wenn ſie ihnen nicht gerathen hätten, ſich zur Widerparthey zu ſchlagen.

Der König von Dänemark und die deutſchen Mächte fanden zu große Vortheile in den Subſidien, die ſie von den Seemächten zogen, als daß ſie ihnen untreu werden ſollten. Ueberdem waren die Meiſten dieſer Fürſten gewohnt, den Ideen des wiener Hofes zu folgen, welcher in allen ſeinen Diplomen und Dekreten von den geringſten, dem Durchlauchtigen Hauſe Oeſtreich erwieſenen

Dienſten zu ſprechen affektirte. Dieſe Dienſte allein waren es, die den jüngern Prinzen Regimenter und Gouvernements, und den Miniſtern und Räthen Ehrenſtellen und Titel verſchaften; daher dieſe oft dem wiener Hofe mehr als ihren eigentlichen Herren zugethan waren. Auf die Art ſchien das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich von dem Intereſſe des deutſchen Reichs ganz unzertrennlich zu ſeyn. Das Haus Bayern war unterdeſſen von der Unzertrennlichkeit dieſer beyden Intereſſe nicht ſo überzeugt. Es hielt es dem Beſten des Reichs gar nicht für zuträglich, wenn ein Sohn des Kaiſers auf den ſpaniſchen Thron käme. Es erklärte ſich daher, da es noch dazu durch Bande des Bluts mit dem Herzoge von Anjou verbunden war, geradezu für dieſen Prinzen. Der allerchriſtlichſte König verſprach dagegen dem Churfürſten von Bayern, ihn zum Könige von Schwaben zu machen.

Frankreich ſahe ſich indeſſen von allen Seiten her mit Angriffen bedrohet; als der Tod plötzlich den König Wilhelm III. über-

1702. raſchte. *) Wider alle Erwartung änderte dieſe Begebenheit in dem politiſchen Syſteme Europens nicht das Geringſte. Seine Nachfolgerin, die Prinzeſſin von Dänemark, eine Tochter Jakobs III. befolgte alle von ihm entworfene Plane, und erneuerte alle die Bündniſſe, welche dieſer Fürſt geſchloſſen hatte, beſonders das mit den Holländern und dem Könige Friedrich I. der ſich anheiſchig machte, 20,000 Mann in die Niederlande marſchieren zu laſſen, und 6000 nach Italien zu ſchicken.

Da der König Wilhelm der letzte Prinz aus dem Naſſauiſchen Hauſe von der oraniſchen Linie war; ſo wurde Friedrich I. der mit ihm Geſchwiſterkind war, der Erbe der Güter und Domainen, welche nicht von der Krone Großbritannien abhingen, oder welche das alte Erbgut des naſſauiſchen Hauſes ausmachten. Allein der junge Prinz von Naſſau, Erbſtatthalter von Friesland, machte ihm dieſelbe ſtreitig. Denn ob er gleich einen Grad weiter als Friedrich I.

*) Er ſtarb zu Kenſington den 19. März, gerade da er ſich anſchickte, übers Meer zu ſegeln.

mit Wilhelm III. verwandt war; ſo war er doch vom Hauſe, und hatte das Teſtament des Verſtorbenen für ſich, vermöge deſſen er zum Univerſalerben eingeſetzt war. Der König verwarf aber das Teſtament und behauptete, es ſey der Anordnung des Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich, geradezu entgegen. Denn dieſer Prinz, der einen Sohn und vier Töchter gehabt, habe feſtgeſetzt, daß in Ermangelung männlicher Deſcendenten, ſeine Töchter und deren Nachkommen nach der Ordnung ihrer Geburt ſeine Domainen erben ſollten. Nun war die Mutter Friedrichs I. die älteſte Tochter geweſen: folglich verlangte er kraft des Teſtaments ſeines mütterlichen Großvaters die ganze Erbſchaft. Da die Generalſtaaten, welche der König von England zu Teſtamentsexecutoren ernannt hatte, und in deren Gebiete ein Theil der Domainen, woraus die Erbſchaft beſtand, gelegen war, Umſtände machten, die Gültigkeit der Anſprüche des Königs anzuerkennen; ſo faßte er den Entſchluß, ſelbſt nach Holland zu reiſen. Als er zu Weſel angekommen war; ſchickten ihm die Staa

ten vier Perſonen aus ihrem Mittel entgegen, um ihn von ſeiner Reiſe nach dem Haag abzubringen. Sie ließen ihm vorſtellen, daß, da ſie die Vormundſchaft über den jungen Prinzen von Naſſau führten, und Executoren des Teſtaments wären, ſie Nichts an den Anordnungen des verſtorbenen Königs von England ändern könnten. Sie ließen ihn zugleich erſuchen, es zu genehmigen, daß bis zur Volljährigkeit ihres Mündels Alles in ſtatu quo bleibe. Der König war mit dieſen Vorſtellungen ganz und gar nicht zufrieden, und ſetzte daher ſeine Reiſe fort.

Als er nach dem Haag gekommen war; drohete er, vom großen Bunde abzutreten, und zeigte ſo viel Entſchloſſenheit, von ſeinen Anſprüchen nicht abzuſtehen, daß die Staaten in einen vorläufigen Vergleich willigten, vermöge deſſen der König von einem Theile der Erbſchaft Beſitz nahm, jedoch unbeſchadet den Rechten des Prinzen von Naſſau, der eben ſo wie der König den Titel eines Fürſten von Oranien angenommen hatte, während das Fürſtenthum ſelbſt in den Händen Ludwigs XIV. war. Dieſer Monarch

hatte ſich deſſelben bemächtigt, ſo bald ihm der König Wilhelm den Krieg erklärt hatte. Nach dem Tode dieſes Fürſten aber hatte er es dem Prinzen von Conti übergeben, der ein Erbe des Hauſes Chalons war. Allein er trat bald ſeine Rechte dem allerchriſtlichſten Könige ab, der nun die proteſtantiſche Religion im Lande ausrottete, und den Bekennern derſelben drey Monate geſtattete, um ihre Effekten zu verkaufen, und aus dem Reiche wandern zu können. Auch von Dieſen kamen Viele nach Berlin; unter Andern auch beynahe alle Diejenigen, welche den oberſten Gerichtshof in dieſer Provinz ausgemacht hatten. Der König unterſtützte ſie nach ſeiner angebohrnen Güte ſo viel als möglich, und ließ im ganzen Lande eine allgemeine Collecte für die Aermern anſtellen.

Kurze Zeit nach der Rückkunft des Königs aus Holland gingen große Veränderungen bey Hofe vor. Der Feld-Marſchall von Barfuß, der ſeit dem Falle des Oberpräſidenten von Danckelmann die ganze Beſorgung der Geſchäfte gehabt hatte, fiel nun

auch in Ungnade, nur mit dem Unterſchiede, daß er mit der Verweiſung auf ſeine Güter davon kam, und 12,000 Thaler Penſion behielt. Der Oberkämmerer, Graf von Wartenberg beſorgte nun die Geſchäfte allein, und hatte dabey eine Gewalt, die ganz mit der Macht der alten Majorn Domus unter den fränkiſchen Königen des erſten Geſchlechts verglichen werden konnte. Da er zu mächtig war, um nicht gehaßt zu werden; ſo entſpann ſich eine Kabale gegen ihn, deren vornehmſte Glieder die Opfer ihres Entwurfes wurden. Die Grafen von Dohna, der Obermarſchall, Graf von Lottum, der Generalcommiſſarius, Graf von Dönhof und der Hofmarſchall, Herr von Wenſen waren die Häupter derſelben. Die Königin nebſt den Brüdern des Königs unterſtützten ſie, indem ſie dieſen Günſtling eben ſo ſehr, als Diejenigen, die ſeinen Sturz beſchloſſen hatten, haßten.

Unter allen den Häuptern der Kabale war der Herr von Wenſen der Unternehmendſte; beſaß aber die wenigſte Geſchicklichkeit, eine ſolche Intrigue zu leiten. Dennoch er-

wählte man ihn, um die erſte Mine anzule-
gen. Der Graf Otto von Dönhof ſagte
bey dieſer Gelegenheit im Scherze, man müſ-
ſe dem Glücke einen Ochſen opfern. Der
Herr von Wenſen war aus dem Zelliſchen
gebürtig, und verdankte ſein Glück der Frau
des Oberkämmerers, die es zu veranſtalten
wußte, daß er meine Mutter heirathete, wel-
che damals die reichſte Witwe in den preußi-
ſchen Staaten war. Er war von der Gnade,
die ihm der König erwies, ſo verblendet, daß
er glaubte, er würde unter den Günſtlingen
die erſte Rolle ſpielen können. Dies blähete
ſeine Eitelkeit außerordentlich auf, und er bil-
dete ſich nun ein, daß Nichts über ihn ginge.
Er nahm daher auch die Wahl der Kabale als
eine große Ehre auf, und vergaß nun auf ein-
mal alle die Verbindlichkeiten, die er dem Gra-
fen von Wartenberg ſchuldig war, und
überließ ſich nun ganz den Feinden deſ-
ſelben.

Obgleich dieſer Premier-Miniſter die gan-
ze Gnade und Gunſt ſeines Herrn beſaß; ſo
war er deswegen doch auch ſeiner üblen Laune
ausgeſetzt. Der König beklagte ſich öfters

über ihn gegen die Günſtlinge vom zweyten Range. Indem er ſich nun auch einſt gegen den Herrn von Wenſen einige Unzufriedenheit mit demſelben merken ließ; glaubte dieſer den günſtigen Augenblick gefunden zu haben, um ſeiner Parthey zu dienen. Er ſagte alſo zu dem Könige, daß Jedermann ſich über die außerordentliche Gnade wundere, womit der König einen Miniſter überhäufe, der ſeine Macht täglich mißbrauche, um das Volk unter die Füße zu treten, und Ungerechtigkeiten gegen die treueſten Diener des Königs zu begehen. Er fügte noch hinzu, daß die Räubereyen des Miniſters überaus beträchtlich wären, und daß er alle ſeine Schätze heimlich nach der Pfalz fortſchaffen laſſe, wo er große Güter dafür kaufe; daß ſeine Frau ihrerſeits große Summen nach England ſchicke, während weder ſie ſelbſt noch ihr Mann die geringſte Ausgabe im Lande machten, da ſie bey Hofe wohnten, und in Allem frey gehalten würden, welches ſich auch auf eine anſehnliche Summe belaufe; denn er könne aus den Rechnungen des Küchenſchreibers beweiſen, daß ihre Tafel allein mehr koſte, als die

des Königs ſelbſt. "Ich weiß recht gut, ſetzte „er noch hinzu, daß ich verlohren bin, wenn „der Oberkämmerer erfährt, was ich Ew. Ma„jeſtät jetzt zu ſagen mich erkühne. Allein, „wenn ich länger ſchwiege; würde ich wider „meine Pflicht zu handeln glauben. Ich bin „übrigens erbötig, Alles was ich geſagt habe, „zu beweiſen." Da der König ihm ſehr aufmerkſam zugehört hatte, hielt der Herr von Wenſen den Oberkämmerer ſchon für verlohren. Allein er bedachte nicht, daß ein Fürſt, der ſich über ſeinen Günſtling beklagt, nicht immer zugleich geſtimmt iſt, die üblen Eindrücke anzunehmen, die man ihm von demſelben beyzubringen ſucht. Er ſtattete daher ſogleich der Kabale von dem glücklichen Erfolge ſeines Unternehmens Bericht ab. Aber kaum hatte er das Zimmer des Königs verlaſſen; ſo trat der Oberkämmerer hinein. Der König erzählte ihm ſogleich die ganze Unterredung, die er mit dem Hofmarſchall gehabt hatte, und erklärte ihm zugleich, daß er von Allem Dem, was ihm derſelbe geſagt habe, Nichts glaube, und daß er wohl ſehe,

er ſey ein boshafter Menſch, der ihm nur Argwohn gegen ſeine getreueſten Diener einzuflößen ſuche. So ſehr indeſſen die Erzählung des Königs den Oberkämmerer innerlich kränkte und aufbrachte; ſo ließ er doch eine außerordentliche Mäßigung blicken, und antwortete bloß, daß, da er ſich gegen die Anklagen ſeiner Feinde dadurch, daß der König ſo wenig daraus mache, hinlänglich gerechtfertigt glaube, er den König bitte, auf dieſe Leute weiter nicht böſe zu ſeyn. Er ſeinerſeits verzeihe ihnen von ganzem Herzen, da ihm das Zeugniß ſeines guten Gewiſſens gnug ſey. Uebrigens wiſſe er nur zu gut, daß, ſo lange er das Glück haben würde, der Gnade Sr. Majeſtät zu genießen, er dem Haſſe und dem Neide der Hofleute ausgeſetzt ſeyn würde.

Die Mäßigung des Oberkämmerers rührte den König. Er erklärte ihm daher, daß er ihn auf einmal von allen denen, die nicht müde würden, ihn zu verläumden, befreyen wolle. Wirklich unterließ er auch nicht, ſein Verſprechen zu erfüllen. Er reiſte den folgenden Morgen nach Goltz, einem Jagdhauſe

hauſe zehen Meilen von Berlin. Als er ſich hier zu Tiſche ſetzte; bemerkte er, daß ſein Brodt nicht ausgebacken ſey. Er bezeigte daher ſeinen Unwillen darüber gegen den Hrn. von Wenſen, der als Hofmarſchall über Alles, was die Küche anging, die Direction hatte. Der Hr. von Wenſen ſagte darauf, der Küchenwagen ſey unterweges zerbrochen und habe daher nicht zur rechten Zeit ankommen können. Dies ſey die wahre Urſach, daß das Brodt nicht ausgebacken ſey. Der König antwortete ihm aber mit einer ziemlich zornigen Miene, er ſey es überdrüßig, ſich weiter ſchlecht bedienen zu laſſen und er verlange, daß ein Jeder ſeine Pflicht gehörig erfülle. Zu gleicher Zeit warf er ihm ſeine Serviette vor die Füße. Der Hr. von Wenſen brachte ihm eine Andere, die der König aber wie die Vorige wegwarf. Darauf befahl er ihm, ſich zu entfernen und nie wieder vor ihm zu erſcheinen. Der Hofmarſchall gehorchte. Kaum war er zu Hauſe angelangt; als ein Officier von der Garde du Corps, Namens

Brihou, ihm ankündigte, daß er Befehl habe, ihn nach Cüſtrin zu führen. Er mußte noch in der nemlichen Stunde mit fort. Sobald er daſelbſt angekommen war; wurde er in ein Gefängniß gebracht und wie ein Staatsgefangner behandelt.

Während er nach Cüſtrin gebracht wurde; erhielten zwey Hofräthe Befehl, alle ſeine Effekten zu Berlin zu verſiegeln. Zugleich wurde der Frau von Wenſen verboten, bey Hofe zu erſcheinen und Vorbitte für ihren Mann einzulegen. Die Grafen von Dohna und von Dönhof wurden auf ihre Güter nach Preußen verwieſen, und die Meiſten ihrer Subalternen in Verhaft genommen oder verbannt. Der Obermarſchall Graf von Lottum kam allein mit Ehren aus der Sache. Man nahm ihm zwar ſeine Stelle; gab ihm aber dafür das Commando über die Truppen in Flandern. So ward die Kabale zerſtreuet, die den Premierminiſter ſtürzen ſollte, aber ihn im Gegentheil noch weit mächtiger machte, als er

je geweſen war, ſo daß der ganze Hof ſich genöthigt ſahe, ſich unter ihm zu beugen.

Ob ich gleich noch ſehr jung war, da alles dieſes vorging, hatte ich doch oft die Ehre, der Königin meine Aufwartung zu machen. Dieſe Prinzeſſin hatte für meine ganze Familie ſo viel Güte, daß das Andenken daran nie in meiner Seele erlöſchen wird. Da ihr die Gefangenſchaft des Hrn. von Wenſen zu Herzen ging; ſo wünſchte ſie außerordentlich, ihm nützlich ſeyn zu können. Allein alle diejenigen, welche ihr zugethan waren, waren in Ungnade gefallen und ihren eignen Kredit wollte ſie nicht gern aufs Spiel ſetzen. Es blieb daher meiner Mutter keine andere Hülfsquelle übrig, als daß ſie durch mich für ihren Mann bitten ließ. Ich ſprach den König deswegen zu Lietzenburg, wohin er zu einem Beſuche bey der Königin gekommen war. Er hörte mich gnädig an und ſagte mir, daß er in Rückſicht meiner Mutter meinem Stiefvater die Freyheit ſchenken wolle. Indeſſen wußte es der Günſtling des Königs ſo einzurichten, daß derſelbe noch

drey Monate zu Cüſtrin blieb. Er kam endlich unter der Bedingung los, daß er ſich auf ſeine Güter im Celliſchen begeben und dem Günſtlinge zehen tauſend Thaler aus- zahlen ſolle.

Nachdem dieſe Geſchichte geendigt war; vergaben der Oberkämmerer und ſeine Frau die ledigen Stellen an Perſonen, die ihnen ganz und gar ergeben waren. Die Stelle eines Feldmarſchalls, die ſeit der Ungnade des Grafen von Barfuß nicht wieder be- ſetzt worden war, erhielt Alexander von Wartenberg, kaiſerlicher Feldmarſchall- Lieutenant nnd General der Truppen des Herzogs von Sachſen-Gotha. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend in Frank- reich gedient und unter dem Marſchall von Turenne zwey Feldzüge mit gemacht; nach- her hatte er ſich unter den Heſſen-Caſſelſchen Truppen in Ungern, in Norwegen, am Rheine und in Italien vorzüglich ausgezeichnet. Darauf war er in die Dien- ſte des Herzogs von Gotha getreten und hatte verſchiedenen Feldzügen unter den Trup-

pen beygewohnt, die dieſer Fürſt für die Mächte, von denen er Subſidien zog, agi=ren ließ. Der neue Feldmarſchall war leut=ſelig und wohlthuend. Wäre er weniger furchtſam geweſen; ſo würde er das Anſehen, das ſeine Stelle ihm gab, zu behaupten ge=wußt haben. Da er aber gegen den Grafen von Wartenberg bis zum Uebermaaß ge=fällig und höflich war; ſo that er Nichts, als was Dieſer wollte. Als dieſer Miniſter daher in Ungnade fiel; ſahe ſich der Feldmar=ſchall ohne allen Kredit. Friedrich I. ließ ihn unter Trompeten und Paukenſchlag als Feldmarſchall proklamiren, welches bis jetzt noch nie geſchehen war und um ſo mehr auf=fiel, da der neue Feldmarſchall weder mit Montecuculi noch mit Turenne ver=glichen werden konnte. Der Kaiſer erhob ihn auf Anſuchen des Königs in den Grafen=ſtand und der König machte ihn zum Gou=verneur von Berlin und Präſidenten des Kriegscollegiums, ertheilte ihm den ſchwar=zen Adlerorden und gab ihm drey Regimen=ter. Man ſahe ihn übrigens nie an den

Hofintriguen Antheil nehmen oder irgend eine Ungerechtigkeit begehen. Seitdem er Feldmarſchall geworden war; hatte er ſeine Talente zum Kriege nicht geltend machen können, indem er kein Commando bekommen hatte. Er ſtarb in einem hohen Alter und hinterließ ſechs Söhne, die ſeine Rechtſchaffenheit geerbt haben.

Der Graf von Witgenſtein kam an die Stelle des Grafen von Lottum als Obermarſchall. Es dauerte nicht lange; ſo erkannte man bald den Unterſchied zwiſchen den Charakteren dieſer beyden Grafen. Der Letztere hatte ſich durch ſein edles und höfliches Betragen Liebe und Achtung zu verſchaffen gewußt; da hingegen der Erſtere ſich durch ſeine trotzigen Manieren und durch ſeinen übermäßigen Stolz von allen Seiten Haß zuzog. Er hatte einen ſtarken Körper und eine ſtrenge Miene. Sein Geſicht war der Abdruck ſeines harten Herzens; ſein Geiſt ſehr eingeſchränkt; deſto mehr ränkevoll und zur Schikane geneigt, ehrgeizig ohne Grenzen, unverſöhnlich im Haſſe, ſtolz bis zur

Frechheit, eigenſinnig, ungerecht in ſeiner Verwaltung, halsſtarrig, übermüthig und mißtrauiſch. Dabey war er ein großer Freund der Alchymie und der Aſtrologie. Die Erſte dieſer Schimären ruinirte ihn; die Andere ſtürzte ihn endlich ins Verderben.

Das war der Mann, den der Premier-Miniſter und ſeine Frau aus der Wetterau herbeykommen ließen, um ihm die zweyte Stelle bey Hofe anzuvertrauen. Der König wollte durchaus dieſe Stelle mit einem Reichsgrafen beſetzt haben. Man hatte ſie daher Mehrern angetragen, die aber die Ruhe, deren ſie auf ihren Gütern genoſſen, dem Geräuſche des Hofes vorzogen. Der Graf von Witgenſtein war zugleich Reichsgraf und Vaſall des Königs, wegen der beyden Herrſchaften Lohra und Klettenberg, welche ehedem die Grafen von Hohenſtein beſeſſen hatten und womit der Churfürſt Friedrich Wilhelm den Grafen Johann von Sayn und Witgenſtein, den Großvater des eben erwähnten, beliehen hatte. Außer der Stelle eines Oberhofmarſchalls er-

hielt er noch die eines Staatsminiſters; wur=
de Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Gene=
ral=Lieutenant und Obriſter eines Dragoner=
regiments mit 30,000 Thaler Gehalt.

Man nannte die drey Grafen von War=
temberg, von Wartensleben und
von Witgenſtein die Triumvire. Ich
weiß nicht, ob man ihre Gewalt mit der
Macht der alten römiſchen Triumvire verglei=
chen kann. So viel aber weiß ich, daß ſie
eben ſo ſehr wie Jene gehaßt wurden. Da
die Anfangsbuchſtaben ihrer Namen im Deut=
ſchen ſo viel als Weh oder Schmerz be=
deuten; ſo gab dieſes den Anagrammenmachern
Veranlaſſung, ſie das Weh oder die Gei=
ßel des Staats zu nennen.

Daniel Ludolph von Danckel=
mann, der beym Falle des Oberpräſidenten
die Stelle eines Generalcommiſſarius verloh=
ren hatte, wurde wieder in ſein Amt, das
der Graf von Dänhof unterdeſſen verwal=
tet hatte, eingeſetzt. Da er von den Trup=
pen geliebt und geſchätzt wurde; ſo war den=
ſelben ſeine Zurückberufung ſehr angenehm.

Er war gern gefällig, ließ ſich aber nur für die, welche es verdienten, einnehmen. Niemand verſtand die Kunſt, eine abſchlägige Antwort zu ertheilen und den Verdruß darüber zu verſüßen, beſſer als er. Er ſtattete dem Könige ſtets treuen Bericht ab; redete mit kluger Dreuſtigkeit mit ihm und wußte gerade zwiſchen Schmeicheley und zu großer Strenge die Mittelſtraße zu halten.

Während ſeines Miniſteriums wurden die militäriſchen Stellen nur ſolchen Perſonen gegeben, die Fähigkeiten dazu hatten. Ich erinnere mich noch, den König Friedrich I. ſelbſt ſagen gehört zu haben, daß ihm der Generalcommiſſarius nie Jemanden empfohlen habe, der es nicht wirklich verdient hätte, angeſtellt zu werden. Er liebte eben ſo, wie ſein Bruder, der Oberpräſident, Wiſſenſchaften und Künſte. Die Gelehrten konnten auf ſeinen Schutz rechnen; und ſie haben dafür auch ſeinen Ruhm in ihren Schriften verewigt und ſeine Tugenden auf die Nachwelt gebracht.

Nachdem der Oberkämmerer alle Stellen der Verabſchiedeten wieder beſetzt hatte; blieb er im ruhigen Beſitze der Gunſt des Königs und Niemand wagte es mehr, ihm zuwider zu ſeyn. Er dirigirte allein den ganzen Staat. Die Grafen von Wartensleben und Witgenſtein verwalteten unter ihm das Militair und die innern Angelegenheiten; der Herr von Ilgen aber beſorgte das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Dieſer Miniſter, ein gebohrner Weſtphälinger, war beym Hrn. von Meinders Sekretär geweſen. Da ihm dieſer gern die Gelegenheit verſchaffen wollte, fremde Länder zu ſehen; ſo brachte er ihn als Hofmeiſter beym Baron von Heidekam an. Auf die Art machte Herr von Ilgen eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich. Als er mit ſeinem Zöglinge nach Berlin zurückgekommen war; machte ihn der Herr von Meinders zum Geheimen Sekretär des Churfürſten und brachte denſelben in Kurzem dahin, daß er ihn zum Staatsſekretär ernannte, worauf er das Pro-

tokoll im Staatsrathe führen mußte. In der Folge machte er ſich dem Grafen von Wartenberg unentbehrlich, indem die Einſichten deſſelben ſehr beſchränkt waren und er daher eines Dritten zur Beſorgung der Geſchäfte bedurfte. Nach dem Tode des Hrn. von Fuchs kam der Hr. von Ilgen an ſeine Stelle in das Miniſterium und erhielt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Dieſer Miniſter hatte glänzende Talente des Geiſtes, eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, und außerordentlich viel Leutſeligkeit und Beſcheidenheit in ſeinem Betragen, die oft ins Uebertriebene fiel und die Leute täuſchte. Dabey war er rachſüchtig, hinterliſtig, Herr ſeiner Laune, ſeiner Geſichtszüge, ſeiner Zunge und ſeiner Augen. Er wußte Alles nach der Lage der Umſtände und dem Genie der Perſonen, mit denen er zu thun hatte, einzurichten. Seine Geſchicklichkeit hatte ihn empor gehoben und ſein Genie behauptete ihn in ſeinem Poſten unter zweyen Königen. Niemand wußte um ſeine Geheimniſſe, und ſo

hatte er weder einen Vertrauten noch beſondern Freund. Er war unermüdet bey der Arbeit und verfaßte und ſchrieb daher Alles ſelbſt; ſeine Sekretäre waren daher nichts weiter als Copiſten. Er arbeitete wie ein Tagelöhner und machte aus der Miniſterwürde ein ordentliches Handwerk. Niemand konnte beſſer ſprechen und Niemand wußte die zweydeutigen Ausdrücke ſo wohl im Sprechen als im Schreiben beſſer zu gebrauchen, als er. In Anſehung der Eidſchwüre war er nicht ſehr gewiſſenhaft und brach ſie eben ſo leicht wieder, als er ſie that. Er machte ſich nie Kreaturen; ſelbſt um ſeine Verwandten bekümmerte er ſich wenig. Diejenigen Perſonen, die ihn hätten verdunkeln können, wußte er immer zu demüthigen und von ſich zu entfernen.

Ich habe hier die Hofintriguen zuſammen erzählt, um hernach nicht von Neuem darauf kommen zu müſſen. Wir wollen nunmehr wieder einen Blick auf Europens Angelegenheiten werfen, in ſo fern wir Theil daran genommen haben.

Da alle Nationen zum Kriege geneigt waren; ſo hatten die Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ſchon im vorigen Jahre in Italien ihren Anfang genommen. Der Prinz Eugen von Savoyen, der die kaiſerliche Armee commandirte, war mit unglaublichen Schwierigkeiten über die Gebirge marſchiert. Er grif den verſchanzten Platz Carpi an und nöthigte den Marſchall von Catinat, ihm das Land zwiſchen der Etſch und Adda zu überlaſſen, worauf er in das Breſcianiſche Gebiet eindrang.

Ludwig XIV. war darüber unzufrieden mit ſeinem Generale, und übertrug daher das Commando ſeiner Armee dem Marſchall von Villeroi, wiewohl der Herzog von Savoyen zum Generaliſſimus erklärt worden war. Dieſer ſtolze und eingebildete Marſchall unternahm es wider den Rath des Herzogs von Savoyen und der übrigen Generale, den Prinzen Eugen in dem verſchanzten Orte Chiari anzugreifen. Allein er verlohr dabey viel Leute und wurde zurück-

geſchlagen. Von der Zeit an behielt der Prinz von Savoyen ſtets die Oberhand über ihn. Er überfiel ihn einſt zur Nachtzeit in Cremona, wo ſich der Marſchall ſehr ſicher hielt, und führte ihn nebſt mehrern Generalen als Gefangenen davon. Die Stadt ſelbſt wurde indeſſen nicht eingenommen; denn die anfänglich beſtürzte franzöſiſche Garniſon hatte ſich wieder gefaßt und vereinigt und vertheidigte ſich ſo tapfer, daß die Kaiſerlichen gezwungen wurden, ſich wieder zurückzuziehen.

Der Herzog von Bourgogne, der den Marſchall von Boufflers unter ſich hatte, war bis Cleve vorgerückt und hätte die Alliirten genöthigt, ſich unter die Kanonen von Nimwegen zurückzuziehen. Aber Mylord Churchill, erſt Graf und hernach Herzog von Marlborough, kam und übernahm das Commando der Armee. Sogleich veränderte ſich die Lage der Sachen. Er zwang den Herzog von Bourgogne zum Weichen. Dieſer junge Prinz ging hierauf mitten im Feldzuge nach Verſail-

les zurück und der Marſchall von Bouf-
flers ſahe Venloo, Roermonde und
die Citadelle von Lüttich vor ſeinen Augen
wegnehmen, während des Königs Frie-
drichs I. Bruder, der Markgraf Friedrich
Albrecht, mit ſeinen unter ſich habenden
Preußen Kaiſerswerth belagerte und
es endlich den 15. Junius nach einer Belage-
rung von 59. Tagen eroberte. Er that auch
einen Angriff auf Rheinbergen; da es
aber ſchon zu ſpät im Jahre war; wurde die
Stadt blos blockirt. Der Markgraf übergab
hierauf das Commando dem General-Lieute-
nant, Baron von Heide, und ging den
Winter über nach Berlin zurück. Einige
Zeit nachher begleitete er die Königin nach
Hannover, wohin ſie zum Carneval ging. 1703.
Der Markgraf diente ihr unterweges zum
Kutſcher, ging in ſeidnen Strümpfen, ſam-
metnem geſtickten Kleide, und einer großen
Perücke, ohne ſich um Kälte und ſchlechtes
Wetter zu bekümmern. Die Königin mogte
ihn ſo viel bitten als ſie wollte, daß er ihren
Kutſcher aufſitzen laſſen mögte; er war uner-

bittlich, und legte die Zügel, die er in Berlin in die Hände genommen hatte, erſt in Hannover wieder aus denſelben. Schon auf der letzten Reiſe nach Preußen hatte er eben dieſes gethan; auch wann die Königin nur ſpatzieren fuhr; gab er nicht zu, daß ſie einen andern Kutſcher habe. Es war eine ſonderbare Grille, die ihm weder der König, noch ſonſt Jemand aus dem Kopfe bringen konnte.

Das Carneval zu Hannover war außerordentlich lebhaft. Es wurde unter andern eine Maskerade gehalten, die außerordentlich viel Aufſehen machte. Sie ſtellte das Feſt des Trimalcion vor. Der Rheingraf *) war Trimalcion und das Fräulein von Pöllnitz, Dame d'Atour der Königin, machte die Fortunata. Die Königin, der Churfürſt von Hannover und der

*) Karl Moritz, Rheingraf, geb. 1670. von Karl Ludwig, Churf. von der Pfalz, und der Baroneſſe Marie Louiſe von Degenfeld, mit der er ſich zur linken Hand hatte trauen laſſen und 14. Kinder erzeugte.

der Herzog Ernſt Auguſt, ſein Bruder, gehörten zu den Gäſten. Alles, was Petronius von dieſem Feſte erzählt, wurde hier beobachtet, ſoweit nemlich der Wohlſtand es zuließ. Es ward ſehr viel von dieſem Feſte geſprochen, und erzählt, was weder wahr noch wahrſcheinlich war. Der König glaubte indeſſen dem Gerüchte, und war daher wohl ein Jahr lang böſe auf die Königin, die indeſſen ſchon an ſeine üble Laune gewöhnt war, und ſich alſo nicht Viel daraus machte. Sie lebte wie vorher, und der König hielt ſich noch für glücklich gnug, wenn er ſie zuweilen wieder ſahe.

In dieſem Jahre ſchickte derſelbe 6000 Mann nach Italien, um unter dem Commando des Grafen Guido von Stahremberg, der die kaiſerliche Armee commandirte, zu dienen. Zu demſelben war noch der Herzog von Savoyen, nachheriger König von Sardinien, geſtoßen. Er war nemlich mit Frankreich unzufrieden geworden, und hernach in das große Bündniß getreten, ob er gleich ſeine älteſte Tochter mit dem Herzoge von Bourgogne, die jün-

gere aber an den König von Spanien vermählt hatte. Allein der Kaiſer verſprach ihm, ihm Alles das zu geben, was ſein Schwiegerſohn und Ludwig XIV. ihm verweigert hatten. Auch bekam er nunmehr von England weit größere Subſidien, als Frankreich ihm geben konnte. Ueberdem ſahe er nur zu wohl voraus, daß er früh oder ſpät vom Hauſe Bourbon gedrückt werden würde. Seine Mutter,*) die eine Franzöſin war, ſagte ihm einſt: Aber was wird aus ihren Töchtern werden? Er antwortete ihr bloß: Und was wird aus Ihrem Sohne werden? Er konnte indeſſen nicht alle ſeine Truppen von der franzöſiſchen Armee zurücknehmen. Der Herzog von Vendome bekam Nachricht davon, daß er mit dem Kaiſer in Unterhandlung ſtehe, und ließ deswegen 5000 von ſeinen Leuten entwafnen. Wenn Ludwig XIV. es im Anfange dieſes Krie-

*) Marie Johanne Baptiſte von Nemours, deren Vater zu Paris von dem Herzoge von Beaufort im Duelle getödtet wurde. Sie ſtarb den 15. März 1724. in ihrem achtzigſten Jahre.

ges eben ſo mit den Holländern, die in den feſten Plätzen der Niederlande, deren er ſich bemächtigte, ſich befanden, gemacht hätte; würde er ihre Infanterie ruinirt, und nicht viel mehr von ihnen zu befürchten gehabt haben.

Als der Kaiſer und der römiſche König ihre Parthey ſich immer verſtärken ſahen; beſchloſſen ſie endlich, in einer feyerlichen Akte allen ihren Anſprüchen auf die ſpaniſche Monarchie zu Gunſten des Erzherzogs zu entſagen. Dieſer nahm hierauf den Namen Karls III. Königs von Spanien, an. Alle europäiſchen Mächte, Ludwig XIV. Philipp V. und die Churfürſten von Bayern und Cölln allein ausgenommen, erkannten ihn in dieſer Eigenſchaft an. Bis dahin hatte der junge König noch keinen Fuß in Spanien geſetzt, und beſaß noch keinen Finger breit Landes daſelbſt, als er den Traktat der Königin von England mit dem Könige Peter von Portugall ratifizirte, in welchem dem Letztern verſchiedene Provinzen und Städte in den beyden Theilen der Erde abgetreten wurden, wofür er die Waffen zu

Karls Beſten wider Philipp V. ergrif, und ihn auch in Liſſabon aufnahm. Friedrich I. der immer des Kaiſers eifrigſter Bundesgenoſſe war, ſchickte den Grafen Chriſtian von Dohna nach Wien, um dem neuen Könige Glück zu wünſchen. Er übertrug zu gleicher Zeit das Commando über ſeine Truppen dem Grafen von Lottum, der vorher Obermarſchall, und damals General-Lieutenant der Armeen und Gouverneur von Weſel war. Er befand ſich bey der Einnahme von Baan, welche der berühmte Cohorn, Vauban's Nebenbuhler, mit ſolcher Heftigkeit angrif, daß die Preuſſen ſich zwölf Tage nach Eröfnung der Laufgräben zu Meiſtern des bedeckten Weges der Feſtung machten, wodurch ſie den Marquis d'Alegre, nachherigen Marſchall von Frankreich, nöthigten, zu capituliren. Der Graf von Lottum eroberte hierauf auch die Feſtung Geldern. Der Marquis von Grammont, der darin commandirte, und eine Blockirung von 14 Monaten aushielt, konnte am Ende dem

Bombardement nicht widerſtehen. Er verlangte alſo zu capituliren. Er verließ hierauf den Platz mit 1000 Mann Infanterie, die Kranken mit inbegriffen, mit drey Kanonen und zwey Mörſern, und wurde nach Louvain geführt. Der Graf von Lottum nahm darauf im Namen des Königs Beſitz von der Feſtung, und ſie verblieb dem preußiſchen Hauſe auch von der Zeit durch den utrechter Frieden.

Der König von Frankreich, der ſich wegen des Verluſtes dieſer beyden Plätze rächen wollte, ließ hierauf das Fürſtenthum Oranien beſetzen, das der König von Preuſſen hatte in Beſitz nehmen laſſen, und wovon er als Erbe des Königs von England Titel und Wappen angenommen hatte. Er ſahe ſich jetzt außer Stande, dieſem Lande zu Hülfe zu kommen. Der König von Frankreich gab daſſelbe anfänglich dem Prinzen von Conti, vereinigte es aber bald darauf mit der Krone, und ließ ein Edikt publiciren, durch welches er allen Einwohnern die Wahl ließ, entweder katholiſch zu werden,

oder ihre Effekten zu verkaufen, und ſich bin=nen drey Monaten aus dem Reiche zu entfer=nen. Diejenigen, welche ihrer Religion treu blieben, vermehrten hierauf die Zahl der nach Berlin geflüchteten Franzoſen, und wurden daſelbſt eben ſo gut wie die Erſten empfangen. Der König wollte, daß ſie ihr Parlament, das aus einem Ober= und zwey Unter=Präſidenten nebſt acht Räthen beſtand, beybehalten ſollten. Die langen rothen Rö=cke, und die ſchwarzen mit Golde beſetzten ſammetnen Mützen, welche die Mitglieder deſſelben bey feyerlichen Gelegenheiten trugen, war das Einzige, was dieſes Parlament mit den Franzöſiſchen gemein hatte.

Die Franzoſen verlohren in dieſem Feldzuge auch noch die Stadt Limburg; erhielten aber einige Vortheile über die Alliir=ten bey Eckern unweit Antwerpen. Der holländiſche General=Lieutenant, Baron von Wasnar Obdam, der darin commandir=te, hatte geglaubt, die Linien forciren zu kön=nen; er fand aber den Marſchall von Bouf=leur, und den Marquis von Bedmar,

die ihm die Spitze boten. Da das Terrain von Dämmen und Kanälen durchſchnitten war; ſo ſahe ſich der Baron von Obdam auf einmal von ſeiner Armee getrennt. Er glaubte daher, daß Alles verlohren ſey, nahm die Flucht und lief, ohne ſich umzuſehen, bis nach Breda, wo er aus vollem Halſe ſchrie, man ſolle die Thore zuſchließen. Von hier aus notifizirte er den Staaten ſeine gänzliche Niederlage. Dieſe erhielten zu gleicher Zeit einen Courier vom General der Armee, der nach der Flucht des Hrn. von Obdam das Commando übernommen hatte, und dadurch erfuhren ſie, daß bey Eckern ein Treffen vorgefallen, in welchem von beyden Seiten der Verluſt gleich geweſen ſey, daß er indeſſen ſich genöthigt geſehen habe, ſich nach Lillo zurück zu ziehen, und daß der größte Verluſt, den man erlitten habe, der Hr. von Obdam ſey, von dem man noch nicht wiſſe, ob er geblieben oder zum Gefangnen gemacht ſey. So viel iſt gewiß, daß das Treffen nichts weniger als entſcheidend war, und daß ſich im Grunde Keine von beyden Partheyen den Sieg zuſchreiben konnte: indeſſen thaten

ſie es Beyde, und ſangen das Te Deum deswegen.

Die Alliirten hatten in Deutſchland nicht ſo viel Glück als in Flandern und in Italien. Der Churfürſt von Bayern und der Marſchall von Villars ſchlugen den Grafen von Stirum bey Hochſtedt, und der Herzog von Bourgogne, der den Marſchall von Tallard und den Hrn. von Vauban unter ſich hatte, nahm Alt-Breiſach ein. Kurz darauf brachte der Hr. von Tallard dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, nachherigem Könige von Schweden, bey Speier eine Niederlage bey. Auf dieſen Sieg folgte gleich die Einnahme von Landau, ſo daß der Verluſt nun zwiſchen den Alliirten und Frankreich ziemlich gleich war. Nicht ſo war es der Fall zwiſchen Schweden und Polen. Das Glück hatte Karln XII. nach der Schlacht bey Nerwa nicht verlaſſen. Er hatte ſeine ganze Macht gegen den König von Polen gerichtet, hatte den Feldmarſchall Steinau geſchlagen, ſich ganz Kurlands bemächtigt, war in Litthauen eingedrungen, und

hatte den Plan gemacht, den König von Polen zu entthronen. In dieſer Lage befand er ſich, als Friedrich I. ihn ermahnte, dem Norden den Frieden zu ſchenken. Er bot ihm zugleich ſeine Vermittelung an, die aber Karl nicht annehmen wollte. Endlich ſchloſſen beyde Könige einen Vergleich, der zu Thorn unterzeichnet wurde. *)

Der König von Schweden erkannte darin Friedrich I. als König von Preuſſen an. Die beyden Könige verſprachen ſich ferner einander, die proteſtantiſche Religion zu ſchützen, und Commiſſarien niederzuſetzen, um die Grenzen der beyden Theile von Pommern zu beſtimmen.

Friedrich I. machte ſich auch anheiſchig, dem Könige von Polen keine Hülfe mehr zu leiſten, und verſprach, daß im Fall die Republik ſich gegen den König von Schweden erklären ſollte, er dem oliviſchen Friedenstraktate zufolge derſelben den Krieg ankündigen, und die Waffen nicht eher wieder niederlegen wolle, als bis der Kö-

*) Den 11. Auguſt.

nig von Schweden von der Republik und dem Könige von Polen völlige Gnugthuung erhalten hätte.

Dagegen verſprach der König von Schweden, daß er ſeine guten Dienſte dahin verwenden wolle, dem Könige von Preuſſen die Erbſchaft des Königs Wilhelm zu verſchaffen, und daß er überdem der verwitweten Herzogin von Kurland, des Königs Schweſter, 20000 Thaler jährlich wolle auszahlen laſſen.

Da Friedrich I. durch dieſen Traktat vor dem Könige von Schweden ſicher war; ſo bemächtigte er ſich zum zweyten Male des Gebiets und der Vorſtädte von Elbingen, weil die Republik die 300,000 Thaler, die ſie ihm ſchuldig war, noch nicht bezahlt hatte. Die Polen beklagten ſich zwar; allein ſie waren jetzt in ganz andere Sachen verwickelt, als daß ſie es hätten wagen können, ihren Unwillen öffentlich zu zeigen.

So genau Friedrich I. darauf hielt, daß die mit ihm geſchloſſenen Traktaten auch wirklich erfüllt wurden; eben ſo eiferſüchtig

war er auch auf ſein Anſehen. Dieſes erfuhr in dieſem Jahre die kaiſerliche freye Reichsſtadt Nordhauſen in Thüringen. Er hatte ſchon im Jahre 1698. von dem Churfürſten von Sachſen das Schutzrecht über dieſe Stadt gekauft. Da der Magiſtrat von Nordhauſen dieſen Vergleich nicht genehmigt hatte; ſo wollte er hannöverſche Truppen in die Stadt führen, um ſich dem Schutze des Königs zu entziehen. Allein der König kam demſelben zuvor. Er ſchickte in aller Stille einige Truppen ab, die ſich der Stadt bemächtigten, und den Magiſtrat zwangen, die wohl hergebrachten Gerechtſame des Königs anzuerkennen.

Mitten unter dieſen Geſchäften ließ der König die Statue ſeines Vaters Friedrich Wilhelm zu Pferde mit allem möglichen Pompe und aller Pracht aufſtellen. Man beobachtete bey dieſer Gelegenheit alle die Ceremonien, die zu Paris beobachtet worden waren, als die Statue Ludwigs XIV. auf dem Platze Vendome, ehemals der Platz Ludwigs des Großen genannt, aufgerichtet worden war. Ein gewiſſer Jacobi

hatte die Zeichnung zu dem Monumente gemacht. Nach mehrern Jahren, die er darauf verwendet hatte, brachte er es endlich zu der Vollkommenheit, in welcher wir es heutiges Tages ſehen. Der Churfürſt iſt in Bronze in heroiſcher, d. h. in mehr als Lebens Größe vorgeſtellt. Die Statue ſteht auf einem Fußgeſtelle von weißem Marmor, und an den vier Seiten deſſelben ſieht man vier bronzene Sklaven in Feſſeln.

In dieſem Jahre verheirathete der König auch ſeine Schweſter, die verwitwete Herzogin von Kurland, mit dem Markgrafen Chriſtian Ernſt von Bareuth, einem ſechzigjährigen Prinzen, der ſchon zwey Gemahlinnen gehabt, und damals zwey ſchon vermählte Töchter hatte. *) Die Herzogin

*) Zuerſt war er vermählt mit Erdmunde Sophie, Tochter Johann Georgs II. Churfürſten von Sachſen: hernach mit Sophien Louiſen von Würtemberg, von welcher er folgende Töchter hatte. 1) Chriſtine Eberhardine, Königin von Polen; 2) Eleonore Magdalene, Gemahlin Herrmann Friedrichs, Prinzen von Hohenzollern.

heirathete ihn wider ihre Neigung, weil man es ſie fühlen ließ, daß ſie zur Laſt ſey. Denn da weder ſie noch ihr Sohn, der junge Herzog, von Kurland aus, das wechſelsweiſe von den Schweden, Ruſſen und Polen geplündert wurde, bezahlt wurden; ſo mußte der König ſie ſowohl als den jungen Herzog und deſſen drey Stiefſchweſtern **) unterhalten. Die Vermählung wurde zu Lietzenburg gefeyert. In der erſten Hochzeitnacht behandelte der Markgraf das Hochzeitbette gerade eben ſo, wie Conſtantin Copronymus ehedem den Taufſtein. Die neue Markgräfin war ganz in Verzweiflung. Sie weinte; ſie ächzte; aber man hörte nicht auf ſie; man zwang ſie vielmehr, ihrem Gemahle zu folgen, und ihren Sohn nebſt zwey-

**) Sie waren Töchter der Prinzeſſin Sophie Amalie von Naſſau-Siegen, der erſten Gemahlin Friedrich Caſimirs, Herzogs von Kurland. Dieſer vermählte ſich zum zweyten Male, mit Friedrichs I. Schweſter, Eliſabeth Sophie, und hinterließ von ihr den eben erwähnten Prinzen Friedrich Wilhelm.

en ihrer Stieftöchter mit ſich zu nehmen. Die Prinzeſſin Marie, welche die Aelteſte war, blieb auf Bitten des Markgrafen Albrecht, der ſich ſterblich in ſie verliebt hatte, zurück bey der Königin. Er bat ſie ſich zur Gemahlin aus, und erhielt ſie endlich mit vieler Mühe; denn der König war gegen die Prinzeſſin eingenommen, und hätte es überhaupt lieber geſehen, wenn ſein Bruder gar nicht ans Heirathen gedacht hätte. Als der Markgraf das erſte Mal mit ihm von dieſer Vermählung ſprach; erklärte er ihm gerade zu, daß er nie ſeine Einwilligung dazu geben würde. Der Prinz ließ indeſſen nicht nach, ihn immer von Neuem zu bitten. Da der König aber nicht von ſeinem Vorſatze abzubringen war; warf er ſich einſt zu ſeinen Füſſen, und flehte ihn demüthigſt an, ihm entweder den Tod oder die Erlaubniß zu geben, ſich mit der Prinzeſſin vermählen zu dürfen. Der König wurde von ſeinem peinlichen Zuſtande gerührt, und gab ſeine Einwilligung dazu; erklärte ihm aber zugleich, daß er ſeiner Vermählungsfeyer, die auch zu Lietzenburg gehalten wurde, nicht beywohnen wür=

de. Die Königin machte indeſſen die Honneurs dabey.

Der König wollte lange Zeit hindurch ſeine Schwägerin nicht ſehen. Er zeigte auch in der Folge ſtets die größte Gleichgültigkeit gegen ſie, ungeachtet ſie ſeine ganze Achtung verdiente. Sie verband mit der liebenswürdigſten Geſtalt den ſanfteſten Charakter, und ein ſo herablaſſendes Betragen, daß ſie allgemein geliebt wurde. Der Markgraf war ein und dreyßig Jahre alt, als er ſich mit ihr vermählte. Er war gut gewachſen, und Einer der beſten Tänzer am Hofe. Er liebte die Pracht und die Vergnügungen, und machte unter den Brüdern des Königs das meiſte Geräuſch in ſeiner Lebensart. Ich habe keinen Prinzen mit einem beſſern Herzen gekannt, als ihn, ob er gleich von einem außerordentlich heftigen und jähzornigen Temperamente war; allein ſein Zorn ging bald wieder vorüber. Er verzürnte ſich des Tages über wohl zwanzig Male mit ſeiner Gemahlin, die er anbetete, und jedes Mal, da er ſie beleidigt hatte, war er in Verzweiflung, und bat ſie den Augenblick darauf wieder um Ver-

zeihung. Eben das war der Fall mit ſeinen Bedienten, die ihn immer reden ließen, und deswegen doch nicht mehr und nicht weniger thaten.

1704. Das nunmehr eintretende Jahr war ſehr fruchtbar an Begebenheiten. Der Erzherzog Karl, dem, wie wir geſehen haben, der Kaiſer und der römiſche König im vorigen Jahre ihre Rechte auf die ſpaniſche Krone abgetreten hatten, war den 19. September von Wien abgereiſet, um, wo möglich, Beſitz von ſeinem Königreiche zu nehmen. Er ging über Düſſeldorf, wo ihm der Herzog von Marlborough ein Glückwünſchungsſchreiben wegen ſeines neuen Titels von Seiten der Königin von England überreichte. Karl ging hierauf nach Holland. Im Haag logirte er im Pallaſte des alten Hofes, der dem Könige gehörte. Widrige Winde hielten ihn vom 20 November bis zum 3. Januar daſelbſt auf. Endlich ſegelte er ab, und kam glücklich in England an, wo er die Königin zu Windſor ſprach. Dieſe Prinzeſſin empfing und behandelte ihn wie ihren

Sohn.

Sohn. Sie rüſtete ihn hier ganz und gar aus, indem er der Unterſtützung ſehr benöthigt war. Sein Vater, der Kaiſer, hatte geglaubt, gnug zu thun, wenn er ihm ſeine Anſprüche auf eine Krone abträte, die ſeiner Meinung nach ihm zukommen müſſe, und ſo hatte er ihn von Wien nicht wie einen König, ſondern wie einen Prinzen abreiſen laſſen, der auf gut Glück ausgeht. Schon im Haag hatte es ihm ſo an Gelde gefehlt, daß er 60000 Thaler auf ſeine Edelſteine aufgenommen hatte. Die engliſche Nation bewies ihre Großmuth und ihre Macht zum Beſten dieſes Prinzen auf eine ausgezeichnete Art. Sie ſchickte ihn nach Liſſabon. Der König von Portugall empfing ihn als einen guten Freund und treuen Bundsgenoſſen. Der Prinz machte hierauf ein Manifeſt bekannt, in welchem er ſeine Rechte auf die ſpaniſche Krone bewies und die Gründe, die ihn bewogen hätten, ſelbſt dahin zu kommen, aus einander ſetzte. Seine Abſicht, ſagte er unter Andern, ſey, ſeine lieben ſpaniſchen Unterthanen von der Tyranney der Fran-

zoſen zu befreyen, welche allem natürlichen und göttlichen Rechte zuwider eine Monarchie uſurpirt hätten, die ihm gehöre und zu deren Beſitznehmung ihn Gott und ſein Gewiſſen verbinde. Er bot zugleich allen denen ſeiner Unterthanen, die den Herzog von Anjou als König anerkannt hatten, großmüthigen Pardon an, verſicherte ſie ſeiner Gnade und ſeines Wohlwollens und erklärte alle diejenigen, die binnen drey Monaten nicht zu dem ihm ſchuldigen Gehorſam zurückkehren würden, für Rebellen und der härteſten Strafen würdig.

Nach dieſer Declaration eröfneten die beyden Könige von Spanien und Portugall den Feldzug. Einige Engländer, die ſich damals gerade in Liſſabon aufgehalten hatten, haben mir nachher erzählt, daß die beyden Könige, ehe ſie dieſe Stadt verlaſſen hätten, ſich in eine der heiligen Jungfrau geweihete Kirche begeben hätten. Der König von Portugall habe daſelbſt ſeinen Degen gezogen und ihn zu den Füßen der Mutter Gottes niedergelegt, mit der Bit-

te, ihm den Segen zu ertheilen. Einer von den darin dienenden Mönchen habe darauf den Arm des Marienbildes bewegt und dem Könige damit vermittelſt eines Kreuzes den Segen gegeben: alsdann habe eben dieſer Mönch den Degen des Königs der Maria in die Hand gegeben, aus welcher der König ihn dann mit großer Ehrerbietigkeit und unter vielen Kniebeugungen wieder empfangen habe. Darauf ſey der König von Portugall in die Kirche des heil. Antonius von Padua gegangen; habe daſelbſt mit der größten Andacht das Bild des Heiligen aufnehmen und in eine Sänfte ſtellen laſſen, in welcher auf dem Hinterſitze ſich bereits das Bild einer Heiligen befunden habe. Dieſe Sänfte ſey nunmehr ſtets auf den Märſchen der Armee unmittelbar vor der Perſon des Königs vorgetragen worden. Allein alle dieſe Handlungen der Andacht verhinderten die Spanier von Philipps V. Parthey nicht, Karln nur: von der Ketzer Gnade, König von Spanien, zu nennen.

Unterdeſſen der Kaiſer und der römiſche König die ſpaniſche Krone abtraten; wurden ſie in ihrer eignen Stadt von einem Angriffe bedrohet. Der Churfürſt von Bayern hatte Paſſau weggenommen und war zu 30,000 Franzoſen unter den Befehlen des Marſchall von Marſin geſtoßen. Dieſe verbreiteten ſich allmählig im Oeſtreichiſchen. Dazu kamen noch Unruhen von einer andern Seite. Der Prinz Franz Ragoczky war aus dem Gefängniſſe zu Neuſtadt entkommen und von den Siebenbürgen zu ihrem Fürſten erwählt worden. Er hatte daher die Waffen ergriffen, um ſeine Rechte zu vertheidigen, und ſich mit dem Grafen Berſini vereinigt. Frankreich hatte ihnen, um dem Kaiſer eine Diverſion zu machen, das nöthige Geld vorgeſtreckt, um Truppen anwerben und alles Erfoderliche zum Kriege anſchaffen zu können. Dieſe beyden Männer hatten auf die Wiederherſtellung der Freyheit und der alten Vorrechte, und auf die freye Wahl eines Königs gedrungen und verlangt, daß ſämmtliche Stellen mit gebohr-

nen Ungern, mit Ausſchließung aller Ausländer, beſetzt und letztere auf immer aus dem Reiche verbannt werden ſollten. Die Bundsgenoſſen des Kaiſers lagen ihm an, ſich in die Zeitumſtände zu fügen und ihnen dieſe Bedingungen zuzugeſtehen. Allein Leopold blieb immer ſtandhaft bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe, die Ungern gänzlich zu unterjochen, ſo daß der Krieg mit abwechſelndem Glücke fortgeſetzt worden war.

In dieſem Jahre war der Kaiſer etwas nachgiebiger. Er ließ dem Prinzen Ragoczky den Frieden anbieten. Da dieſer aber den Worten des wiener Hofes nicht traute und wußte, was der Churfürſt von Bayern für Fortſchritte gemacht hatte; ſo ſchlug er die ihm gethanen Vorſchläge aus und ließ ſeine Truppen ſo tapfer agiren, daß ſie am 23. April, welches gerade der erſte Oſtertag war, in die Vorſtädte von Wien einrückten und die Einwohner ſo in Furcht ſetzten, daß ſie die Flucht ergriffen. Der Adel und die Officiere in der Stadt nebſt dem römiſchen Könige ſetzten ſich ſogleich zu Pferde; allein

ſie fanden den Feind nicht mehr, indem er, zufrieden die Stadt in Furcht und Schrecken geſetzt zu haben, ſich zwiſchen den Raab und die Donau zurückgezogen hatte. Hier grif ihn der General Heisler an, machte 1500 Mann nieder und nöthigte die Uebrigen, 12000 an der Zahl, um Gnade zu bitten und ſich dem Kaiſer wieder zu unterwerfen.

Auf die Art wurde Leopold von den Rebellen befreyet. Eine wichtigere Begebenheit aber war die, wodurch er aus der Angſt und Noth, in welcher ihn der Churfürſt von Bayern in Verbindung mit den Franzoſen zu erhalten wußte, befreyet wurde. Man ſieht leicht, daß ich hier von der Schlacht bey Hochſtedt oder Bleinheim reden will. Die Truppen des Königs, die unter den Befehlen des Fürſten von Anhalt Deſſau ſtanden, erwarben ſich bey dieſer Gelegenheit großen Ruhm. Sie gehörten mit zu demjenigen Corps der Armee, das der Prinz Eugen commandirte. Man ſagt, die franzöſiſche Armee habe mit Inbegriff der bayerſchen Truppen aus 82 Bataillons und

160 Escadrons oder 60000 Mann beſtanden. Ich werde mich indeſſen bey dieſer Schlacht in keine umſtändliche Erzählung einlaſſen, da ſo viele erfahrne und verdienſtvolle Officiere uns hinlängliche Nachrichten davon aufgezeichnet haben. Ich will nur ſo viel bemerken, daß die franzöſiſche Armee gänzlich geſchlagen wurde und daß von 60000 Mann kaum 20000 hernach wieder zuſammengebracht worden ſeyn ſollen. Man zählte 12000 Todte und 14000 Gefangene, unter welchen der Marſchall von Tallard und 1200 vornehme Officiere befindlich waren. Alle Kanonen, eine ungeheure Anzahl von Standarten und Fahnen, die Zelte, die Bagage, kurz Alles befand ſich in den Händen des Siegers, der überdem noch über 100 Meilen Landes dem Kaiſer unterwarf. Der General von Finck, den der Kaiſer hernach zum Grafen von Finckenſtein machte, brachte dem Könige die Nachricht von dieſer gewonnenen Schlacht. Er hatte ſchon einige Tage vor derſelben Befehl erhalten, nach Berlin zu kommen. Da er aber vorausſahe, daß es zur Schlacht kom-

men werde; wollte er die Armee nicht vorher verlaſſen. Er wohnte alſo derſelben noch bey, zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit darin aus und reiſ'te mit Briefen vom Prinzen Eugen und dem Fürſten von Anhalt unmittelbar vom Schlachtfelde ab. Der König billigte ſein Verfahren und ſtellte ihn bey dem Kronprinzen an, indem der Gouverneur deſſelben, Graf Alexander von Dohna auf ſeine Güter in Preußen verwieſen worden war. Obgleich der Herr von Finck wirklich die Stelle eines Gouverneurs bekleidete; ſo führte er doch nie den Titel davon. Er war übrigens eben ſo ehrgeizig als der Graf von Dohna; wußte ſich aber mehr zu verſtellen, und war beſcheidener in ſeinen Anmaaßungen; auch wendete er mehr Liſt und feine Ränke an, um ſeinen Endzweck zu erreichen. Ob er gleich kein Adler war; ſo hatte er doch jenen Geiſt der Intrigue und Gewandheit, der bey Höfe ſo nothwendig iſt. Seine ganze Physiognomie, ſein Ton und die Art, mit welcher er etwas zu ſagen wußte, täuſchten anfänglich

diejenigen, die ihn nicht kannten, und machten, daß ſie ihm oft weit mehr Kenntniſſe und Verſtand zutraueten, als ſie in der Folge bey ihm fanden.

Der Herr von Finck hat mich ganz von der Hochſtedter Schlacht abgeführt. Die meiſten Deutſchen haben ſich bemühet, die ganze Ehre des Sieges dem Prinzen Eugen zuzuſchreiben, während die Engländer, Holländer, und Franzoſen ſelbſt, ſie dem Mylord Marlborough zueigneten. Ich habe oft den Fürſten von Anhalt ſich höchlich entrüſten geſehen, wenn man behauptete, der Mylord-Herzog und der Prinz Eugen hätten Beyde gleichen Theil an der gewonnenen Schlacht; indem er allen Ruhm auf die Rechnung des Prinzen Eugen ſetzte. Da er indeſſen unter demſelben gedient hatte und dabey von ſeinen vorgefaßten Meinungen nicht leicht wieder abzubringen war; ſo mögte ich ihn in dieſer Sache gerade nicht zum Richter annehmen. Der Kaiſer, der überzeugt war, daß er dem Mylord-Herzoge ſehr viel dabey zu verdanken habe, ſchickte

ihm ein außerordentlich gnädiges Dankſagungsſchreiben, nebſt einem mit Brillanten beſetzten Degen, machte ihn zum Reichsfürſten und ſchenkte ihm die Herrſchaft Mindelheim, ſo daß man ſagen kann, er belohnte ihn mit fremdem Gute, indem dieſe Herrſchaft dem Churfürſten von Bayern gehörte.

Die erſte Frucht des Hochſtedter Sieges war die Einnahme von Ingolſtadt, das der Prinz Ludwig von Baden belagerte. Man ſagte damals, der Prinz Eugen und der Mylord-Herzog hätten ihn überredet, dieſe Belagerung zu unternehmen, um durch ſeine Entfernung mehrere Freyheit in ihren Operationen zu haben. So viel iſt gewiß, daß die Langſamkeit oder vielmehr die zu große Vorſichtigkeit dieſes Prinzen dem Fortgange der Geſchäfte oft hinderlich war, wovon man beſonders im folgenden Jahre einen Beweis ſahe, als er dem Herzoge von Marlborough die Gelegenheit benahm, ſich mit dem Marſchall von Villars bey Trier in ein Treffen einzulaſſen. Die Herzogin von Orleans nahm daher Veranlaſſung, an die

Churfürſtin von Hannover zu ſchreiben, das Benehmen des Prinzen von Baden verdiene alles Lob, indem er nur den Türken zu ſchaden ſuche, den Chriſten hingegen kein Leid zufüge.

Die Nachricht von der Schlacht bey Hochſtedt verurſachte in Verſailles eben ſo viel Beſtürzung und Betrübniß als Freude und Frohlocken in Wien. Sie kam gerade an dem Tage an, da man der Herzogin von Bourgogne, die nach ihrer Niederkunft mit dem Herzoge von Bretagne zum erſten Male wieder ausgegangen war, *) zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen wollte. Es wurden daher ſogleich alle Luſtbarkeiten eingeſtellt. Als man nun damit beſchäftigt war, die zum Feuerwerk gehörigen Sachen wieder über die Seite zu ſchaffen; fragte Jemand die Arbeiter, was das bedeuten ſollte. Einer derſelben antwortete ihm: Wir packen das Freudenfeuer ein, um es an den Kaiſer zu ſchicken; denn hier

*) Der älteſte Sohn des Herzogs von Bourgogne, gebohren den 25. Junius 1704. geſtorben den 13. April 1705.

können wir es nicht mehr brauchen.

Der römiſche König und der Prinz Ludwig von Baden belagerten nunmehr auch Landau und eroberten es. Bald darauf folgte auch Trarbach, ſo daß die Franzoſen faſt gar Nichts mehr in Deutſchland behielten.

Das deutſche Reich war indeſſen nicht das einzige Land, in welchem in dieſem Jahre große Ereigniſſe vorfielen. Karl XII. König von Schweden, bewirkte im Norden Begebenheiten, über die ganz Europa erſtaunte. Nachdem dieſer junge Held große Vortheile über die Ruſſen und Sachſen davon getragen hatte; war er in Polen eingedrungen und hatte ſich über den König Auguſt eine ſolche Obermacht zu verſchaffen gewußt, daß er es wagen konnte, den Vorſatz zu faſſen, ihn zu entthronen und dem Reiche einen neuen König zu geben. Um ſeinen Zweck zu erreichen, hatte er den Kardinal Radzcezowsky zu gewinnen geſucht, der nun den König Auguſt für unfähig erklärte,

die Krone weiter zu tragen, und bekannt machte, daß der Thron erledigt ſey. Einige Tage darauf erhielt er einen Brief vom Könige von Schweden, worin er ihm den Prinzen Jakob Sobiesky zur Königswahl empfahl. Der Kardinal war ſogleich bereitwillig, ihm zu gehorchen. Er ſchrieb den Wahltag aus; allein der Prinz Jakob war mit ſeinem Bruder Conſtantin in Schleſien. Als die beyden Prinzen einſtens in der Gegend von Ohlau jagten; wurden ſie von dreyßig ſächſiſchen Reutern überfallen, ohne Widerſtand gefangen gemommen und mit der gröſten Geſchwindigkeit nach Leipzig geführt, wo ſie in enger Haft gehalten wurden. Indeſſen verbeſſerten dieſe Maaßregeln die Lage des Königs Auguſt um Nichts. Die beyden Prinzen hatten noch einen Bruder, Namens Alexander. Dieſem bot Karl XII. die Krone an; er war aber großmüthig gnug, ſie auszuſchlagen, weil er nicht aus dem Unglücke ſeines älteſten Bruders ſeinen Vortheil ziehen wollte. Der König von Schweden, der einmal Auguſts

Verderben beſchloſſen hatte, ließ hierauf den Woiwoden von Poſen, Stanislaus Lesczinski erwählen und ihn in ſeiner Gegenwart durch den Biſchof von Boſen proclamiren.

Friedrich I. den als Nachbar Alles, was in Polen vorgieng, intereſſirte, hörte dieſe neue Wahl ungern. Er ſchrieb daher an den König von Schweden, und beſchwor ihn, die Sache doch ja nicht aufs Aeußerſte zu treiben und dem Norden den Frieden wieder zu geben. Allein er konnte Nichts bey ihm bewirken; ſo daß er endlich, um Preußens Ruhm zu ſichern, Truppen dahin ſchickte und ſein Bündniß mit den Seemächten erneuerte. Der Herzog von Marlborough kam zu dem Ende im Anfange des November nach Berlin. Hier unterzeichnete er im Namen der Königin von England einen Garantie-Traktat und erhielt dagegen, daß der König 8000. Mann nach Italien ſchickte. Das Commando über dieſe Truppen erhielt der Fürſt von Anhalt. Friedrich I. empfing den engliſchen General mit aller der Ach-

tung, die ein Mann von ſolchem Rufe verdiente, der überdem die Eigenſchaften des gröſten Feldherrn und des tiefſehendſten Staatsmannes ſeiner Zeit in ſeiner Perſon vereinigte. Er gab ihm prächtige und koſtbare Geſchenke, und der Herzog reiſ'te endlich eben ſo zufrieden über die gute Aufnahme, die er beym Könige gefunden hatte, ab, als der König es mit den Beweiſen der Ehrfurcht und Achtung von Seiten des Herzogs war.

Kurz nach der Abreiſe des Herzogs reiſ'te der Kronprinz nach dem Haag ab, wo er einen Theil des Winters zubringen und dann nach England reiſen ſollte. Allein er ward daran durch einen Vorfall gehindert, der für ihn und alle preußiſchen Staaten höchſt traurig war. Es war dies der plötzliche Tod der Königin, der am 1 Februar nach einer 1705.
Krankheit von wenigen Tagen erfolgte. Sie hatte ſich die Erlaubniß ausgebeten, nach Hannover zu gehen und ihre Mutter zu beſuchen. Am Tage ihrer Abreiſe war ihr nicht recht wohl. Allein die Furcht, der König mögte

dieſen Vorwand ergreifen, um ſich ihrer Abrei-ſe zu widerſetzen, verleitete ſie, ihre Krankheit zu verhehlen. Dieſe dauerte unterweges fort und nahm bey ihrer Ankunft in Hannover noch mehr zu, da ſie ſich zwang, öffentlich zu erſcheinen. Sie gieng ſogar noch auf den Ball beym Commandanten von Rheden, den ſie endlich mit Klagen über Halsweh ver-ließ. Die Nacht darauf befand ſie ſich übler und ſchon den folgenden Morgen erklärten die Aerzte und Wundärzte, daß ſie in Gefahr ſey. Die Königin hörte die Ankündigung der To-desgefahr ohne Furcht und Schrecken. Sie ſchrieb an den König, um ihm für die Liebe zu danken, die er ihr bewieſen habe, empfahl ihm ihre Bedienten und zeigte übrigens nicht die geringſte Unruhe, ausgenommen daß ſie Nachricht von dem Befinden ihrer Mutter, die auch krank war, haben wollte. Sie nahm hierauf Abſchied von dem Churfürſten und tröſtete ihren Bruder, den Herzog Ernſt Auguſt, deſſen Betrübniß nahe an Verzweif-lung grenzte. Der Tod iſt mir nicht fürchterlich, ſagte ſie unter Andern zu ihm; denn

denn ich ſehe ihn ſchon ſeit langer Zeit als unvermeidlich an. Als der franzöſiſche Prediger La Bergerie, für den ſie von je her viel Güte gehabt hatte, zu ihr kam, um ihr in ihren letzten Augenblicken beyzuſtehen; ſagte ſie zu ihm: Sie kommen noch, mir ihre Dienſte anzubieten, zu einer Zeit, wo ich nichts mehr für Sie thun kann. Ich danke Ihnen dafür recht ſehr. Der Prediger wollte ihr darauf etwas Tröſtendes ſagen. Sie fiel ihm aber ins Wort und ſagte: Ich habe zwanzig Jahre lang über die Religion ernſtlich nachgedacht; ich habe die Bücher, die ſich damit beſchäftigen, aufmerkſam geleſen. Es bleibt mir daher nicht der geringſte Zweifel deswegen übrig und Sie können mir alſo nichts ſagen, was mir nicht ſchon bekannt wäre. Ich verſichere Sie heilig, daß ich ruhig ſterbe. Sie würde noch weiter geredet haben, wenn ihr nicht der franzöſiſche Wundarzt L'Eſtoc geſagt hätte, daß ſie durch das

viele Sprechen ihr Uebel vermehre. So leben Sie dann wohl, mein lieber La Bergerie, ſetzte ſie endlich noch hinzu; L'Eſtoc ſchilt auf mich und will nicht, daß ich ſpreche. Ich ſterbe als ihre gute Freundin. Nachdem ſie hierauf einige Stunden ruhig geweſen war; fing ſie von Neuem an zu reden und ſagte zum Fräulein von Pöllnitz: Ach, welche unnütze Ceremonien ſtellt man doch um dieſen Körper an! Da ſie ſahe, daß Jene in Thränen zerfloß, ſagte ſie: Warum weinen Sie doch? Glaubten Sie denn, daß ich unſterblich ſey? — Einige Augenblicke darauf reichte ſie ihrem Bruder, dem Herzoge, die Hand, und ſprach: Lebe wohl geliebter Bruder: ich erſticke; und wirklich ſtarb ſie auch, indem das Geſchwür am Halſe aufgegangen war.

„Ihr Oberhofmeiſter, Herr von Bülau, überbrachte dem Könige die Nachricht von ihrem Tode. Sie erſchütterte denſelben ſo ſtark, daß er in Ohnmacht fiel. Sobald

er wieder zu ſich gekommen war; mußte man ihm eine Ader öfnen. Er gab hierauf Beweiſe vom innigſten Schmerze und ſchien die ganze Größe ſeines Verluſtes tief zu fühlen. In der That verdiente auch wohl nie eine Prinzeſſin mehr ſo allgemeines Bedauern, und ward vielleicht auch nicht ſo ſehr bedauert, als ſie. Ueberall herrſchte Betrübniß, und es hat auch gewiß nur wenige Prinzeſſinnen gegeben, die des Thrones ſo würdig waren. Die äußere Größe hatte nur ſchwache Reize für ſie. Ihr Herz war ihrer Geburt würdig und ihr Geiſt erhaben und aufgeklärt. Sie beſaß alle Tugenden ihres Geſchlechts, ohne die Schwachheiten deſſelben zu haben. Sie umfaßte Alles mit ihrem Verſtande und daher waren ihre Kenntniſſe ſehr ausgebreitet. Der berühmte Leibnitz, den ſie mit ihrer vorzüglichen Achtung beehrte, hatte ihrem Herzen Empfindungen der Religion eingeflößt, die ſich auf das natürliche Geſetz gründeten. Sie beobachtete die Vorſchriften derſelben auf das Gewiſſenhafteſte und ich glaube nicht, daß man ſie einer einzigen Ungerechtigkeit be-

ſchuldigen kann. Sie wäre die glücklichſte Prinzeſſin ihrer Zeit geweſen, wenn ſie es über ſich hätte gewinnen können, dem Könige Beweiſe ihrer Zärtlichkeit zu geben und diejenige kalte Gleichgültigkeit abzulegen, die ihr nun ſchon zur Gewohnheit geworden war. Dieſes hatte den König endlich ſo weit von ihr entfernt, daß er ſie faſt nicht mehr anders als öffentlich ſahe. Auch ihre beyderſeitige Lebensart war ſehr von einander verſchieden. Es traf ſich oft, daß, wenn man ſich vom Abendeſſen bey der Königin wegbegab, man zur Morgen-Cour zum Könige ging. Bey dieſer einander ſo entgegengeſetzten Lebensart iſt es ſchwer zu begreifen, wie der König ſo gerührt ſeyn konnte, als er den Tod der Königin erfuhr. Und doch machte derſelbe einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er mehrere Tage hindurch Niemanden ſprach.

Indeſſen zerſtreuete die Anordnung des Leichenbegängniſſes einigermaßen ſeine Traurigkeit; denn er ſchrieb Alles, was dabey beobachtet werden ſollte, ſelbſt vor. Nachdem der Leichnam der Königin verſchiedene Tage

hindurch zu Hannover auf einem Parade-bette öffentlich ausgeſtanden hatte; wurde er nach Berlin abgeführet. Die Hofbedienten, und die Garde des Churfürſten von Hannover begleiteten denſelben bis an die Grenzen des Herzogthums Celle. Hier nahm ihn die Garde des Herzogs in Empfang und brachte ihn bis an die brandenburgiſche Grenze, wo ihn der Oberhofmarſchall von Witgenſtein erwartete. Denn dieſer war zu dem Ende mit einer großen Anzahl Kammerherren, Kammerjunker, einem Detachement Gardes du Corps und hundert Schweizern dahin abgeſchickt worden. In allen Städten, durch welche der Leichnam kam, wurde demſelben eben die Ehre erwieſen, als wenn die Königin am Leben wäre. Es ward mit den Glocken geläutet; die Kanonen wurden gelöſet; die Garniſon und die Bürgerſchaft waren unter den Waffen; die Geiſtlichkeit, die Magiſträte und die ſämmtlichen Glieder der Juſtizcollegien, Alle in ſchwarzen Mänteln, empfingen ihn an den Grenzen ihres Gebiets und führten ihn in Prozeſſion in die Haupt-

kirche des Orts. Hier wurde der Sarg auf ein Trauergerüſt geſtellt und der erſte Geiſtliche hielt eine Trauerrede, während die Kirche die ganze Nacht hindurch erleuchtet war. Am folgenden Morgen wurde der Leichnam wieder mit eben den Ceremonien bis an die andere Grenze des Gebiets begleitet.

Als der Zug endlich um 10 Uhr Abends in Berlin ankam; wurde der Körper der Königin in die alte Schloßkapelle gebracht und auf ein prächtiges Trauergerüſt geſtellt. Hier blieb er fünf Monate, die man gänzlich mit Vorbereitungen zu der feyerlichen Beyſetzung anwendete. Während dieſer Zwiſchenzeit war das Trauergerüſt durch mehr als 3000 Wachskerzen oder Lampen erleuchtet. Auf dem Kopfküſſen des Sarges ſahe man auf viereckigten Feldern von Goldſtoffen die Krone, den Zepter und den Reichsapfel. Eben ſo viele Hofbediente und Wachen, als die Königin bey ihren Lebzeiten bedient hatten, ſtanden bey dem Sarge, wann er zur öffentlichen Schau ausſtand. Ich mag mich

hier nicht dabey aufhalten, die Pracht des Leichenzuges zu beſchreiben. Er war ganz eine Nachahmung des Leichenbegängniſſes der Königin Marie von England, Wilhelms III. Gemahlin. Das oraniſche Parlament erſchien dabey zum erſten Male in rothen langen Röcken, die bey unſern Gerichtshöfen gänzlich unbekannt ſind. Das Pflaſter in den Straßen, durch welche der Leichenzug ging, war mit Brettern, die mit ſchwarzem Tuche beſchlagen waren, ausgelegt. Das bloße Trauer Gerüſt in der Domkirche, wo die brandenburgiſchen Fürſten begraben lagen, koſtete über 80000. Thaler. Das war aber nicht die einzige Ausgabe, durch welche Friedrich I. ſeine Geſinnungen gegen die Königin an den Tag legte. Er ließ auch die Gebäude, die dieſe Prinzeſſin zu Lietzenburg hatte anfangen laſſen, zu Ende bringen und mit Neuen vermehren. Um ihren Namen auch auf die Nachwelt zu bringen, befahl er, daß das Königliche Schloß nebſt dem Flecken künftighin Charlottenburg genennt werden ſolle. Der ganze Hofſtaat der

Königin blieb ferner beſtehen und kein Einzi-ger davon verlohr ſeine Penſion.

Der Tod der Königin brachte große Veränderungen in der gewöhnlichen Lebensart bey Hofe hervor. Die ſteife Etikette und das traurige Hofceremoniel verbannten alle Freude und Ergötzlichkeiten davon. Da die Gräfin von Wartenberg jetzt Niemanden mehr zu fürchten hatte; ließ ſie ihren Launen freyen Lauf und machte durch ihren Stolz, womit ſie den übrigen Damen begegnete, den Hof wüſt und leer. Der König nahm indeſſen immer noch drey Tage in der Woche Cour an. In den beyden erſten Monaten der Trauer erſchienen die Damen in ſchwarzen Schleyern und die Herren in langen Mänteln. Die Markgräfin Philipp, des Königs Schwägerin, behauptete nunmehr den erſten Rang. Sie war eine wahre Zierde dieſes Hofes und würde es auch an jedem Andern geweſen ſeyn. Sie liebte das Vergnügen und kannte die Feinheit deſſelben: aber ſie war oft abweſend. Die finſtere Laune ihres Gemahls, vielleicht auch ſeine Eiferſucht,

waren Urſach, daß er den Aufenthalt zu Schwedt, dem Orte ſeiner Appanage, dem Aufenthalt bey Hofe vorzog.

Das Abſterben des Kaiſers Leopold, das nicht lange nach dem Tode der Königin erfolgte, änderte in der Lage der öffentlichen Angelegenheiten Nichts. *) Er ward, da er in Oeſtreich und Böhmen das Glück und die Erhebung vieler Häuſer gegründet hatte, daſelbſt bedauert. Seine Staaten gewannen und verlohren indeſſen durch ſeinen Tod Nichts. Der Kaiſer Joſeph, der Erbe ſeiner Reiche, hatte auch zugleich ſeine Ideen, ſeinen Ehrgeiz und ſein Regierungsſyſtem mit geerbt. Die Miniſter blieben die eigentlichen Regenten und handelten ferner hin eben ſo wie unter Leopold. Die Bündniſſe wurden erneuert und die Kriegsoperationen gingen ihren Gang fort.

Die Erbprinzeſſin von Heſſen, des Königs einzige Tochter, ſtarb zu Caſſel. Man hatte ſie 22 Monate hindurch für ſchwanger gehalten und während dieſer ganzen Zeit in allen Kirchen für ihre glückliche Nieder-

*) Den 5. May.

kunft gebeten. Allein die Schwangerſchaft war verſchwunden und man hatte zugleich alle Hofnung aufgegeben, daß ſie je ſchwanger werden würde. Man behauptet indeſſen, ſie ſey es wirklich bey ihrem Tode geweſen, ohne es zu wiſſen.

Die Miniſter wollten unterdeſſen den Kummer, den der Tod ſeiner Gemahlin und der Prinzeſſin von Heſſen dem Könige verurſachte, gern zerſtreuen. Sie ſchlugen ihm daher vor, daß er den Kronprinzen vermählen ſolle. Man richtete die Gedanken auf verſchiedene Prinzeſſinnen, unter Andern auf die ſchwediſche Prinzeſſin Ulrike, Karls XII. Schweſter und auf die Prinzeſſin Sophie Dorothee von Hannover. Der König war für die Erſtere; der Prinz hingegen mehr für die Zweyte, weil er ſie ſchon geſehen hatte, da hingegen die ſchwediſche Niemand vom Hofe kannte. Er wagte es indeſſen doch nicht, dem Könige zu widerſprechen. Der Herr von Finck ward daher nach Stockholm geſchickt, unter dem Vorwande, mit der dortigen Regierung einige

Streitigkeiten, die zwiſchen den beyden Regie-
rungen in Pommern entſtanden waren,
beyzulegen. Sein Hauptauftrag war aber,
die Prinzeſſin genau zu erforſchen, um eine
treffende Schilderung davon machen zu kön-
nen. Da der Kronprinz ſahe, daß aus der
Sache Ernſt werden könnte; zog er den Hrn.
von Finck in ſein Intereſſe und dictirte ihm
den Bericht, den er von ihr einſchicken ſollte.
Er legte ihr zwey Eigenſchaften bey, wovon
ſchon Eine hinreichend war, um Friedrich I.
zu bewegen, daß er ſie nicht zur Schwieger-
tochter haben mogte. Er ließ ihn nemlich
ſagen, ſie habe eine außerordentliche Abnei-
gung gegen die reformirte Religion und dann,
ſie ſey unfruchtbar. Mehr bedurfte es gar
nicht, um dem Könige die Verbindung mit
dieſer Prinzeſſin zu verleiden. Er beſchloß
alſo, die hannöverſche Prinzeſſin zu wählen.
Indeſſen wurde die Vermählung doch erſt im
[illegible]genden Jahre geſchloſſen.

[illegible] Hofneuigkeiten haben mich wieder
[illegible]fentlichen Angelegenheiten abge-
[illegible] Truppen des Königs fochten in

Italien bey Caſſano unter den Befehlen des Fürſten von Anhalt. Obgleich das Glück ihre Tapferkeit hier nicht unterſtützte; ſo kann ich doch dieſe Schlacht nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Da der Prinz Eugen, der die Kaiſerlichen en Chef commandirte, wußte, daß der Herr von Vendome nur 15 Bataillons und 10 Escadrons zu Caſſano habe; beſchloß er, ihn daſelbſt anzugreifen. Er fing damit an, auf den linken Flügel der Franzoſen einen Angrif zu wagen, um ſich von einer ſteinernen Brücke, die über den Ritorto ging, zum Meiſter zu machen. Zwey Compagnien Grenadierer, die in zwey Vorwerken poſtirt waren, um die Brücke zu vertheidigen, thaten lange Widerſtand und machten ein großes Feuer auf die Kaiſerlichen: Allein ſie erhielten dagegen eine ſo volle Ladung, daß ſie endlich die Vorwerke und das Ufer des Fluſſes verließen, nachdem ſie die Brücke durch niedergehauene Bäume verſtopft hatten. Die Kaiſerlichen konnten ſich nun zwar der Brücke nähern; allein die aus den Vorwerken vertriebenen

Grenadierer hatten ſich nun an das Ende der Brücke poſtirt, um den Zugang zu vertheidigen. Es fielen daher einige kaiſerliche Brigaden über die Grenadierer her, brachten ſie zum Weichen und machten ſich zu Meiſtern der Brücke. Aber dieſe Grenadierer ſammleten ſich wieder zuſammen und griffen, nachdem ſie durch einige andere franzöſiſche Bataillons waren verſtärkt worden, die Kaiſerlichen an, warfen ſie über den Haufen und nahmen die Brücke wieder ein. Die Kaiſerlichen ärgerten ſich, daß ſie hatten weichen müſſen. Sie rückten daher von Neuem an. Ein Theil ſtellte ſich in das Waſſer und fiel dem Feinde in die Flanken; ein andrer Theil grif den Feind auf der Brücke von vorn an; ein dritter ging durch das Waſſer hindurch und fiel ihm in den Rücken. Da nun die Franzoſen ſo von allen Seiten her im Gedränge waren; fochten ſie wie Verzweifelnde; brachten den Feind von Neuem zum Weichen und blieben endlich Meiſter von der Brücke.

Da der Graf von Leiningen, der die Kaiſerlichen bey dieſem Angriffe anführte,

gefallen war; übernahm der Prinz Eugen ſelbſt das Commando an ſeiner Stelle. Er verſammlete die Truppen wieder und führte ſie von Neuem zum Kampfe. Sie gingen jetzt mit ſo vielem Muthe auf den Feind los, daß ſie in den Feind einbrachen, die Brücke wieder eroberten und bis an eine Schanze vordrangen, welche die Brücke über die Adda bedeckte und vertheidigte. Der Herzog von Vendome ließ hierauf ſeine Dragoner abſitzen, um die Infanterie zu unterſtützen. Das Gemetzel von beyden Seiten war fürchterlich. Das einzige Mittel, das die Franzoſen zu ihrer Rettung noch hatten, war, daß ſie die Schanze behaupteten, und doch ſahen die Kaiſerlichen eben ſo viel Ruhm als Vortheil vor ſich, wenn ſie dieſelbe eroberten. Beyde Theile verrichteten daher Wunder der Tapferkeit. Dem Herzoge von Vendome ward ſein Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen und er ſelbſt bekam eine Contuſion am Fuße, die indeſſen nicht von Bedeutung geweſen ſeyn muß, da die franzöſiſchen Berich-

te von dieſer Schlacht ſagen, daß er an der Spitze ſeiner Grenadierer zu Fuß gefochten habe.

Der Prinz Eugen hatte auch das Unglück, durch einen Flintenſchuß hinter dem rechten Ohre und unter dem Kinn verwundet zu werden. Deswegen ſahe er ſich genöthigt, dem kaiſerlichen General, Freyherrn von Bibra, das Commando zu übergeben. Die Abweſenheit des Prinzen Eugen ſchwächte hierauf den Muth der Kaiſerlichen und ſie fochten nun nicht mehr mit der vorigen Herzhaftigkeit. Die Franzoſen machten ſich dieſes zu Nutze. Sie griffen ſie mit ſolcher Heftigkeit an, daß ſie ſie nöthigten, ſich zurück zu ziehen, und verfolgten ſie bis an den Eingang der Brücke über den Ritorto, wo jene Poſto faßten, ohne daß die Franzoſen ſie zwingen konnten, über die Brücke zu gehen. Indeſſen lief dieſes letzte Treffen an den Ufern des Ritorto, wo die Preuſſen unter den Befehlen des Fürſten von Anhalt-Deſſau ſtanden, ſehr unglücklich für ſie ab. Dieſer Prinz, der außerordentlich lebhaft und hitzig in der Schlacht war, wollte die

Franzoſen angreifen. Er warf ſich zu dem Ende zu Pferde an der Spitze der preußiſchen Infanterie in den Ritorto, während die Franzoſen unaufhörlich auf ſie feuerten. Es ward eine große Menge von ihnen getödtet, ſo daß der Kanal in Kurzem von Blute gefärbt und die Oberfläche des Waſſers mit Leichnamen bedeckt war. Diejenigen, welche glücklich über den Ritorto gekommen waren, konnten nicht mehr auf die Franzoſen feuern, weil ihr Gewehr und Pulver naß geworden war. Sie mußten alſo das feindliche Feuer aushalten, bis der Prinz Eugen dem Fürſten von Anhalt ſagen ließ, er ſolle ein ſolches Treffen endigen. Es war auch wirklich zu viel. Die Truppen waren erſchöpft und nicht mehr im Stande zu fechten. Sie gingen alſo über den Ritorto zurück. Die Franzoſen verfolgten ſie nunmehr: aber die Kaiſerlichen unterſtützten und vertheidigten ſie gut, verlohren indeſſen viel Leute dabey. Endlich hörte das Treffen wegen der Müdigkeit der Truppen auf; beyde Theile behaupteten

ſich

ſich in ihren Poſten und ſchrieben ſich den Sieg zu. Indeſſen iſt es gewiß, daß der Vortheil auf der Seite der Franzoſen war; und der Herzog von Savoyen, der darüber urtheilen konnte und zugleich ein glaubwürdiger Richter war, ſchrieb an die Königin von England, daß ſeine Staaten am meiſten durch das den Kaiſerlichen bey Caſſano widerfahrne Unglück litten, da der Kaiſer nicht im Stande ſey, eine ſo ſchleunige und ſo zahlreiche Hülfe nach Italien zu ſchicken, als zu wünſchen wäre, um den Verluſt, den er daſelbſt gelitten hätte, wieder gut zu machen.

Doch dem ſey, wie ihm wolle; gnug die Preuſſen haben bey keiner einzigen Action während dieſes ganzen Krieges ſo viel gelitten, als hier. Eben deswegen habe ich mich länger bey dieſer Schlacht aufgehalten, als es ſonſt meine Gewohnheit iſt, wenn es auf Kriegsvorfälle ankömmt. Der Verluſt an Mannſchaft war unſererſeits ſo beträchtlich, daß der Fürſt von Anhalt es nicht wagte, dem Könige ein genaues Verzeichniß

der Gebliebenen und Verwundeten zu ſchi-
cken: und als er ſich doch endlich genöthigt
ſahe, es zu thun; gab ihm der König zu er-
kennen, daß er es gar nicht billige, daß
er ſeine Truppen ſo wenig ſchone.

Die Verbündeten waren in Flan-
dern glücklicher. Der Herzog von Marl-
borough nahm den Franzoſen Hui
weg und grif ihre Linien bey Tille-
mont an. Es iſt indeſſen auch wieder wahr,
daß er ſich dieſen Vortheil gar nicht zu
Nutze machte. Er ſchob aber die Schuld
auf die Deputirten der Staaten, die ſich bey
ſeiner Armee befanden und ſich, weil ſie nichts
vom Kriege verſtanden, ſeinen Planen wi-
derſetzt hatten. Er beklagte ſich daher
über ſie bey den General-Staaten, welche auch,
um es nicht mit England zu verderben, ſich
genöthigt ſahen, ihre Deputirten ſeiner Em-
pfindlichkeit aufzuopfern.

Das Jahr 1706. war für Deutſch-
land unruhvoller, als irgend Eins der
Vorigen. Karl XII. von Schweden,
der über die Ruſſen und zuletzt auch über die

Sachſen geſiegt hatte, fiel mit ſeiner Armee in Sachſen ein. Er ſetzte das ganze Churfürſtenthum in Contribution und bemächtigte ſich faſt aller Städte. Es blieb dem Könige von Polen nichts als ſeine Hauptſtadt Dresden, das Schloß zu Leipzig und die Feſtungen Königſtein und Sonnenſtein übrig. Karl XII. ſchlug ſein Hauptquartier zu Altranſtadt auf, von wo aus er Sachſen als Souverän beherrſchte, ohne ſich daran zu kehren, daß er auf dem Reichstage zu Regensburg für einen Feind des Reichs erklärt worden war.

Der König Auguſt, der ſich in Polen in der Gewalt der Ruſſen befand, und eben ſo wenig Herr von Polen als von ſeinen Churländern war, ſchrieb hierauf an den König von Schweden und bat ihn um Frieden. Er gab dem Freyherrn von Imhof und Herrn Fingſten, Referendaren des geheimen Staatsraths, den Auftrag, ſeinen Brief zu überbringen. Sie hatten zugleich unumſchränkte Vollmacht und von ihm unterzeichnete Blankets; jedoch ſollten ſie ihm,

wie er ſich ausdrückte, annehmliche und chriſtliche Friedensbedingungen zu verſchaffen ſuchen. Als ſeine Beyden Bevollmächtigten im Lager Karls XII. angekommen waren; hatten ſie eine geheime Audienz bey ihm. Sie konnten aber von ihm keine andern als höchſt drückende Bedingungen für ihren Herrn erlangen. Der König Auguſt mußte immer auf die polniſche Krone Verzicht thun: er erkannte den Stanislaus Lesczinsky für den rechtmäßig erwählten König; entſagte dem Bündniſſe mit den Ruſſen; gab den Prinzen Sobiesky und allen Gefangenen die Freyheit wieder und verſprach, alle ſchwediſche Ueberläufer, die in ſeinen Dienſt getreten waren, und namentlich den Johann Patkul, einen gebohrnen Liefländer und Geſandten des Czaars am Hofe des Königs Auguſt, auszuliefern. Karl XII. behandelte denſelben als einen rebelliſchen Unterthan, ließ Kriegsrecht über ihn halten, und ihn verurtheilen, daß er lebendig gerädert und geviertheilt werden ſollte. Dieſes ſchreckliche Urthel wurde auch wirklich vollzogen. Karl XII.

allein hielt dieſe Handlung für Gerechtigkeit; ganz Europa aber bezüchtigte ihn der Grauſamkeit.

Auguſt ratifizirte den Vergleich und kam nach Dresden zurück. Er war indeſſen nicht mit ſeinen Abgeſandten zufrieden. Sie wurden das Opfer ſeiner Politik. Um den Czaar zu überreden, daß ſie ſeine Befehle überſchritten hätten, ließ er ſie in Verhaft nehmen und auf den Königſtein ſetzen, wo ſie nie wieder herunter kamen. Der unglückliche Fingſten ſtarb daſelbſt nach einer zwey und zwanzigjährigen Gefangenſchaft.

Karl XII. gab Friedrich I. von ſeinem Einmarſche in Sachſen Nachricht, und ſchickte deswegen den Baron von Roſenhan als außerordentlichen Ambaſſadeur nach Berlin. Er hielt einen öffentlichen Einzug und wurde drey Tage lang in dem ehemaligen Hauſe des Oberpräſidenten von Danckelmann, worin man damals die fremden Fürſten und Ambaſſadeure logirte, frey gehalten. Er hatte den Auftrag, vom Könige zu verlangen, den Stanislaus Lesczins-

ky als König von Polen anzuerkennen. Friedrich, der nicht gern dem Könige Auguſt entgegen ſeyn wollte, willigte ein, den Stanislaus zwar als König, aber nicht als König von Polen anzuerkennen, und erklärte ſich dahin, daß er ſich für die Zukunft in dieſer Sache nach dem richten würde, was der gröſte Theil der polniſchen Nation thun würde.

Friedrich I. ſchickte nun ſeiner Seits den Staatsminiſter von Printz in der Eigenſchaft eines Ambaſſadeur an den König von Schweden, um ihn zu ermahnen, Sachſen zu verlaſſen und nichts wider die Stände des Reichs zu unternehmen. Allein der Herr von Printz war in ſeiner Unterhandlung für den König Auguſt nicht glücklicher, als der Herr von Roſenhan es zu Berlin für den König Stanislaus geweſen war. Ich begleitete den Herrn von Printz damals nach Alt-Ranſtadt und war auch bey der Audienz zugegen. Sie war ſehr einfach und ganz militäriſch. Man konnte die Verſe, die Crebillon im Rhada-

miſt dem Pharamanes in den Mund legt, ganz darauf anwenden:

La nature marâtre en ces affreux climats,
Ne produit au lieu d'or, que du fer, des
Soldats. *)

Der König war eben ſo wie ſeine Schweden gekleidet. Sie hatten große einfache Hüte mit einem kupfernen Knopfe. Das Oberkleid beſtand aus dunkelblauem Tuche; die Weſte und die Beinkleider aber waren gelb oder von Elendthierhäuten. Gemeiniglich trugen ſie auch Handſchuhe von dieſen oder von andern dicken Häuten, welche die engen Ermel ganz bedeckten; wie ſie ſie auch jetzt noch tragen. Der König ging beſtändig in Stiefeln und Spornen und hatte die Schöße des Kleides ſtets aufgeſchlagen, als wenn er jeden Augenblick zu Pferde ſteigen wollte. Er war gut gewachſen, etwas mehr als mittelmäßig groß und hatte nach unten zu eine ſchmale Taille. Er hatte breite Schultern

*) „Die ſtiefmütterliche Natur bringt in dieſen abſcheulichen Gegenden ſtatt des Goldes nur Eiſen „und Soldaten hervor.„

und war überhaupt ein ſchöner Mann. Er hielt ſich ſehr gerade und hatte eine impoſante Miene. Wenn er ging; ſchleppte er den einen Fuß ein wenig nach, weil er ſich zu Crakau einmal bey einem Falle vom Pferde den einen Schenkel zerbrochen hatte. Niemand ſaß übrigens beſſer, und Niemand gewiß öfterer zu Pferde, als er; denn er ritt täglich 8 bis 10 deutſche Meilen bloß ſpatzieren.

Der König von Schweden gab die Audienz in einer großen Scheune, die einen großen Saal bildete, deſſen Plafond und Wände mit Tapeten behangen waren. Karl ſtand am Ende des Saals mit dem Rücken gegen einen Tiſch gelehnt und mit dem Hute auf dem Kopfe. Bey der erſten Verbeugung, die der Ambaſſadeur machte, nahm er den Hut ab. Nachdem Beyde ſich wieder bedeckt hatten; fing der Letztere an zu ſprechen; ſchränkte ſich aber bloß auf die gewöhnlichen Complimente ein. Karl XII. antwortete ganz kurz darauf. Nach der Audienz bat der Geſandte den König um die Er-

laubniß, ihm die Perſonen aus ſeinem Gefolge vorſtellen zu dürfen. Er verſetzte darauf: Wenn ſie den König von Schweden ſehen wollen; müſſen ſie nach Stockholm kommen; hier werden ſie einen bloßen Soldaten zu ſehen bekommen. Er ſahe uns hierauf Alle an und nickte uns gnädig zu, welches wir durch eine tiefe Verbeugung erwiederten.

Der Geſandte ſpeiſ'te zu Mittag mit dem Könige; ſein Gefolge aber wurde vom Grafen von Piper eingeladen und ſehr vortreflich und artig bewirthet. Der Geſandte kam zu uns, als wir noch bey der Suppe waren; indem der König nicht über eine halbe Stunde bey der Tafel ſaß.

Karl XII. begegnete dem Herrn von Printz ſehr gnädig und beehrte ihn die Zeit über, da er in ſeinem Lager war, mit ſeinem Zutrauen. Auch wir hatten Urſach, mit der höflichen und guten Aufnahme, die wir bey den Schweden fanden, ſehr zufrieden zu ſeyn.

Während der König von Schweden in Sachſen den Herrn ſpielte; dehnte der Kaiſer Joſeph ſeine kaiſerliche Macht über die Grenzen aus, indem er die Churfürſten von Cölln und Bayern in die Reichsacht erklärte. Friedrich I. billigte das Verfahren des Kaiſers gegen dieſe Fürſten ganz und gar nicht: denn nach der Conſtitution des Reichs hätte die gegen ſie erklärte Acht im Churfürſtencollegium genehmigt werden müſſen. Allein der wiener Hof änderte deswegen die Sentenz nicht; und die kaiſerlichen Miniſter beſchuldigten ſogar den König, daß er keinen Eifer für das Beſte des öſtreichiſchen Hauſes habe, welches in ihren Augen ein unverzeihliches Verbrechen war. Der Churfürſt von der Pfalz und der aus dem pfälziſchen Hauſe abſtammende König von Schweden mißbilligten das kaiſerliche Dekret gegen die beyden Churfürſten gleichfalls, beſonders ſo weit daſſelbe die Confiscation der bayerſchen Länder, die ganz gegen die Reichsverfaſſung lief und Beyde des Erbfolgerechts in dieſen Ländern beraubte, betraf.

Indeſſen hatte Alles dieſes nicht den gering- ſten Einfluß auf die Kriegsoperationen oder auf das fernere deſpotiſche Verfahren des Kai- ſers Joſeph. Um den deutſchen Reichs- fürſten zu zeigen, wie wenig er ſich aus ihren Klagen mache; ſchickte er die ſchwäbiſchen Kreistruppen nach Italien und Ungern, ſo daß der ganze Rhein von Soldaten ent- blößt war; denn der Prinz von Baden hat- te nur 18000 Mann unter ſich, ohne Kano- nen, Pulver und Kriegsmunition. Die Kreiſe verlangten jetzt Sicherheit und ihren Antheil an den Contributionen, die in Bay- ern und anderwärts gehoben worden waren und die der wiener Hof allein für ſich behal- ten hatte. Wie ſollte es aber dieſer Hof, der nie gnug hatte und ſtets voller Schulden war, wohl anfangen, um dieſes Geld wie- der heraus zu geben? Es mit Gewalt zu fo- dern, war ſo viel als das Unmögliche verlan- gen. Die General-Staaten unterließen nicht, ihre guten Dienſte zu verwenden, um den Kreiſen einige Genugthuung zu verſchaf- fen. Allein die Vorſtellungen, die ſie dem

Grafen von Zinzendorf machten, dienten zu Nichts und die Sachen verſchlimmerten ſich immer mehr und mehr. Der Kaiſer, der nur auf Italien und Ungern dachte, ließ den Rhein bloß und folglich den Prinzen Ludwig von Baden außer Stande, Etwas zu unternehmen.

Die Franzoſen würden es ſehr gut gehabt haben, wenn England und Holland nicht beſſer auf das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich bedacht geweſen wären, als dieſes Haus es ſelbſt war. Beyde Mächte verfuhren ſtets mit gleichem Eifer. Der König Karl III. wurde von Philipp V. in Barcelona belagert und war in Gefahr, von demſelben zum Gefangnen gemacht zu werden, wenn die engliſche Flotte nicht zu ſeiner Befreyung herbeygeeilt wäre. Die Ankunft dieſer Flotte nöthigte den König Philipp und den Marſchall von Teſſé, die Belagerung plötzlich aufzuheben. *) Sie ließen ihr Geſchütz, ihre Verwundeten und Kranken im Stich und empfahlen ſie der Sorgfalt

*) Am 12. May.

des Mylord Peterborough, des ſonderbarſten, aber vielleicht auch des großmüthigſten Mannes ſeiner Zeit. Der König Karl III. meldete dem Könige Friedrich ſeine Befreyung, der hierauf den Freyherrn von Kniphauſen, damaligen Kammerherrn und nachherigen Staatsminiſter, *) an ihn abſandte, um ihm dazu Glück zu wünſchen.

Kurz darauf erfolgte die Nachricht von der Schlacht bey Ramillies, welche der Herzog von Marlborough gegen den Marſchall von Villeroi gewonnen hatte. **) Es war indeſſen mehr eine Redoute, als eine Schlacht; denn der Kampf dauerte nur zwey Stunden. Die Franzoſen verlohren bey dieſer Gelegenheit neunzig Fahnen oder Standarten, alle ihre Waffen, die Pauken und Standarten der königlichen Haustruppen, die Proviantwagen und ſämmtliche Bagage. Der Verluſt der Franzoſen war doppelt ſo groß, als Je-

*) Geſtorben 1733.

**) Den 23. May.

ner der Alliirten, die nicht mehr als 1066 Mann an Officieren und Soldaten verlohren, ohne die Verwundeten, deren Zahl ſich auf 2567 Mann belief. Dieſe Schlacht war alſo weit weniger blutig, als die bey Hochſtedt, deswegen aber für die Alliirten nicht weniger wichtig, weil ſie ihnen in einem einzigen Feldzuge ganz Brabant und das ſpaniſche Flandern verſchafte.

Der Herzog von Marlborough ſchrieb ſelbſt an den König, um ihm Nachricht von dieſem Siege zu geben und ihm anzuzeigen, in wie fern ſeine Truppen Theil daran gehabt hätten. Die Briefe trafen ihn in Hannover. Da er nach Holland gehen wollte, um wo möglich die oraniſche Erbfolgeſache zu beendigen; hatte er ſeine Reiſe ſo eingerichtet, daß er durch dieſe Stadt kam. Der Kronprinz begleitete ihn. Die Vermählung zwiſchen demſelben und der Prinzeſſin von Hannover wurde bey dieſer Gelegenheit verabredet und die Verlobung unter den gewöhnlichen Feyerlichkeiten geſchloſſen;

die Vollziehung des Beylagers aber bis auf den November ausgeſetzt.

Nachdem der König Hannover wieder verlaſſen hatte; ging er nach Honslardick unweit dem Haag, der Prinz aber zur Armee nach Flandern, wo er der Belagerung von Menin beywohnte. Dieſer Platz, den der Herr von Vauban ſein Meiſterſtück nannte, wurde den 23. Julius angegriffen und den 22. Auguſt mit Capitulation eingenommen. Während dieſer Belagerung traf der König mit dem Prinzen von Naſſau, Statthalter von Friesland, einen vorläufigen Vergleich, durch welchen ihm die Herrſchaft Herſtall, unweit Lüttich, abgetreten wurde. Dies war die ganze Frucht dieſer Reiſe, deren Koſten den Werth dieſer Herrſchaft weit überſtiegen. Ueberhaupt, wenn man die Summen, die der König auf ſeine häufigen Reiſen, die er wegen der oraniſchen Erbfolge nach Holland gemacht hat, verwendet hat, zuſammen rechnete; ſo würde man finden, daß die ganze Erbſchaft theuer gnug bezahlt worden ſey.

Demungeachtet war Friedrich ſehr zufrieden, daß er die Herrſchaft Herſtall erhalten hatte und kam nun wieder nach Berlin zurück, wo auch der Kronprinz beynahe zur nemlichen Zeit eintraf.

Nachdem Alles zum Empfange der Kronprinzeſſin bereitet war; reiſ'te der Graf von Finck mit einer zahlreichen Begleitung nach Hannover ab, um von Seiten des Königs der Trauungsceremonie beyzuwohnen. Dem Churprinzen von Hannover, jetzigem Könige von England, wurde die Prinzeſſin per procurationem angetrauet. Den folgenden Morgen reiſ'te ſie von Hannover mit einem Gefolge ab, wie es ſowohl dem Hauſe, aus welchem ſie abſtammte, als dem, mit welchem ſie nun verbunden wurde, anſtändig war. Ihr Vater hatte ihr eine Ausſtattung gegeben, wie vielleicht noch keine deutſche Prinzeſſin bekommen hatte. Alles war in Paris gekauft worden und die Herzogin von Orleans hatte Alles beſorgt. Sie zeigte es, ehe ſie es abſchickte, dem Könige Ludwig XIV., welcher darauf ſagte, es

ſey

ſey für die pariſer Kaufleute zu wünſchen, daß alle deutſche Prinzeſſinnen ſo ausgeſtattet würden.

Die Prinzeſſin kam den 27. November nach Berlin. Der König fuhr ihr eine halbe Meile entgegen. Sobald ſie ſeinen Wagen gewahr wurde; ſtieg ſie aus. Eben dies that der König und ging ihr entgegen. Nachdem er ſie umarmt hatte; ſtellte er ihr den Kronprinzen, ſeine drey Brüder und ſeine Schwägerinnen vor. Darauf ſetzte er ſich wieder in den Wagen. Die Prinzeſſin ſaß ihm zur Seite und die beyden Markgräfinnen ihm gegenüber. Der Kronprinz und die drey Markgrafen ritten vor dem Wagen her. Die übrige Begleitung war Eine der prächtigſten. Verſchiedene neu gekleidete Regimenter und die Bürgerſchaft waren unter den Waffen und hatten die Straßen vom Thore an bis an das Schloß beſetzt. Am folgenden Tage um 8 Uhr Abends erhielt der Kronprinz und die Prinzeſſin in der Schloßkapelle die prieſterliche Einſegnung von dem Biſchofe. Als man die Kapelle verließ; begab

man ſich in den zum Feſte beſtimmten Saal. Nach dem Abendeſſen eröfneten der Prinz und die Prinzeſſin den Ball durch den Fackeltanz, wie es damals an den deutſchen und nordiſchen Höfen gebräuchlich war. Dieſer Tanz iſt eigentlich eine Polonoiſe, die unter Trompeten- und Paukenſchall getanzt wird und die mehr einer Prozeſſion als einem Tanze ähnlich ſieht, indem zwölf Herren, immer zwey und zwey, voraufgehen und große brennende Fackeln von weißem Wachſe in den Händen haben. Ihnen folgten der Ober- und Hof-Marſchall mit ihren Ceremonienſtäben. Dieſe gingen dicht vor den Neuvermählten vorher. Vier gleich gekleidete Ehrenjungfern trugen die Schleppe der Braut, und zwölf andere Herren mit brennenden Fackeln ſchloſſen den Zug. Der Bräutigam tanzte hierauf mit allen Prinzeſſinnen und die Braut mit dem Könige und allen Prinzen des königlichen Hauſes.

Sechs Wochen hindurch hörten die Luſtbarkeiten nicht auf. Die Markgrafen Albrecht und Chriſtian Ludwig tanzten

nebſt allen jungen Leuten, die nur am Hofe waren, ein Ballet. Ich war ſelbſt mit von der Parthie und ich erinnere mich noch, daß der Erſtere dieſer Prinzen, der die Direction darüber hatte und ſich überhaupt dergleichen Anordnungen ſehr ernſtlich angelegen ſeyn ließ, ſich bey den Vorbereitungen dazu mit dem Balletmeiſter bald verzürnte, bald wieder ausſöhnte, welches uns beynahe mehr Vergnügen machte, als das Ballet ſelbſt.

Die Luſtbarkeiten bey Gelegenheit dieſer Vermählung wurden kurz darauf in Traurigkeit verwandelt. Der König wurde nemlich krank. Da er außerordentlich und allgemein geliebt war; ſo verurſachte dieſes viel Unruhe und Beſorgniß, beſonders da er einige Tage hindurch in der äußerſten Gefahr ſchwebte. Man gab ihm endlich ein Vomitiv, wornach er ſich beſſer befand. Er hatte doch bey dieſer Gelegenheit den Troſt, zu ſehen, wie ſehr ihn ſein Volk liebte.

Ueber der Vermählung des Kronprinzen habe ich die Schlacht bey Turin ganz vergeſſen. Sie war Eine der denkwürdigſten

in dieſem ganzen Kriege, in welcher ſich vorzüglich die Preußen unter den Befehlen des Fürſten von Anhalt auszeichneten. Dieſer Tag überſchüttete den Prinzen Eugen mit Ruhm und befreyete den Herzog von Savoyen aus der ängſtlichen Lage, in welcher er ſich befand; denn wäre Turin eingenommen worden; ſo hätte er keine Staaten mehr gehabt. Die Uneinigkeit der franzöſiſchen Generale bereitete ihnen ihr Verderben. Der Herzog von Orleans, nachheriger Regent von Frankreich, commandirte die Franzoſen; aber der Marſchall von Marſin, der unter ihm diente, hatte geheime Ordres vom Hofe; ſo daß, als der Herzog von Orleans dem Prinzen Eugen entgegen gehen und ihm außerhalb der Verſchanzungen eine Schlacht liefern wollte, der Herr von Marſin einen Befehl von Ludwig XIV. vorzeigte, vermöge deſſen im Fall einer Action mit dem Feinde der Herzog von Orleans verbunden ſeyn ſollte, dem Rathe des Herrn von Marſin zu folgen. Der Marſchall hielt ſich nunmehr innerhalb der

Circumvallationslinie, weil er glaubte, daß man ihm hier gar nicht werde ankommen können.

Unterdeſſen erhielt der Herzog von Savoyen Nachricht, daß die Belagerer ein Convoy kommen ließen. Er meldete dieſes ſogleich dem Prinzen Eugen, der nunmehr beſchloß, dieſelbe anzugreifen. Die Bedeckung wurde bald niedergemacht; indeſſen konnte man nicht verhindern, daß drey hundert Mauleſel glücklich in das feindliche Lager kamen. Der Ueberreſt rettete ſich mit dem Marquis von Bonelles, der das Convoy commandirte, in das Schloß Pianezza, wo aber die vom Fürſten von Anhalt angeführten Preußen ſie zwangen, ſich zu ergeben. Nach dieſer Expedition beſchloß der Herzog von Savoyen und der Prinz Eugen, die Linien der Franzoſen zu attakiren. Der Angriff hub den 7. September vor Sonnenaufgang durch eine Batterie von funfzehn Stück Kanonen an, welche der Herzog von Savoyen auf die Belagerer ſpielen ließ. Sogleich thaten hierauf die

kaiſerlichen Grenadierer des linken Flügels, von den Preußen unterſtützt, den erſten Angriff. Die Franzoſen feuerten zwar ihre erſte Ladung auf ſie ab, wurden aber von der preußiſchen Infanterie mit dem Degen in der Hand und dem Bayonnette auf dem Gewehre zurück getrieben. Der rechte Flügel der alliirten Armee ſtand mehr im Bloßen und ward daher anfänglich in Unordnung gebracht. Aber der Prinz Eugen kam ihm zu rechter Zeit mit einigen Eskadrons zu Hülfe und zwang die Franzoſen, ſich zurück zu ziehen. Der zweyte Angriff war allgemein. Die Preußen thaten Wunder der Tapferkeit dabey und waren die Erſten, die ſich zu Meiſtern der Verſchanzungen machten. Dem Prinzen Eugen ward ein Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen. Von Seiten der Franzoſen wurde der Herzog von Orleans an der Hand und der Marſchall von Marſin im Schenkel verwundet und letzterer gefangen genommen. Ein Wundarzt des Herzogs von Savoyen löſ'te ihm den Schenkel ab, worauf er einige Augen=

blicke nach der Operation ſtarb. Die Franzoſen wurden zur Verzweifelung gebracht. Sie hatten in dem Treffen nicht über 2000 Todte. Sie nahmen ihren Weg nach dem Delphinate zu, wodurch ſie Italien aus den Augen verlohren und den Sieg unnütz machten, den zwey Tage darauf der Graf von Medavy bey Caſtiglione über den Erbprinzen von Heſſen, nachherigen König von Schweden, erfocht.

Ich bin bey dieſer Gelegenheit weitläuftiger als gewöhnlich geweſen, weil Turin ſeine Befreyung lediglich der Tapferkeit der Preußen zu verdanken hatte. Der Herzog von Savoyen gab ihnen ſelbſt dieſes Zeugniß in einem Briefe an den König, wie man aus folgenden erſehen kann. Die feindliche Armee, ſagt er, iſt vor meiner Stadt Turin in ihren eignen Linien geſchlagen worden. Die Truppen Euer Majeſtät haben den gröſten Antheil an dieſem Siege gehabt. Ich kann ihren Muth und die Tapferkeit ih-

res Anführers, des Fürſten von Anhalt, nicht gnug loben. Ich bin Euer Majeſtät ſo vielen Dank ſchuldig, daß ich ängſtlich bin, Ihnen nicht meine ganze Erkenntlichkeit bezeugen zu können.

Da Ludwig XIV. in einem einzigen Jahre ſo viel Mißgeſchick gehabt hatte; wurde er geneigt, um Frieden zu bitten. Er erbot ſich zu einer Theilung und zu Verhandlungen über die Grundſätze des großen Bündniſſes. Allein je demüthiger er ſich zeigte, deſto ſtolzer wurden die Alliirten. Sie verwarfen ſeine Vorſchläge und wollten von keiner Theilung etwas wiſſen. Der Krieg hörte alſo nicht auf. Die Alliirten fuhren fort, Schlachten zu gewinnen, Städte zu erobern, Provinzen zu verwüſten; und endlich ſchloſſen ſie nach fünf andern im Kriege verfloſſenen Jahren einen Frieden unter weit weniger annehmlichen Bedingungen, als Jene waren, die ihnen jetzt angeboten wurden.

1707. Da man den Frieden verworfen hatte; ließ der König 27000 Mann gegen Frank-

reich agiren. Der Graf von Lottum behielt das Commando in Flandern, wo indeſſen nichts Merkwürdiges vorfiel. Nicht ſo war es dieſes Jahr in Italien. Die Franzoſen räumten das mayländiſche Schloß und am Ende die ganze Lombardey. Es fand in Anſehung dieſer Räumung Italiens eine Art von Capitulation zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ſtatt. Sie wurde den 13. März unterzeichnet und den ſechzehnten eben dieſes Monats durch den Herzog von Savoyen ratifizirt. Da ſie nicht zu meinem Zwecke gehört; ſo werde ich die Artikel derſelben hier nicht anführen. Dieſe Convention hinderte indeſſen die Kaiſerlichen nicht, ſich des Königreichs und der Stadt Neapel zu bemächtigen. Der Herzog von Savoyen marſchirte in Verbindung mit dem Prinzen Eugen nach Toulon zu. Schon war die alliirte Armee in Provence eingedrungen. Toulon wurde belagert und eine furchtbare engliſche Flotte, die das Meer beherrſchte, bombardirte dieſen Ort, der damals noch nicht ſo befeſtigt

war, wie jetzt. Schon zählten die Verbündeten ihn mit unter ihre Eroberungen, als auf einmal der Herzog von Savoyen die Belagerung aufhob. Man ſagt, er habe dieſen Entſchluß deswegen gefaßt, weil der König von Schweden ihm habe andeuten laſſen, daß er es nicht ruhig mit anſehen würde, wenn er die Belagerung der Stadt Toulon hartnäckig verfolgte; ſondern daß er, ſobald der Ort erobert würde, mit ſeiner Armee in die Erbländer des Kaiſers eindringen werde. Der Kaiſer werde ſich alsdann genöthigt ſehen, ſeine Truppen zurück kommen zu laſſen und Er, der Herzog von Savoyen, werde dann der Willkühr der Franzoſen überlaſſen ſeyn. Was ich hier anführe, habe ich aus dem Munde des verſtorbenen Herrn von Schulenburg, der damals General-Lieutenant in ſavoyiſchen Dienſten war und mich verſichert hat, es vom Herzoge ſelbſt gehört zu haben. Es mag nun ſeyn, wie es wolle; die Engländer beklagten ſich laut über den Herzog von Savoyen und gaben ihm Schuld, er habe ſich

von Frankreich beſtechen laſſen und große Summen erhalten, um die Unternehmung auf Toulon rückgängig zu machen. Allein der Herzog, der aus politiſchen Gründen gehandelt hatte, ſetzte ſich über dieſes Gerede hinaus und es ſchien auch nicht, daß die engliſche Regierung deswegen böſe auf ihn geweſen wäre.

Während der Belagerung von Toulon empfing der König durch ſeinen Geſandten Bartholdi zu Wien die Belehnung über die Grafſchaft Mörs, die der Kaiſer bey dieſer Gelegenheit in ein Reichsfürſtenthum erhob. Sie machte einen Theil der oraniſchen Erbſchaft aus. Der Fürſt von Naſſau-Diez, der kraft des Teſtaments des Königs Wilhelm III. den Titel eines Fürſten von Oranien angenommen hatte, proteſtirte gegen dieſe Belehnung. So wie aber zu allen Zeiten die mächtigern Fürſten über die Kleinern geſiegt haben; ſo hörte man auch hier nicht auf ſeine Proteſtation und der König nahm auf dem Reichstage im Fürſtencollegium auf der weſtphäliſchen Bank Platz.

Auch brachte der König noch die Grafſchaft Tecklenburg für 300,000 Thaler, die er dem Grafen von Solms bezahlte, an ſich. Die Familie der Grafen von Tecklenburg war 1555. in der Perſon Konrads erloſchen. Dieſer hatte ſeine einzige Tochter mit dem Grafen Eberwein von Bentheim vermählt; ſeine Schweſter aber hatte den Grafen Philipp von Solms-Braunfels geheirathet. Nach Konrads Tode ſetzte ſich der Graf von Bentheim in den Beſitz der tecklenburgiſchen Länder. Darüber fing der Graf von Solms einen Prozeß mit ihm an, weil er von Seiten ſeiner Gemahlin Anſprüche darauf machte. Die Entſcheidung des Reichsgerichts erſchien erſt lange nach dem Tode beyder Partheyen. Im Jahre 1686. that es endlich einen Ausſpruch, wodurch den Erben des Grafen von Solms drey Achttheile der tecklenburgiſchen Erbſchaft mit allen Einkünften, welche ſeit der Beſitznehmung waren gehoben worden, zuerkannt wurden. Da dieſe aber den Werth der ganzen Erbſchaft überſtiegen, ſo befahl der Reichs-

Hofrath durch ein Dekret vom Jahre 1702. daß der Graf von Solms in den Beſitz der ganzen Grafſchaft Tecklenburg geſetzt werden ſollte, bis die zu fodern habende Summe gänzlich bezahlt worden wäre.

Nachdem dieſe Grafſchaft nun in die Hände des Grafen von Solms gekommen war; verkaufte er ſie an den König. Die Grafen von Bentheim mogten ſich noch ſo ſehr darüber beſchweren und zehen mal die Kaufſumme anbieten; man hörte nicht auf ſie. Friedrich I. blieb nicht nur im Beſitze dieſer Acquiſition; ſondern auch ſeine Nachfolger haben ſie erhalten und die Reichsgerichte haben es nicht für rathſam gehalten, ſich in dieſe Sache zu miſchen, um keine neuen Unruhen in Deutſchland zu verurſachen. Die Grafſchaft Tecklenburg, die in Weſtphalen liegt, wurde mit der Grafſchaft Lingen, die auch einen Theil der oraniſchen Erbſchaft ausmachte, vereinigt und Beyde erhielten eine beſondere Regierung. Vortheilhafter für den König war indeſſen der Erwerb des Fürſtenthums Neuf

chatel, das ihm vorzugsweiſe vor vielen andern Mitwerbern zugeſprochen wurde.

Der König gründete ſeine Anſprüche auf ſeine Mutter, die aus dem Hauſe Naſſau-Oranien war, an welches die Güter des Hauſes Chalon durch Verheirathung gekommen waren. Dieſes hatte das Fürſtenthum Neufchatel ſtets dem Hauſe Longueville ſtreitig gemacht. Um aber zu verſtehen, was zu dieſer Beſtreitung Anlaß gab, müſſen wir etwas weiter ausholen.

Das Fürſtenthum Neufchatel hatte ehedem dem Hauſe Chalon gehört. Dieſes hatte die Grafen von Hochberg damit beliehen, ſich aber das Recht des Rückfalls vorbehalten. Allein dieſe Grafen hatten ſich zu Oberherren aufgedrungen, als die Schweizer ſich für unabhängig erklären ließen. Das Haus Chalon hatte bey allen Gelegenheiten gegen die Uſurpation der Grafen von Hochberg proteſtirt; dieſe hatten ſich aber durch die Unterſtützung der Schweizer ſtets in ihrem Beſitze erhalten, ſo daß Johanne von Hochberg nach der Erlö-

ſchung des Mannsſtammes ihrer Familie im Jahre 1504. die Oberherrſchaft über Neufſchatel an das Haus Longueville gebracht hatte, bey welchem dieſes Fürſtenthum bis zum Tode der Herzogin von Nemours, mit welcher das Haus Longueville ausſtarb, verblieb. Unterdeſſen hatte ſich Claudia von Chalon mit dem Grafen Heinrich von Naſſau vermählt. Sie hinterließ einen Sohn, Renatus von Naſſau, den ſein mütterlicher Oheim, Philipp, Prinz von Oranien, zu ſeinem Erben eingeſetzt hatte. Auf die Art waren alle Anſprüche des Hauſes Chalon auf den Renatus und ſeine Deſcendenten, zu denen auch die Mutter Friedrichs I. gehörte, durch das Abwälzungsrecht gekommen.

Die Fürſten von Naſſau-Oranien hatten Neufchatel nie aus den Augen verlohren. Als Wilhelm III., König von England, der letzte männliche Zweig aus dieſem Hauſe, durch den ryswicker Frieden wieder in alle Länder und Anſprüche ſeiner

Vorfahren war eingeſetzt worden; erklärte er ſogleich, daß er nach dem Tode der Frau von Nemours in den Beſitz des Fürſtenthums Neufchatel geſetzt zu werden verlange. Friedrich I., der ſich als den Erben des Hauſes Oranien betrachtete, glaubte, dieſes Fürſtenthum reclamiren zu können. Es ward ihm aber, wie ich ſchon geſagt habe, von mehrern Prätendenten, beſonders von dem Prinzen Franz Ludwig von Conti, ſtreitig gemacht. Dieſer gründete ſeine Rechte darauf, daß der letzte Herzog von Longueville, Johann Ludwig, der 1694. ſtarb, ihn zum Nachtheil ſeiner eignen Schweſter, Marie von Longueville, Herzogin von Nemours, in ſeinem Teſtamente zum Erben eingeſetzt hätte. Die Stände von Neufchatel hatten indeſſen auf dieſe Erbeseinſetzung keine Rückſicht genommen; ſondern die Herzogin für ihre Regentin anerkannt. Nach dem Tode dieſer Prinzeſſin, der im Jahre 1707. erfolgte, wollte nun der Prinz von Conti das erwähnte Teſtament geltend machen, ſo daß ein großer Prozeß

zwiſchen allen Denen entſtand, welche mit den Häuſern Chalon, Longueville und Naſſau-Oranien verwandt waren. Die ganze Streitſache wurde hierauf zu Neufchatel vor den Ständen der Provinz unterſucht.

Friedrich I. ſchickte den Grafen von Metternich in der Eigenſchaft eines Ambaſſadeur dahin. Der Prinz von Conti war ſelbſt zugegen und wurde durch den Herrn von Puiſieux, franzöſiſchen Geſandten bey den dreyzehn Cantonen, unterſtützt.

Es entſtand hier eine Rangſtreitigkeit zwiſchen dem preußiſchen Geſandten und dem Prinzen von Conti, welche den Herrn von Puiſieux veranlaßte, den Herren vom Conſeil zu Neufchatel ein Memoire zu übergeben, worin er ſagte, daß der König, ſein Herr, es nicht gleichgültig anſehen könne, daß man ſich in Neufchatel erkühne, es gegen Prinzen von ſeinem Geblüte an der gehörigen Ehrfurcht fehlen zu laſſen. Es würde der Weisheit und Klugheit der Herren vom Conſeil angemeſſen ſeyn, auf das ge-

ſchwindeſte Maaßregeln zu nehmen, um zu verhindern, daß die Anmaaßungen des preuſ-ſiſchen Miniſters nicht weiter gingen; um ſo mehr, da dieſe Anmaaßungen ſich lediglich auf Bosheit oder Unwiſſenheit gründeten; weil, wenn auch der neue Titel, den ſich der Churfürſt von Brandenburg ſeit einigen Jahren gegeben hätte, ſchon allgemein anerkannt wäre, doch die Anmaaßungen der Geſandten dieſes Fürſten ſchimäriſch ſeyn würden. Er halte ſich für verpflichtet, die Herren vom Conſeil zu warnen und ihnen zu erklären, daß, wenn ſie ihr Benehmen nicht bald ändern würden, der König, ſein Herr, Maaßregeln ergreifen würde, die den friedlichen und ſanftmüthigen Geſinnungen, die er bis dahin in Betref der neufchateller Angelegenheit gezeigt habe, ganz und gar entgegengeſetzt ſeyn würden. Was ihn, den Geſandten, perſönlich betreffe; ſo hoffe er in Anſehung deſſen, was er wünſche, günſtige Neigungen zu finden, weil die Herren vom Conſeil einzig und allein um dieſen Preis die Fortſetzung der Wohlgewogenheit des Kö-

nigs, ſeines Herrn, verdienen könnten. Das Memoire des franzöſiſchen Geſandten beunruhigte den Grafen von Metternich nicht viel; indem alle Seemächte ſich bey dem Conſeil zu Neufchatel zum Beſten des Königs, ſeines Herrn, verwendet hatten. Auch Karl XII. und die proteſtantiſchen Cantone ſelbſt hatten ſich für ihn erklärt, indem die letztern lieber ihn als Frankreich zum Nachbar haben wollten. So wurde dann auch am 3. November 1707. der König zum Fürſten von Neufchatel und Vallangin proclamirt. Die dreyzehen Cantone ſowohl, als alle wider Frankreich im Krieg begriffene Mächte erkannten ihn dafür und der im J. 1713. geſchloſſene utrechter Friede verſicherte ihm endlich den ruhigen Beſitz dieſes Fürſtenthums.

Der Erwerb von Neufchatel, wovon der junge Graf von Metternich, ein Sohn des Geſandten, dem Könige die Nachricht überbrachte, intereſſirte das Publicum nicht ſo ſehr, als die Geburt eines Prinzen, von dem die Kronprinzeſſin den 28. November

entbunden wurde. Der König wollte, er ſollte den Namen eines Prinzen von Oranien wegen der Anſprüche, die er auf dieſes Fürſtenthum habe, ſtatt den eines Prinzen von Preußen oder Brandenburg, den ſeine Geburt ihm gebe, annehmen. Er wurde den 3. December in der Domkirche mit aller möglichen Pracht getauft. Der König, der Churfürſt von Hannover, die General-Staaten und die dreyzehen Cantone ſtanden nebſt der Königin Anna von Groß-Britannien, und der Churfürſtin von Braunſchweig Lüneburg Gevatter. Mylord Raby, nachheriger Graf von Stafford, der kurz vorher in der Eigenſchaft eines engliſchen Geſandten einen öffentlichen Einzug in die Stadt gehalten hatte, ſtellte bey dieſer Gelegenheit die Königin, ſeine Gebieterin, vor. Der Ceremonienmeiſter, Herr von Beſſer, hohlte ihn aus ſeinem Hotel in königlicher Equipage ab, worauf er nach der Ceremonie mit dem Könige und der königlichen Familie zu Abend ſpeiſ'te. Hernach wurde ein Feuer-

werk abgebrannt und die ganze Stadt war erleuchtet. Die Freude war ganz allgemein.

Mitten unter dieſen Freudensbezeugungen war indeſſen der Hof nicht ohne Unruhe, weil der König von Schweden immer noch in Sachſen blieb. Er bot den europäiſchen Mächten gleichſam unaufhörlich Schach, und es iſt gewiß, wenn er gewollt hätte, er hätte Europens Schiedsrichter ſeyn können. Man ſchreibt es dem Herzoge von Marlborough zu, daß er den Entſchluß faßte, wieder nach Polen zu gehen; welches mir aber ſehr problematiſch vorkommt, indem Karl XII. immer durch ſich ſelbſt handelte und es gerade das Mittel war, ihn Etwas nicht thun zu laſſen, wenn man ihm dazu rieth. Karl ging mit dem Gedanken um, den Czaar zu entthronen. Der Mylord-Herzog entdeckte es, daß es dieſem Fürſten galt. Er feuerte ihn alſo noch mehr dazu an und der König entſchloß ſich nun feſt, ſein Vorhaben auszuführen. Er war überzeugt, daß Ein Jahr hinreichend ſeyn würde, um über das ruſſi-

ſche Reich gebieten und alsdann zurück kommen zu können, um Europen den Frieden wieder zu geben.

Während Karl ſich anſchickte, Sachſen zu verlaſſen, nöthigte er noch den Kaiſer Joſeph, den Proteſtanten in Schleſien hundert und fünf und zwanzig Kirchen wieder zu geben und ihm ſeinen Kammerherrn, den ungriſchen Grafen Zobor, auszuliefern, weil er mit dem ſchwediſchen Geſandten zu Wien, dem Grafen von Strahlenheim, Streitigkeiten angefangen und ſich ſogar Thätlichkeiten gegen ihn erlaubt hatte. Er behielt hierauf den Grafen Zobor einige Zeit lang im Verhaft, gab ihm aber, noch ehe er Sachſen verließ, die Freyheit wieder.

Die Schweden ſchienen allgemein den ganzen Stolz ihres Königs angenommen zu haben. Es kamen in den beyden Wintern, die ſie in Sachſen zubrachten, viele von ihren Officieren zu uns. Sie erſchienen bey Hofe und auf Bällen geſtiefelt und geſpornt. Man gab ihnen zwar zu erkennen, daß dieſes hier nicht Sitte ſey: allein ſie antworte-

ten, ſie erſchienen ſo vor ihrem Könige, dem ſie doch mehr Ehrfurcht als jedem Andern ſchuldig wären. Die Zeitumſtände erlaub- ten es nicht, ihnen einiges Mißfallen darü- ber zu bezeugen; man überhäufte ſie vielmehr mit Höflichkeit. Als die Gräfin Piper, die Gemahlin des erſten Miniſters des Königs von Schweden, auf ihrer Reiſe zu ihrem Gemahle durch Berlin kam; wurde ſie in das für die Geſandten und fremden Prinzen beſtimmte Hotel logirt. Es war für ſie eine ganze Reihe von Zimmern bereitet worden und königliche Bediente warteten ihr auf. Von ungefehr hatte der Meublesverwalter das eine Zimmer der Gräfin mit neuen Ta- peten ausſchlagen laſſen, auf welchen die Sie- ge des Churfürſten Friedrich Wilhelm vorgeſtellt waren. Sie glaubte nun, man habe dieſes ausdrücklich gethan, um ſie da- durch zu höhnen und wollte daher auf der Stelle ausziehen. Der Ober-Kämmerer, der gerade in dieſem Augenblicke ihr ſeine Aufwartung machen wollte, machte deswe- gen große Entſchuldigungen und gab ſogleich

Befehl, eine andere Tapete aufzuſchlagen. Als die Gräfin am folgenden Tage dem Könige zu Charlottenburg aufwartete; gab ihr der König zu erkennen, wie leid ihm das Vorgefallene thue; die Gräfin nahm indeſſen Alles dieſes für Schuldigkeit auf. Als ſie einige Tage darauf über die lange Brücke ging und die Sklaven unter der Statue des Churfürſten Friedrich Wilhelm erblickte; ſo bildete ſie ſich ein, man habe dadurch die Schweden vorſtellen wollen, und verlangte alſo, man ſolle ſie wegnehmen. Glücklicherweiſe waren dieſe Sklaven damals noch bloß von Gyps. Daher war es leicht, ihrem Verlangen ein Gnüge zu thun und ſie verſchwanden daher in der folgenden Nacht. So ſetzte dieſe herrſchſüchtige Frau Alles durch, was ſie wollte. Sie wurde übrigens, ſo lange ſie bey Hofe war, frey gehalten und mit königlicher Equipage bedient. Als ſie abreiſ'te; ſchenkte ihr der König noch einen Ring von ſehr beträchtlichem Werthe.

Der König trieb ſeine Gefälligkeit für Karl XII. noch weiter. Er erkannte den

Stanislaus als König von Polen an und erwies der Gemahlin dieſes neuen Königs, als ſie durch die brandenburgiſchen Staaten paſſirte, alle ihrem Range gebührende Ehre. Der König von Schweden brach endlich an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann, die ſich mit der Beute Polens und Sachſens bereichert hatte, im Monat September aus Sachſen auf. Da ſeine Herzhaftigkeit ihm Alles ſehr leicht vorſtellte; ſo zweifelte er gar nicht daran, daß er den Czaar vom Throne ſtürzen würde. Dieſer Monarch bat ihn hierauf um Frieden; aber er gab ihm die ſtolze Antwort, er würde in Moskau mit ihm darüber ſprechen. Allein im Buche des Schickſals war es ganz anders beſchloſſen. Die Ruſſen waren des Kriegs gewohnt und gut diſciplinirt. Peter der Große hatte ſich in das Innere ſeines Reichs zurück gezogen und vierzig Meilen weit umher Alles verbrannt, um ſeinen Feind, der auf ihn losging, der Lebensmittel zu berauben. Am Ende dieſer Wüſte hatte er ſich verſchanzt. Hier erwartete er

den König von Schweden, der auch wirklich erſchien. Seine Armee befand ſich zwar jetzt in einem ganz andern Zuſtande als in Sachſen. Dennoch lieferte er dem Czaar eine Schlacht bey Pultawa, das er belagert hatte und deſſen Eroberung ſeine Armee gerettet haben würde. Allein er wurde hier gänzlich geſchlagen; die Schweden wurden von den Ruſſen entweder in Stücken gehauen oder gefangen genommen. Der König, der ſich wegen einer noch friſchen Wunde in einer Sänfte mußte tragen laſſen, entging kaum dem Tode. Eine Kanonenkugel riß Eins ſeiner Pferde mit davon und eine Andere zerſchmetterte ſeine Sänfte. Die ganze ſchwediſche Armee fürchtete für ihn. Einige Officiere, die um ihn waren, riſſen ihn aus der Gefahr und riethen ihm, ſich in Sicherheit zu ſetzen. Allein er that dies erſt, als ſonſt keine Rettung weiter da war. Er ging nun über den Boriſthenes und flüchtete nach Bender, einer kleinen von den Türken abhängigen Stadt beym Eintritt in die Moldau. Die Abentheuer,

die ihm während ſeines Aufenthalts im osmanniſchen Reiche begegneten, und die heroiſche Standhaftigkeit, mit welcher er ſein Unglück ertrug, gehören nicht in meinen Plan. Ich habe im Gegentheil vielleicht ſchon zu viel von dieſem Fürſten geſagt, deſſen Thaten und Seelengröße auf ewig für die Nachwelt Gegenſtände der Bewunderung ſeyn werden.

Das Jahr ſchloß ſich mit einer Begebenheit, die unter den Proteſtanten ſehr viel Aufſehen machte. Dies war die Religionsveränderung der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Wolfenbüttel, einer Tochter des Prinzen Ludwig Rudolph von Wolfenbüttel, der nachher ſeinem Bruder nachgefolgt iſt. Die Prinzeſſin machte viele Schwierigkeiten, katholiſch zu werden. Da es aber Eine der erſten Bedingungen bey ihrer Vermählung mit dem Könige Karl III. von Spanien war; ſo berief ihr Großvater, der Herzog Anton Ulrich, der damals regierte und dieſe Vermählung ſehr eifrig wünſchte, die berühmteſten

Theologen Deutſchlands zuſammen, um das Gewiſſen der Prinzeſſin zu beruhigen. Dieſe kamen eben ſo wie die franzöſiſchen reformirten Prediger, welche Heinrich IV. wegen ſeiner Glaubensveränderung um Rath fragte, dahin überein, daß man auch in der katholiſchen Religion ſelig werden könne. Die Prinzeſſin machte demungeachtet noch manche Schwierigkeiten. Sie fragte unter Andern ihren Großvater, der ſo ſehr wegen dieſer Veränderung in ſie drang, ob er ſelbſt glaube, daß die Religion, zu welcher er ſie überzutreten bereden wollte, gut gnug ſey, um ſie ſelbſt anzunehmen. Der Herzog verſicherte ſie, daß er ſelbſt in Kurzem katholiſch werden werde. Der Herr von Imhof, der damals erſter Miniſter des Herzogs war, verſprach ihr eben daſſelbe. Die junge Prinzeſſin wurde endlich überzeugt. Sie reiſ'te nach Wien und ſchwur öffentlich zu Bamberg in die Hände des Churfürſten von Mainz und Biſchofs von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, ihre bisherige Religion ab. Sie blieb hierauf noch ein Jahr in Wien.

Als ſie endlich zu ihrem Gemahle nach Barcelona gereiſ't war und zwey Jahre mit ihm gelebt hatte, ohne Zeichen der Fruchtbarkeit gegeben zu haben; wachten die Vorurtheile der Erziehung wieder auf. Sie glaubte, daß Gott ihr darum keine Kinder gebe, weil ſie ihrer Religion untreu geworden wäre. Sie ſchrieb deswegen an ihren Großvater und ſagte ihm, daß ihre Gewiſſensbiſſe noch dadurch vermehrt würden, daß er ſein Verſprechen, katholiſch zu werden, nicht erfülle. Die Vorwürfe der Königin von Spanien rührten den Herzog lebhaft, ſo daß er wirklich katholiſch wurde. Die Feinde derjenigen Religion, die er annahm, ſagten, daß er es lediglich in der Hofnung gethan habe, zum Beſitz des Bisthums Hildesheim, das man zu ſeinem Beſten ſäkulariſiren ſollte, zu gelangen. Allein Nichts war wohl ungegründeter als dieſes; und die Folge hat es gezeigt, daß er keine andere Abſicht dabey hatte, als ſein Gewiſſen zu beruhigen. Friedrich I., der ein eifriger Proteſtant war, ſchrieb bey Gelegen-

heit, da er dem Herzoge Anton Ulrich zur Vermählung ſeiner Enkelin Glückwünſchte, er hätte gewünſcht, daß dieſelbe dem Beyſpiele der Prinzeſſin Karoline von Brandenburg-Anſpach *) gefolgt ſey, welche die Vermählung mit dem Könige von Spanien ausgeſchlagen habe, um ihrer Religion treu bleiben zu können. Es war wirklich wahr, daß die Prinzeſſin von Anſpach für den König von Spanien war verlangt worden. Friedrich I., der ihr Vormund war, hatte ſtillſchweigend in dieſe Vermählung gewilligt, jedoch unter der Bedingung, daß die Prinzeſſin den Trieben ihres Gewiſſens in Anſehung der Religionsveränderung folgen ſollte. Man ſchickte alſo den Pater Urban, einen Jeſuiten, von Wien aus nach Anſpach. Die Prinzeſſin hatte verſchiedene Unterredungen mit ihm; allein die ganze Beredſamkeit des ehrwürdigen Pater vermogte nicht, ſie zu überzeugen. Die Vorſehung hatte ihr eine andere Krone

*) Nachherige Königin von England, Gemahlin Georgs II.

aufbehalten und ſie zeigte auch auf dem engliſchen Throne, daß ihre religiöſen Gefühle auf die Grundſätze der feſteſten Tugend gegründet ſeyen.

Die ſtandhafte Anhänglichkeit Friedrichs I. an das große Bündniß war Urſach, daß der ganze Winter dieſes Jahres mit Erneuerung des Bundes mit dem Kaiſer und den Seemächten hinging. Mylord Raby, der engliſche Geſandte, hatte den Auftrag dieſe Unterhandlungen zu Stande zu bringen. Da er mit der Gräfin von Wartenberg in genauer Verbindung ſtand, und dieſe wieder die unumſchränkteſte Herrſchaft über ihren Gemahl ausübte; ſo konnte derſelbe Alles durchſetzen, was er nur wollte. Nie hat wohl ein Miniſter ſeinen Starrkopf mehr behauptet als er, ſelbſt damals, als er noch bloßer Envoyé war. Er weigerte ſich, beym Mittagseſſen des Königs zu erſcheinen, wo doch alle Ambaſſadeurs und Envoyé's der gekrönten Häupter ſich einfanden und ſo lange da blieben, bis der König getrunken hatte. Der König hielt damals neu- 1708.

lich offene Tafel mit den Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes. Die Prinzeſſin von Anſpach, die Couſine des Königs, war ebenfalls zugegen. Mylord Raby behauptete, es ſey ſeiner Würde zuwider, hinter dem Tiſche zu ſtehen, während dieſe Prinzeſſin an demſelben ſitze. Er ſahe aber freylich damals nicht voraus, daß dieſe Prinzeſſin einſtens ſeine Königin werden und er ihres Schutzes bedürftig ſeyn würde. Er hatte indeſſen Kredit gnug, es dahin zu bringen, daß ſie nicht mehr bey dem Könige ſpeiſen durfte; wodurch er zwar ſeine Eitelkeit befriedigte, ſich aber auch den Haß der ganzen königlichen Familie zuzog. Das kümmerte ihn indeſſen wenig. Zufrieden damit, ſeinem Ehrgeize und ſeinem Intereſſe Genüge gethan zu haben, war ihm die Liebe Anderer ſehr gleichgültig. Er führte unter Andern auch bey Hofe einen Adepten ein, der ſich für einen Grafen von Cajetano aus Neapel ausgab. Er war mit einer Frau und einem großen Aufzuge nach Berlin gekommen und hatte ſich an den engliſchen Geſandten

ten gewendet. Dieſer ſtellte ihn den Grafen von Witgenſtein und Wartensleben vor, die alle Beyde den Stein der Weiſen ſuchten. Der Abentheurer gewann bald ihr ganzes Zutrauen. Sie ſprachen von ihm bey dem Könige und verſicherten ihn, daß ihr Adept ihm Millionen machen würde. Er verlangte alſo dieſen Wundermann zu ſehen. Man führte ihn zu ihm. Da er die Gabe zu ſprechen im vollkommenſten Grade beſaß; wurde der König bald von ihm überredet, daß er in kurzer Zeit den großen Mogol an Reichthümern übertreffen würde. Es gingen unterdeſſen einige Monate hin, während welcher Cajetano anſehnliche Geſchenke erhielt. Endlich drang man in ihn, die Probe von ſeiner Kunſt abzulegen. Er mußte ſich alſo dazu verſtehen. Sie wurde in einem Zimmer des Schloſſes in Gegenwart des Königs, des Kronprinzen, des Oberkämmerers, des Oberhofmarſchalls, des Feldmarſchalls und zweyer oder dreyer anderer Zeugen angeſtellt. Der Kronprinz, der von Natur argwöhniſch war, hatte es über ſich

genommen, alle Geräthſchaften, die zu dem großen Werke gebraucht werden ſollten, her⸗beyzuſchaffen. Als der Schmelztiegel auf dem Ofen ſtand; warf der Kronprinz die Materie, welche in Gold verwandelt werden ſollte, hinein. Cajetano zeigte hierauf ein Fläſch⸗chen mit einem röthlichen Liqueur vor; goß einige Tropfen davon in den Schmelztiegel; rührte alsdann die Materie, die darin war, mit einem kupfernen Stäbchen um und nach einer halben Stunde ſagte er, daß man den Schmelztiegel vom Feuer nehmen ſollte. Man ließ es nun kalt werden. Verſchiedene Gold⸗ſchmiede und die Münzbeamten, die man hatte kommen laſſen, fanden, daß die Verwand⸗lung wirklich ſey und daß ſich über ein Pfund feines Gold darin befinde. Von dieſem Au⸗genblicke an ward der Adept als ein vom Him⸗mel geſandter Menſch betrachtet. Man gab ihm eine Wohnung in dem Hauſe, wo die Fürſten und Ambaſſadeure abzutreten pflegten und hielt ihn in Allem frey. Hernach ward er zum Generalmajor der Artillerie ernannt. Indeſſen war ſein Glück nicht von langer

Dauer. Er verlangte einen Vorſchuß von 50,000 Thalern, um dafür, wie er ſagte, die erſte Materie, aus welcher unermeßliche Summen hervorquellen ſollten, anzukaufen. Dieſe Foderung erregte Argwohn. Man beobachtete ihn alſo von weitem. Unterdeſſen liefen Nachrichten von München und Düſſeldorf ein, daß er die Churfürſten von Bayern und von der Pfalz betrogen habe. Er bekam Wind davon und verſchwand daher mit allen Geſchenken, die er erhalten hatte. Da man indeſſen erfuhr, daß er ſich zu Frankfurt am Mayn aufhalte; verlangte der König ſeine Auslieferung. Er wurde alſo zurückgeführt und nach Cüſtrin gebracht, wo er in einer von Goldpapier verfertigten römiſchen Kleidung gehangen wurde. Auch ſein Galgen war mit Goldpapier beklebt und an demſelben hing ein Zettel, auf welchem ſeine verſchiedenen Schandthaten und Betrügereyen nahmhaft gemacht waren. Er behauptete noch bis an ſeinen letzten Augenblick, daß er die Kunſt, Gold zu machen, beſitze. Seine Anhänger betrachteten ihn

als einen Märtyrer und ich habe Verſchiedene derſelben gekannt, die noch lange nach ſeiner Hinrichtung ſeine Sache vertheidigten und über die ihm angethane Ungerechtigkeit laut ſchrien. Aber warum hatte man ſich auch durch die Verſprechungen eines Abentheurers hintergehen laſſen? Man ſchämte ſich deſſen ſo ſehr, daß der König auf das Strengſte verbot, den Namen dieſes Menſchen in ſeiner Gegenwart auszuſprechen.

Da der König den ganzen Winter über kränklich geweſen war; ſo riethen ihm die Aerzte, das Karlsbad in Böhmen zu beſuchen. Während der Zurüſtungen zu dieſer Reiſe erhielt der König zu Oranienburg einen Beſuch vom Herzoge Friedrich Wilhelm von Mecklenburg *). Er erneuerte mit ihm den Erbfolgevergleich, der im J. 1442. zu Witſtock zwiſchen Friedrich II. Churfürſten von Brandenburg und den Herzogen von Mecklenburg, von denen zwey Heinrich und Johann hießen,

*) Geſtorben den 31. Julius 1713. ohne Nachkommen.

geſchloſſen worden war. Der Churfürſt wurde darin für ſich und ſeine Nachfolger zu Erben der herzoglichen Länder im Fall des Ausſterbens der Herzoge ernannt. Dagegen entſagte er ſeinen Anſprüchen auf das Land der Wenden, ſo lange das Haus Mecklenburg exiſtire. Dieſem Vergleiche zufolge nahm der Churfürſt die eventuelle Huldigung von den Unterthanen des Herzogthums ein und der Vergleich ſelbſt wurde durch ein Diplom des Kaiſers Friedrich III. im J. 1442. und 1448. und durch ein Anderes vom Kaiſer Maximilian, das von Worms aus im J. 1495. datirt iſt, beſtätigt. Karl V. hatte dem Churfürſten Joachim von Brandenburg die eventuelle Belehnung mit dem Herzogthum Mecklenburg gegeben, und Alles dieſes war hernach von andern Kaiſern beſtätigt worden, ſo daß der Herzog Friedrich Wilhelm zu Oranienburg eigentlich nichts weiter that, als daß er das, was ſchon lange vorher ſtipulirt worden war, bekräftigte. Er willigte darein, daß der König zur Beſtätigung alles deſſen, was bis

jetzt in dieſer Sache geſchehen war, den Ti⸗tel und das Wappen eines Herzogs von Meck⸗lenburg führen ſollte. Die mecklenbur⸗giſchen Fürſten von der ſtrelitzer Linie prote⸗ſtirten gegen dieſen neuen Vergleich. Allein der König beruhigte ſie wieder, indem er ih⸗nen die ſchriftliche Verſicherung gab, daß ſei⸗ne Abſicht gar nicht ſey, daß der Titel und das Wappen eines Herzogs von Mecklen⸗burg, den er führte, dem herzoglichen Hau⸗ſe den geringſten Nachtheil bringen ſollte und daß er ſeine Rechte nicht ehe würde geltend zu machen ſuchen, als bis der ganze Manns⸗ſtamm ihres Hauſes erloſchen wäre.

Während der König auf die Art mit dem Herzoge von Mecklenburg Unterhandlung pflog; war der Kronprinz mit ſeiner Gemah⸗lin nach Hannover gereiſet; der Erſte in der Abſicht, zur Armee nach Flandern zu gehen; die Letztere, um einige Zeit bey ih⸗rem Vater zuzubringen. Da aber ihr einzi⸗ger Sohn, der Prinz von Oranien, ſtarb; rief der König ſie wieder nach Ber⸗lin zurück. Er beſtellte zugleich den Kron⸗

prinzen zum Regenten während ſeines Aufenthalts im Karlsbade und reiſ'te einige Tage darauf ab. Er nahm ſeinen Weg über Zeiz, wo ſeine Schweſter *) und ihr Gemahl, der Herzog von Sachſen-Zeiz**), ihn ſehr prächtig empfingen. Die Herzogin begleitete den König nach Karlsbad. Der Graf von Swirbi, dem der Kaiſer befohlen hatte, dem Könige alle ihm ſchuldige Ehre zu erweiſen, empfing ihn an der böhmiſchen Grenze. Der böhmiſche hohe Adel und viele Oeſtreicher kamen dahin, dem Könige ihre Ehrfurcht zu bezeugen, ſo daß der Hof während des Monats, den er zu Karlsbad zubrachte, ungemein glänzend war. Er reiſ'te auch ſehr zufrieden ſowohl mit dem Bade als der ihm bewieſenen Aufmerkſamkeit von da ab und ging wieder nach Zeiz. Bey ſeinem Eintritte in Sachſen hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Könige Auguſt von Polen. Es war ſo veran-

*) Marie Amalie, Prinzeſſin von Brandenburg.

**) Moritz Wilhelm.

ſtaltet worden, als wenn die beyden Könige ſich von ungefehr auf einer Wieſe träfen. Sie unterhielten ſich über eine Stunde mit einander. Der König Auguſt vertrauete dem Könige Friedrich an, daß ſeine Abſicht ſey, nach Polen zurück zu gehen, um die Krone, die er dem Könige Stanislaus abzutreten von Karl XII. gezwungen worden war, wieder in Beſitz zu nehmen. Friedrich I. billigte ſein Vorhaben; war aber der Meinung, daß er es noch ſo lange aufſchieben mögte, bis er ſähe, was der Krieg zwiſchen dem Könige von Schweden und dem Czaar für eine Wendung nehmen würde. Der König Auguſt folgte auch wirklich ſeinem Rathe, ſo daß beyde Könige mit den gröſten Freundſchaftsverſicherungen Abſchied von einander nahmen.

Während des Königs Aufenthalt zu Karlsbad waren die Armeen wieder zu Felde gezogen. In Flandern hatten die Franzoſen ein heimliches Verſtändniß mit der Stadt Gent unterhalten, welches Ludwig XIV. beſtimmt hatte, den Herzog von

Bourgogne dahin zu ſchicken, um die Ehre dieſer Expedition einzuerndten. Dieſer Prinz, der mehr Philoſoph als Krieger und ehe gebohren war, die Menſchen glücklich zu machen als ſie zu vernichten, hatte den Herrn von Vendome unter ſich. Es wäre vielleicht für Frankreich vortheilhafter geweſen, wenn der junge Prinz dem Rathe dieſes Feldherrn gefolgt wäre. Indeſſen nahm er Gent ſogleich ein und detaſchirte den Grafen de la Mothe, der ſich nun zum Meiſter von Brügge und von dem Fort Plaſſendahl unweit Oſtende machte. Das Glück hatte ſich endlich wieder mit den Franzoſen ausſöhnen zu wollen geſchienen. Die Scene änderte ſich aber bald. Als der Prinz Eugen ſich mit dem Herzoge von Marlborough vereinigt hatte; beſchloſſen ſie, die Franzoſen aus den Poſten, welche ſie beſetzt hatten, zu vertreiben, weil ſie von da aus die Schiffahrt auf der Weſter-Schelde und auf dem zeeländiſchen Meere beunruhigen konnten und dadurch Herren von dem reichen Lande Waes wurden. Die al-

liirte Armee ging hierauf über die Dender bey Leſſines und über die Schelde in Oudenarde und unterhalb dieſer Stadt. Die Franzoſen ſetzten gleichfalls über die Schelde und lagerten ſich Oudenarde gegen über, ſo daß ſich beyde Heere im Geſichte hatten. Man wurde endlich handgemein. Die Schlacht hub nach und nach an, ſo wie die franzöſiſchen Brigaden, die allmählig bey ihrer Ankunft anfingen zu laden, ſich bildeten. Von beyden Seiten wurde tapfer gefochten. Die Action, die um 4 Uhr Nachmittags angefangen hatte, dauerte bis in die Nacht, worauf die Franzoſen ſich mit ihrer Artillerie und Bagage theils nach Gent, theils nach Deinſe, theils auch nach Courtrai zu zurück zogen. Man behauptet, daß der Herr von Vendome der Meinung geweſen ſey, die Nacht über auf dem Schlachtfelde zu verweilen, um am folgenden Morgen das Gefecht zu erneuern. Allein der Herzog von Bourgogne und die übrigen Generale waren der entgegengeſetzten Meinung. Sie hatten auch

wirklich nicht unrecht: denn da ſie einen Verluſt von 1200 Mann theils an Getödteten, theils Verwundeten, theils Gefangenen hatten; ſo würden ſie in einer noch weit ſchlimmern Lage als den Tag vorher geweſen ſeyn.

Die Preußen hatten ebenfalls Theil an dieſem Siege, aber er kam ihnen theuer zu ſtehen. Der General-Lieutenant und nachherige Feldmarſchall von Natzmer wurde am Kopfe verwundet. Der Baron von Canſtein, Obriſter der Gensd'armes, wurde getödtet; ſein Trupp fiel über die Haustruppen des Königs her, wurde aber ſchlecht angeführt. Zwey Drittheile davon blieben. Der Cornet Ziethen empfing ſieben Wunden, indem er die Standarte vertheidigte, und verlohr ſie doch am Ende. Indeſſen erbeuteten die Gensd'armes eine Andere von den königlichen Haustruppen, die ihnen den ganzen übrigen Theil des Feldzugs hindurch ſtatt der Verlohrnen diente.

Es befanden ſich bey den zwey Heeren die beyden Concurrenten zum engliſchen Thro-

ne, der Ritter von St. Georg und der Churprinz von Hannover. Der Eine wurde von Frankreich als König von Großbritannien, der Andere aber von der engliſchen Nation als rechtmäßiger Nachfolger der damahligen Königin anerkannt. Der Prätendent focht an der Spitze einer irländiſchen Schwadron, der Churprinz aber an der Spitze der engliſchen Reuterey. Beyde erwarben ſich Lob von ihren Partheyen.

Den Tag nach der Schlacht ward der Graf von Lottum mit 30 Bataillons und 40 Escadrons detaſchirt. Mit dieſen bemächtigte er ſich ohne allen Widerſtand der Linien, welche die Franzoſen zwiſchen Comines und Warneton gezogen hatten und trieb in ganz Flandern und Artois Contribution ein. Nachdem er ſich wieder mit der großen Armee vereinigt hatte; hielt man daſelbſt einen Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, Lille zu belagern. Der Herzog von Marlborough ſollte die Belagerung decken und der Prinz Eugen übernahm die ganze Direction über dieſes wichtige

Unternehmen. Man ließ hierauf aus Holland und Gent über Antwerpen und Brüſſel das grobe Geſchütz unter einer Escorte von 22000 Mann von der Armee des Prinzen Eugen kommen. Nachdem nun Alles zur großen Armee geſtoßen war; fing man die Belagerung von Lille den 13. Auguſt an. Da dieſes Eine der wichtigſten Belagerungen während des ganzen Krieges war, und man ſich von Seiten des Marſchalls von Boufflers, der darin commandirte, einer guten Vertheidigung verſahe; ſo ſtrömten von allen Seiten Volontaire ins Lager der Alliirten herbey. Unter Andern fand ſich auch der König Auguſt von Polen und der Landgraf Karl von Heſſen ein, welcher letztere bereits zwey Söhne in dieſem Kriege verlohren *), und für jetzt noch vier in der Armee hatte. **)

*) Karl, ſtarb den 17. Novemb. 1702. an einer Wunde, die er vor Lüttich bekommen hatte, und Ludwig, blieb in dem Treffen bey Ramillies.

**) Friedrich, nachheriger König von Schweden; Wilhelm, jetziger Landgraf; Maxi-

Die Obſervationsarmee, bey welcher ich mich befand, indem ich dieſen Feldzug als Volontair bey dem Grafen von Lottum mitmachte, war über 70000 Mann ſtark. Sie ſchlug ihr Lager eine Stunde von Pont d'Espiere auf und deckte ſo die Belagerer, denen ſie beſtändig Hülfe zuſchicken und wo ſie immer die Convoys, die von Brüſſel, Ath und Oudenarde geſchickt wurden, in Empfang nehmen konnten. Das Quartier des Prinzen Eugen war in der Abtey Loos, eine Stunde von Lille. Ich werde mich nicht in die genaue Beſchreibung dieſer Belagerung einlaſſen, weil ich recht gut weiß, daß man, wenn man vom Kriege ſprechen will, vom Handwerke ſeyn muß.

Sobald die Artillerie, die aus 100 Batterieſtücken und 62 Mörſern, worunter 20 Haubitzen waren, beſtand, angekommen war; ſtach man zwiſchen der Deule und der Marque einen Park ab, in welchen die

milian, in Dienſten des Hauſes Oeſtreich, und Georg, der in verſchiedenen Dienſten geſtanden hat, jetzt aber für ſich lebt.

ganze Artillerie ſo lange geſtellt wurde, bis die Circumvallationslinie vollendet und die Faſchienen und Schanzkörbe für die Laufgräben fertig waren. In dieſer Zwiſchenzeit ereignete ſich ein ziemlich merkwürdiger Zufall. Der Prinz von Naſſau-Oranien, Statthalter von Friesland, ließ ſich von ſeinem Kammerdiener die Binde um den Hals befeſtigen, als eine Kanonenkugel, die aus den ſchon ziemlich avancirten Werken des Platzes abgeſchoſſen wurde, des Bedienten Kopf mit fortnahm. Der Prinz, der dadurch ganz mit Blute bedeckt war, begab ſich hierauf in ein anderes Zimmer und veränderte ſein Quartier. Die Laufgräben wurden endlich in der Nacht vom 22. bis 23. Auguſt geöfnet. Man formirte zwey Angriffe unter der Direction der Ingenieure Des Roques und Meÿ, zweyer geflüchteten Franzoſen in Dienſten der Generalſtaaten, die aber nach dem Urtheile der Generale der Armee weit unter den Cohors und Vaubans waren. Während dieſelben die Belagerung ziemlich langſam betrieben; erfuhr man, daß

der Herzog von Berwick, der mit ſeiner Armee von der Moſel herkam, zu dem Heere des Herzogs von Bourgogne geſtoßen ſey. Dieſe Nachricht nöthigte den Prinzen Eugen, mit dem Herzoge von Marlborough darüber zu ſprechen. Beyde Generale beſchloſſen hierauf, daß die Obſervationsarmee näher an Lille vorrücken und hinter der Marque campiren ſollte, wo ſie durch einen Moraſt gedeckt ſeyn würde. Die Franzoſen rückten gleichfalls vor. Indem ſie eine Ebene an der Quelle der Marque zu gewinnen ſuchten; veranlaßte dieſe Bewegung der Feinde die Feldherren der alliirten Armee, ſich unter guter Bedeckung nach dieſer Ebene zu begeben, um das Terrain von Phalempin, einer an dem Urſprunge eines Bachs, der ſich in die obere Deule ergießt, gelegenen Abtey, zu unterſuchen. Sie bezeichneten hierauf das Terrain, das ſie beſetzen mußten und die Armee, die noch durch 26 Bataillons und 76 Escadrons, welche man von der Belagerungsarmee genommen hatte, verſtärkt worden war, marſchirte nun

dahin.

dahin. Sie ſtellte ſich in Schlachtordnung, um den Feind zu erwarten, und verſchanzte ſich. Sobald man dieſe Maaßregeln genommen hatte; ſchickte man die von den Belagerungstruppen genommenen Soldaten wieder zurück.

Unterdeſſen kam der Herzog von Bourgogne in Begleitung ſeines Bruders, des Herzogs von Berri, des Ritters von St. Georg und des Herzogs von Vendome, um unſere Verſchanzungen zu recognoſciren, und ritt ſo nahe heran, daß der Prinz Eugen Befehl gab, einige Kanonen auf ſie abzufeuern. Noch am nemlichen Tage erhielt man Nachricht, daß der Staats-Kriegsſekretär, Herr von Chamillard, von Verſailles, in dem franzöſiſchen Lager angekommen ſey, um zu ſehen, was daſelbſt zu thun ſey. Er glaubte, daß es zu viel gewagt ſey, unſere Verſchanzungen anzugreifen. Die franzöſiſchen Generale beſchloſſen daher, nur darauf zu denken, wie ſie uns die Convoys, die von Brüſſel aus immer anlangten, abſchneiden könnten. Zu dem

Ende marſchirten ſie nach Tournay zu; gingen daſelbſt über die Schelde; poſtirten ſich hinter derſelben und ſchnitten uns auf die Art alle Gemeinſchaft mit Brüſſel ab. Es blieb uns nur noch die Paſſage über Oſtende offen, von wo aus wir die Munition erhielten, welche die Königin von England mit 14 Bataillons dahin geſchickt hatte. Mylord Marlborough detaſchirte hierauf den engliſchen Generalmajor von Web mit 12 Bataillons, um dieſem Convoy, von welchem die Einnahme der Stadt Lille abhing, entgegen zu gehen. Der Graf de la Mothe grif dieſes Convoy an. Er hatte 20000 Mann und 100 Stück Kanonen bey ſich. Die Alliirten hatten ſich in das Winnendahler Gehölz poſtirt, um das Convoy, das hinter ihnen defilirte, zu decken. Das Gefecht war lebhaft und dauerte bis in die Nacht. Die Franzoſen wurden drey Mal zurückgeſchlagen. Sie ſammleten ſich aber immer wieder zuſammen und feuerten von Neuem auf die Escorte. Sie konnten es indeſſen nicht hindern, daß der gröſte Theil des Con:

voy vorbey paſſirte; der übrige Theil aber mußte den Weg nach Oſtende zurück nehmen. Es iſt gewiß, daß die Franzoſen ihrer Uebermacht ungeachtet geſchlagen wurden. Sie verlohren auch viele Leute und zogen ſich mit ihrem Generale nach Brügge, von wo ſie ausmarſchirt waren, zurück.

Einige Tage vor der Vinnendahler Affaire hatte der Chevalier de Luxemburg, ein Sohn des berühmten Marſchalls von Luxemburg, nachheriger Fürſt von Tingri und Marſchall von Frankreich, eine Verſtärkung in die Stadt Lille gebracht. Er hatte dem Herrn von Boufflers Nachricht gegeben, daß er ſich an dem Thore unſrer lieben Frauen einfinden würde. Er ſtellte ſich hierauf in einer ſehr dunkeln Nacht an die Spitze von 1500 Reutern oder Dragonern, und hatte einen Officier bey ſich, der ſehr gut holländiſch ſprach. Als er nun an die Barriere des Lagers der Belagernden gekommen war, und die Schildwache auf holländiſch Wer da? rief; antwortete der Officier in der nemlichen Sprache, ſie kämen von der Armee des Herzogs von Marlbo-

rough, und wären ein Detachement von derſelben. Man ließ ſie alſo bis an die Barriere marſchiren, wo der wachthabende Capitain ſie genau ausfragte. Der Officier beantwortete alle Fragen, ohne aus der Faſſung zu kommen, ſo daß der Capitain ſie paſſiren ließ. Sie defilirten nun ſo ſchnell als möglich. Die Hälfte war ſchon durch, als ein franzöſiſcher Officier den Reutern, die etwas weit aus einander ritten, zurief: Serrez, ſerrez! Sogleich befahl der wachthabende Capitain Denen, die noch zurück waren, Halt zu machen. Als ſie ſich deſſen weigerten; ließ er Feuer auf ſie geben, wodurch das Pulver, das ſie trugen, in Brand gerieth. Das Lärmen, das darüber entſtand, lockte die preußiſchen Dragoner von Witgenſtein, Alle in den Hemden, mit ihren Waffen herbey. Die Reuterey, die unter dem Commando des Prinzen von Heſſen ſtand, ſetzte ſogleich auf, und verfolgte die Feinde, die theils ſchon durchgeritten waren, theils nach Douai flüchteten. Allein ſie konnten ſie nicht einhohlen. Einige hundert Franzoſen kamen in die Stadt, Andere wurden in die Luft ge-

ſprengt, und noch Andere ſuchten ſich ſo gut ſie konnten zu retten.

Schon vor dieſem Vorfalle hatte man einen fehlgeſchlagenen Verſuch gemacht, den Prinz Eugen aus der Welt zu ſchaffen. Der Prinz war nemlich oberhalb des linken Auges durch einen Schuß verwundet worden, und noch nicht ganz wieder geheilt. Als er einſt in der Abtey Marquet war, wo er gewöhnlich ſeine Befehle ertheilte, erhielt er ein großes Packet Briefe. Er öfnete es, und fand darin ein ſehr fettiges Papier, das er auf die Erde fallen ließ. Ein Officier hob es auf, unterſuchte es, und befand ſich übel darnach. Man machte nun ſogleich bey einem Hunde einen Verſuch, und rieb ihm die Naſe mit demſelben. Der Hund ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Die Sache machte großes Aufſehen; Jedermann wünſchte dem Prinzen Eugen Glück, daß er ſo gut davon gekommen ſey. Dieſer machte indeſſen einen Scherz aus der ganzen Sache, und ſagte, wenn er noch einmal ein ſolches Packet erhielte, würde er glauben müſſen, daß er eine ſehr wich-

tige Perſon ſey, weil man ſein Leben fürchtete.

Nachdem der Marſchall von Boufflers vom 11. Auguſt bis zum 22. October die Stadt Lille vertheidigt hatte; mußte er ſich endlich ergeben. Man nahm von beyden Seiten die Geiſeln an, und die Capitulation wurde unterzeichnet. Der Herr von Boufflers zog ſich in die Citadelle zurück. Man kam dahin überein, daß die Belagerer dieſelbe nicht von der Stadtſeite her angreifen, und die Belagerten aus derſelben nicht auf Jene ſchießen ſollten. Die Citadelle hielt ſich noch bis zum 8. December, wo ſie ſich dem Prinzen Eugen auf Capitulation ergab.

Während der Belagerung der Citadelle zeigte ſich der Churfürſt von Bayern mit 15000 Mann vor Brüſſel, wo er ein geheimes Verſtändniß gehabt hatte. Er ließ den Gouverneur auffodern, ſich zu ergeben. Da dieſer ſich aber weigerte, ihm zu gehorchen; ließ er ſeine Batterien ſpielen. Er würde die Stadt wahrſcheinlich auch erobert haben; wenn ihr nicht der Herzog von

Marlborough mit einem anſehnlichen Heere zu Hülfe gekommen wäre. Der Prinz Eugen unterſtützte ihn noch mit 20 Bataillons und 50 Escadrons, indem er die Direction über die Belagerung von Lille dem Prinzen Alexander von Würtemberg übertragen hatte. Da nun der Churfürſt ſahe, daß die franzöſiſche Armee die Alliirten nicht verhindert hatte, über die Schelde zu gehen, und mit ſolcher Uebermacht über ihn herzufallen; ſo hob er die Belagerung plötzlich auf.

Die Alliirten glaubten noch nicht gnug gethan zu haben; ſondern wollten den Franzoſen auch noch die Städte Gent und Brügge, die ſie beſetzt hatten, entreißen. Sie detaſchirten zu dem Ende die Grafen von Lottum und von Tilly mit einem beträchtlichen Corps, um ſich Gent zu nähern. Der Graf de la Mothe hatte ſich nach der Winnendahler Affaire mit 15000 Mann dahin gezogen. Die Stadt wurde den 18. December angegriffen, und, da ihre Größe beträchtlicher als ihre Feſtungswerke war, ſchon den 30ſten eben dieſes Monats

auf Capitulation eingenommen. Die Einnahme von Gent zog auch den Verluſt von Brügge nach ſich, das ohne Schwerdtſtreich von den Alliirten in Beſitz genommen wurde. Hiermit endigte ſich der Feldzug in Flandern, der Einer der glänzendſten und koſtbarſten, ſo wohl in Anſehung der Menſchen als des Geldes, unter Allen war, die die Alliirten gethan hatten.

Ich werde mich nicht dabey aufhalten, was am Rhein vorging, indem der König keine Truppen daſelbſt hatte. Der Churfürſt von Hannover, nachheriger König von Großbritannien hatte das Commando über die Reichsarmee an die Stelle des Markgrafen Ernſt von Bareuth, mit dem man unzufrieden geweſen war, übernommen. Der Churfürſt Maximilian von Bayern bot dieſem die Spitze. Allein es fiel nichts Merkwürdiges zwiſchen den beyden Fürſten vor, ſo daß der Churfürſt von Bayern gegen das Ende des Feldzugs nach Flandern ging, und Brüſſel belagerte. Ich habe indeſſen ſchon vorhin erzählt, daß dieſes Unternehmen unglücklich ablief.

Der piemonteſiſche und ſavoyiſche Feldzug war glänzender, als der am Rhein. Der Herzog von Savoyen nahm Exilles, Perouſe und Feneſtrelle weg: aber die Preuſſen erlitten bey Seſane eine kleine Niederlage. Der Generalmajor von Pannwitz ſollte Seſane mit 6 Bataillons ſchützen; er konnte aber dem Grafen von Muret, der ihn mit einer weit ſtärkern Macht angrif, nicht Widerſtand thun, ſo daß die Preuſſen nach einem ſehr hartnäckigen Kampfe genöthigt waren, ſich mit einem Verluſte von etwa 1000 Mann zurückzuziehen. Die Uebrigen ſtießen zu der Armee, die in dem Thale Oulx ſtand.

Während den Alliirten Alles glücklich von Statten ging; hatte der Kaiſer große Streitigkeiten mit dem Pabſte Clemens XI. aus der Familie Albano. Dieſer Pabſt war zwar immer Ludwig XIV. und Philipp V. ſehr günſtig geweſen; hatte ſich doch aber aus Noth bequemen müſſen, mit dem Hauſe Oeſtreich wegen der Winterquartiere der kaiſerlichen Truppen einen Vergleich einzugehen. Dieſe Convention wurde im Jahre

1706. geſchloſſen. Allein ſchon in dem folgenden Jahre hatte ſie der Pabſt durch eine Bulle wieder annullirt. Der Kaiſer, den das Benehmen des Pabſtes ärgerte, gab eine Gegenerklärung heraus, in welcher er den heiligen Stuhl beſchuldigte, daß er ſich die Rechte des Reichs über die Herzogthümer Parma und Piacenza unrechtmäßiger weiſe anmaaße, und offenbar zu erkennen gab, daß er ſich aus dem Bannſtrahle, womit der Pabſt ihn bedrohete, wenig mache. Er ſagte darin, daß nach der Lehre der Kirchenväter die Bannflüche nicht von Denjenigen, gegen welche ſie ausgeſprochen würden, ſondern von Denen, die ſie ungerechter weiſe ausſprächen, gefürchtet werden müßten. Endlich verbot der Kaiſer noch allen ſeinen und des Reichs Vaſallen, ſo wie ſeinen Miniſtern und Unterthanen, ſowohl im Kirchenſtaate als in den Herzogthümern Parma und Piacenza, unter Androhung ſeiner höchſten Ungnade, und der Confiſcation aller ihrer Güter und anderer körperlicher Strafe, auf den Inhalt der päbſtlichen Bulle im Geringſten zu achten.

Außer dieſer Erklärung hatte der Kaiſer noch im Jahre 1707. dem päbſtlichen Nuntius Doria befohlen, Wien zu verlaſſen. Der Prälat hatte ſich nach der ungriſchen Grenze hin gezogen. Der Kaiſer ſchickte ein Memoire an den Pabſt, in welchem er erſtlich verlangte, daß der Staatsſekretär Sr. Heiligkeit, der Kardinal Paulucci, aus dem Pallaſte gejagt; Zweytens, daß der Gouverneur von Rom, Herr Pallavicini, aus der Stadt verwieſen werde; Drittens, daß der Pabſt einen Kardinal in der Eigenſchaft eines Legaten nach Wien ſchicke, um ſich entſchuldigen zu laſſen, und endlich viertens, daß bis dahin, daß dieſe Gnugthuung erfolgt wäre, Ferrara den kaiſerlichen Truppen eingeräumt würde.

Der Pabſt, den des Kaiſers Standhaftigkeit demüthigte, ſchrieb hierauf in einem gelindern Style an dieſen Monarchen; behandelte ihn als einen vielgeliebten Sohn in Chriſto, und ſagte ihm, daß man den Namen und das Anſehen Sr. kaiſerlichen Majeſtät auf eine dem hohen und glorreichen Titel eines Beſchützers der Kirche ganz zuwiderlau-

ſende Weiſe gemißbraucht habe. Er ermahn=te ihn, ſich den Zorn Gottes nicht dadurch zuzuziehen, daß er den üblen Rathſchlägen ſeiner Miniſter Gehör gebe, und ſeine Seele nicht ins ewige Verderben zu ſtürzen. Zuletzt erklärte er, daß er ehe ſterben, als Etwas von den Rechten der Kirche hingeben würde, und ſchloß endlich damit, daß er den Kaiſer vor den furchtbaren Richterſtuhl Gottes, des oberſten Richters aller irdiſchen Mächte, vor=foderte.

Da indeſſen auch dieſes Breve den Kaiſer Joſeph nicht erweichte; ſo erfolgte ein Zweytes, worin er ſeine Güte und ſeine zu große Langmuth beſonders ins Klare ſetzte, und ſagte, daß dieſe nur dazu gedient habe, das Herz des Kaiſers noch mehr zu verhärten; daher er nun erklärte, daß, wenn Seine kai=ſerliche Majeſtät in ihren gewaltſamen An=maaßungen der Penſionen und Pfründen, die zum Dienſte der Kirche beſtimmt wären, fortführe, er künftighin nicht mehr die Liebe eines Vaters für ihn haben, ſondern gegen ihn wie gegen einen rebelliſchen Sohn verfah=ren, und nicht nur die Excommunication,

ſondern auch die zeitlichen Waffen, gegen ihn gebrauchen werde.

Der Kaiſer ließ ſich durch des Pabſtes Drohungen nicht außer Faſſung ſetzen. Er that ihm vielmehr zu wiſſen, daß weder Er noch ſeine Truppen, auf alle Fälle die preußiſchen am wenigſten, die gedroheten Bannflüche fürchteten. Beyde Partheyen rüſteten ſich nunmehr. Der Pabſt hatte in dem Kirchenſtaate durch die apoſtoliſche Kammer 20000 Mann an Reuterey und Infanterie zuſammengebracht. Dieſer päbſtlichen Macht ungeachtet, ließ der Kaiſer ſeine Truppen anrücken, die ſich bald der Stadt Bologna bemächtigten, und das Fort Urban und Ferrara blockirten. Als der Pabſt, der bis dahin unerſchrocken geweſen war, ſahe, daß die franzöſiſchen Hülfstruppen ihn im Stiche ließen, und die kaiſerlichen Truppen auf Rom zu marſchirten; ſo ſtimmte er die Saiten auf einmal herab, und nahm den kaiſerlichen bevollmächtigten Commiſſarius, den Marquis von Prié, an. Man kam hierauf dahin überein, daß der Pabſt ſeine Truppen entwafnen, der kaiſerlichen Armee in dem

Kirchenſtaate Winterquartiere geben, Karl III. als König von Spanien anerkennen, ihm die Belehnung über Neapel ertheilen, und endlich den Kaiſerlichen, ſo oft ſie es verlangen würden, den freyen Durchzug geſtatten ſollte.

So endigte ſich der große Streit zwiſchen den Häuptern der Kirche und des Reichs. Der römiſche Hof konnte daraus abnehmen, daß dasjenige, was zu den Zeiten des Kaiſers Friedrich II. thunlich war, es aufhörte zu den Zeiten Josephs zu ſeyn.

Ich habe vorhin ſchon geſagt, daß der König nach Karlsbad in Böhmen gegangen ſey. Seine Geſundheit war daſelbſt völlig wieder hergeſtellt worden. Dies gab den Miniſtern, die ihn dahin begleitet hatten, den Gedanken und den Wunſch ein, daß er ſich wieder vermählen mögte. Ihre Abſicht dabey war, eine Prinzeſſin einzuführen, die, wenn ſie ihnen lediglich die Krone verdankte, ſie gegen den Kronprinzen, der es ſie oft empfinden ließ, wie ſehr er ihr Benehmen mißbilligte, ſchützen könnte. Als ſie unter einander darüber einig geworden waren, ſo kam

es jetzt nur noch darauf an, den König dazu zu bereden. Sie überredeten endlich die Herzogin von Zeiz, ihrem Bruder den erſten Vorſchlag dazu zu thun. Da dieſe Prinzeſſin wußte, wie ſehr der König es wünſche, ſich in ſeiner Nachkommenſchaft wieder aufleben zu ſehen; ſo ſagte ſie ihm einſt bey einer beſondern Unterredung, die ſie mit ihm hatte, daß bey der Niederkunft der Kronprinzeſſin die Aerzte und Wundärzte aus gewiſſen Kennzeichen ſchließen zu müſſen geglaubt hätten, daß die Prinzeſſin keine Kinder weiter bekommen würde. Was ſie aber noch mehr als dieſes dafür fürchten ließe; ſey die Kälte, mit welcher der Kronprinz jetzt ſeiner Gemahlin begegne. Als die Herzogin ſahe; daß der König über das, was ſie ihm geſagt hatte, nachdachte; ſo ſetzte ſie noch hinzu; ſie begreife gar nicht, warum er ſich nicht wieder vermähle. Der König verſetzte darauf, daß er ſchwerlich eine Prinzeſſin finden würde, die ihn haben mögte. Die Herzogin verſicherte ihn dagegen, daß ſie mehr als Eine Prinzeſſin kenne, die ſich ſehr geſchmeichelt finden würde, wenn die Wahl des Königs auf ſie fiele. Der König, dem der

Vorſchlag allmählig zu gefallen anfing, antworte darauf lächelnd, daß er über dieſe Sache weiter nachdenken wolle. Noch am nehmlichen Tage ſprach er mit dem Grafen von Witgenſtein und dem Marſchall von Biberſtein von dieſer Unterredung mit ſeiner Schweſter. Der Graf, der unter allen Miniſtern am meiſten gegen den Kronprinzen aufgebracht war, ließ dieſe Gelegenheit ihm zu ſchaden, nicht vorbey gehen. Er ſagte hierauf zu dem Könige, die Herzogin von Zeiz habe ohne Zweifel aus göttlicher Eingebung mit ihm von dieſer Sache geſprochen; denn gerade das, was ſie ihm gerathen hätte, ſey der ſehnlichſte Wunſch aller ſeiner Unterthanen. Der Herr von Bieberſtein bekräftigte die Worte des Grafen und beſchwor den König mit Thränen in den Augen, die Wünſche des Volks zu erfüllen und das zu thun, was das Beſte des Staats erfordere. Da Friedrich I. den dringenden Bitten ſeiner Miniſter nicht widerſtehen konnte; willigte er endlich ein. Bis dahin war der Graf von Wartenberg gar nicht in dieſer

Sache

Sache aufgetreten und hatte ſich ge-
ſtellt, als ob er von dem Allen, was
vorging, nichts wüßte. Der König ſprach
zuerſt mit ihm davon. Da dieſer Miniſter
nicht gern wollte, daß der Kronprinz glau-
ben könnte, er habe zur neuen Vermählung
des Königs ſeine Einwilligung gegeben, noch
weniger, er habe ihm ſogar dazu gerathen;
ſo bat er den König demüthig, daß er
ihm erlauben mögte, in einer Sache, die
ſeine geheiligte Perſon ſo nahe beträfe, ſei-
ne Meinung für ſich zu behalten. Er ver-
ſicherte ihn zugleich, daß er nichts ſo ſehr als
ſein Glück wünſche, und daß, wenn der
König bey ſeiner Vermählung nicht dieje-
nige Zufriedenheit fände, die er zu erwarten
das Recht hätte, er ſich einen ewigen Vor-
wurf daraus machen würde, ihm dazu gera-
then zu haben.

Nachdem der König endlich ſeine Par-
they feſt ergriffen hatte; kam es jetzt nur noch
darauf an, zu wiſſen, welche Prinzeſſin man
wählen ſollte. Man ſchlug ihm die Prinzeſ-

ſinnen von Brandenburg-Culmbach *), von Heſſen-Homburg **) und von Naſſau-Diez ***) eine Schweſter des Prinzen von Oranien und Statthalters von Friesland, vor. Der Baron von Chaliſac, Kammerherr des Königs, ward hierauf nach Diez geſchickt, um mit der Mutter der Prinzeſſin über dieſe Sache zu unterhandeln. Man war ſchon über alle Artikel in Richtigkeit. Als aber der König darauf beſtand, daß nach dem Beyſpiele der Herzogin von Hannover, ****) welche an dem Tage, da ihre Tochter †) mit dem römiſchen Könige vermäh-

*) Dorothee Charlotte, vermählt mit Karl Ludwig, Grafen von Hohenlohe-Weickersheim; geſtorben 1712.

**) Eleonore.

***) Marie Amalie.

****) Benedictine Henriette, Tochter Eduards, Prinzen von der Pfalz, eines Sohns Friedrichs V. Königs von Böhmen; und Wittwe Johann Friedrichs, Herzogs von Hannover, der katholiſch geworden war.

†) Wilhelmine Amalie, Gemahlin des römiſchen Königs und nachherigen Kaiſers Joſeph.

let worden war, ihr die Schleppe getragen hatte, auch die Fürſtin von Naſſau nach Berlin kommen ſollte, um ihrer Tochter die Schleppe nachzutragen; ſo ging Alles wieder rückgängig und die Fürſtin erklärte, daß ſie, ehe ſie dieſes thun würde, lieber auf die Ehre, ihre Tochter zu einer Königin erhoben zu ſehen, Verzicht thun wolle. Der König hielt ſie beym Worte und es war nun gar keine Rede mehr von dieſer Vermählung. Die Herzogin von Zeiz, die den König nach Berlin begleitet hatte, ſchlug ihm nun die Prinzeſſin Louiſe Dorothee von Mecklenburg-Schwerin, eine Schweſter des regierenden Herzogs, vor. Sie kannte ſie zwar nicht; war ihr aber, weil ſie aus dem mecklenburgiſchen Hauſe war, außerordentlich gut. Dieſe Prinzeſſin war zuerſt mit dem Erbprinzen Karl von Mecklenburg-Güſtrow vermählt geweſen. Die Herzogin ſtellte ſie ihm als eine Parthie vor, wodurch alle ſeine Rechte auf die eventuelle Erbfolge im Herzogthum Mecklenburg feſt geſichert werden könnten. Der König gab ihr

darin recht; wollte aber doch, ehe er die Vermählung in Richtigkeit brächte, die Prinzeſſin vorher ſehen. Sie kam daher mit ihrer Mutter nach Roſenthal unweit Oranienburg, wo der König ſie ſahe und ſich eine halbe Stunde mit ihr unterhielt. Einige Tage nachher wurde der Herr von Biberſtein nach Schwerin geſchickt, um bey dem Herzoge förmlich um die Prinzeſſin anzuhalten. Die Sachen wurden bald in Ordnung gebracht. Nachdem in Berlin Alles zum Empfange der Prinzeſſin veranſtaltet worden war; reiſ'te der Oberhofmarſchall, Graf von Witgenſtein, nach Schwerin ab, um ſie ſich daſelbſt im Namen des Königs antrauen zu laſſen. Am folgenden Tage begleitete der Herzog nebſt ſeiner Gemahlin, *) und die Herzogin Mutter **) die neue Königin bis an die brandenburgiſche Grenze, wo der Hof-

*) Sophie Charlotte von Heſſen Caſſel.

**) Chriſtine Wilhelmine von Heſſen-Bengenheim.

marſchall, Baron von Erlach, ſie empfing und ihr ihren Hofſtaat, den der Graf von Witgenſtein eingerichtet hatte, präſentirte. Er hatte dabey zwey Gräfinnen von Witgenſtein, von denen die Eine ſeine Schwiegermutter, die Andere ſeine Schwägerin, war, mit ſtarken Penſionen angebracht, und zwar die Erſte in der Eigenſchaft einer Oberhofmeiſterin, und die Andere als Dame d'Atour. Außerdem bekam ſie noch ſechs Hofdamen, die lauter Gräfinnen waren; allein keine Einzige von allen ihren Damen war vorher je bey Hofe geweſen. Die Oberhofmeiſterin war nie aus der Wetterau gekommen, als um nach der Frankfurter Meſſe zu reiſen. Hier hatte ſie das ganze ſtolze Weſen der Reichsgräfinnen angenommen; und ob ſie gleich den beſten Willen hatte, es gut zu machen; ſo war ſie doch mehr gebohren, zu Wetzlar, als bey Hofe, zu glänzen. Die ſechs Hofdamen waren zwar aus den beſten Häuſern der königlichen Staaten; aber ganz und gar nicht für den Hof erzogen; jung ohne alle Weltkenntniß, und da=

bey ſtolz, ſo daß wenig daran fehlte, um impertinent zu ſeyn.

Der Oberhofmeiſter der Königin, der Graf Friedrich Wilhelm von Schwerin, war von vornehmer Familie; er liebte die Pracht und verband mit der gröſten Artigkeit auch die Kunſt, ſich in Geſellſchaften liebenswürdig zu machen. Allein er war gar nicht der Mann, der einer fremden Prinzeſſin, die wenig an das Geräuſch eines großen Hofes gewöhnt war, in vorkommenden Fällen Rath geben konnte. Sie hatte außerdem noch verſchiedene Kammerherren und Kammerjunker, die zwar Alle aus guten Häuſern, aber doch keine Grafen, waren, welches in den Augen der Grafen von Wartenberg, Wartensleben und Witgenſtein ein großer Fehler war, obgleich die beyden Erſtern gebohrne ſimple Edelleute waren. Der Stolz dieſer neugemachten Grafen war indeſſen jetzt ſo hoch geſtiegen, daß ſie, um ihren Titel recht geltend zu machen, an Alle diejenigen, die nicht Grafen waren, das Verbot ergehen ließen, an der Tafel der Hofdamen,

weil dieſes lauter Gräfinnen waren, zu ſpei⸗ ſen, wenn gleich Viele von dieſen Gräfinnen ſich glücklich geſchätzt hätten, bloße Edelleute heirathen zu können.

Die neue Königin kam den 24. Novem⸗ ber zu Oranienburg an, wo ſich der Kö⸗ nig und der ganze Hof befand. Nachdem der König ihr die Prinzen und Prinzeſſinnen vorgeſtellt hatte; verließ er ſie und begab ſich wieder nach Berlin zurück, wo die Köni⸗ gin am 27ſten ihren Einzug hielt. Am fol⸗ genden Tage erhielten ſie in der Domkirche die prieſterliche Einſegnung von eben dem Bi⸗ ſchofe, der den König geſalbt hatte. Die umſtändliche Beſchreibung dieſer Ceremonie und der darauf folgenden Luſtbarkeiten gehört nicht in meinen Plan. Ich will nur folgen⸗ des anführen. Der König und die Königin gingen zu Fuß unter zwey prächtigen Thron⸗ himmeln in die Kirche. Die Straßen, durch welche ſie kamen, waren tapezirt; der Fuß⸗ boden war mit Brettern, mit rothem Tuche überzogen, belegt. Des Königs Kleid und Mantel war von Goldſtoffe mit Diamanten

und Perlen geſtickt. Ihm folgte die Königin mit der Krone auf dem Kopfe, vom Kronprinzen und dem Markgraf Philipp geführt. Vier gleich gekleidete Prinzeſſinnen *) trugen den königlichen Mantel und die ſechs Hofdamen, in Silberſtoff Alle gleich gekleidet, trugen die Schleppe nach. Alles dieſes zuſammen genommen bildete, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine ſehr ſchöne Gruppe.

Ungeachtet keine Pracht geſchont, keine Luſtbarkeiten geſpart wurden, und ein Jeder ſich beſtrebte, dem Könige ſeine Ehrfurcht und ſeinen Eifer zu zeigen; herrſchte doch überall ein gewiſſes trauriges Weſen, welches eben nicht vorausverkündigte, daß der König in ſeiner neuen Ehe großes Glück ge-

*) Dorothee Charlotte, von Brandenburg Culmbach; Dorothee Wilhelmine von Sachſen-Zeiz, geb. den 22. März 1691. vermählt mit Wilhelm, Prinzen von Heſſen; Dorothee von Holſtein-Beck, vermählt mit Friedrich Karl, Markgrafen von Culmbach; Albertine Sophie von Holſtein-Beck, vermählt mit dem Grafen von Segut-Stanislawsky.

nießen sollte. Der König selbſt ſchien mit Widerwillen zum Altare zu gehen. Kurz vor der Ceremonie ſagte ihm der Kronprinz, daß ſeine Gemahlin im fünften Monate ihrer Schwangerſchaft ſey. Er ſahe alſo jetzt, daß Alles, was man ihm von der Unfruchtbarkeit dieſer Prinzeſſin und dem Mißverſtändniſſe mit ihrem Gemahle geſagt hatte, falſch ſey. Es ärgerte ihn nun, daß er ſich ſo übereilt habe: er geſtand ſeinem Sohne, daß man ihn getäuſcht habe und daß er ſich nie wieder vermählt haben würde, wenn er früher von dem Zuſtande der Kronprinzeſſin unterrichtet geweſen wäre.

Dem Allen ungeachtet war er anfänglich ganz von der Königin bezaubert, und man konnte ſich nichts Glücklicheres denken, als den Anfang dieſer Ehe. Allein es war ein bloßes Strohfeuer. Schon am Ende des Jahres trat in dem Herzen des Königs Kaltſinn an die Stelle der Liebe. Die Königin gab indeſſen ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Sie hatte immer das Vergnügen geliebt und am Hofe ihres Bruders einer völligen Frey-

heit genoſſen. Die Verläumdung, die doch wenigſtens die Großen in Ruhe laſſen ſollte, hatte auch ihrer nicht verſchont. Sie wußte dieſes recht gut und es war ihr ſogar nicht unbekannt, daß der König davon unterrichtet ſey; daher ſie ſich bey ihrer Ankunft in Berlin einen Plan zu ihrer künftigen Lebensart machte, die derjenigen, die ſie in Schwerin geführt hatte, ganz entgegen geſetzt war. Von dem Fräulein von Gröbnitz, die ihre Hofdame geweſen war und die ſie ohne Vorwiſſen des Königs in dem Schloſſe logirt hatte, gänzlich beherrſcht, überließ ſie ſich auf ihren Rath der Andächtley. Ehedem hatte man dem Fräulein von Gröbnitz den Vorwurf der Koketterie gemacht; nachdem ſie aber zu den Jahren gekommen war, wo die Vernunft anfängt, über die Leidenſchaften zu ſiegen; hatte ſie ſich gegen den Stachel der Verläumdung dadurch in Sicherheit geſtellt, daß ſie ſich in den Mantel der Religion hüllte. Sie wagte es, ſich der Königin als Muſter darzuſtellen, wodurch ſie dieſer Prinzeſſin einen ihrer Neigung und

ihrem Charakter gänzlich zuwiderlaufenden Zwang anthat. Indeſſen, was anfänglich bloß aus Politik angenommen wurde; ward bald darauf zur Gewohnheit und für Wahrheit gehalten. Die Königin erwählte ſich zu ihrem Beichtvater einen gewiſſen Porſt, Prediger an der St. Nicolaikirche und überließ ſich ganz und gar ſeiner Leitung. Dieſer machte ſie bald mit dem Profeſſor der Theologie Francke zu Halle bekannt, einem Manne, der mit einer glühenden Einbildungskraft begabt, den Grund zu einer beſondern Sekte unter den Lutheranern gelegt hatte, die ſich Pietiſten nannte, weil ſie ſich einer gereinigtern Gottesfurcht und einer größern Losreißung vom irdiſchen Vergnügen befliſſen. Er hatte zu Halle ein Waiſenhaus und Schulen errichtet, worin die Jugend in ſeinen Grundſätzen unterrichtet würde, indem er ſich von mildthätigen Perſonen, ſelbſt in den entlegenſten Ländern Beyträge hierzu zu verſchaffen gewußt hatte. Dieſer liſtige Mann bemächtigte ſich durch ſeine Schmeicheleyen und Demuth bald des Ver=

ſtandes der Königin, indem er ſie überredete, daß er lediglich die Ehre Gottes, ſo wie das Wohl der Kirche und ſeines Nächſten, vor Augen habe. Der Hof der Königin wurde nun bald ein Kloſter; man ſahe nichts als Prieſter und hörte nur Gebete und Predigten darin. Die Prinzeſſin nahm bald den ganzen Haß der ſtrengen Lutheraner gegen die Reformirten an, ſo daß ſie einſt gerade zu dem Könige, mit dem ſie über die Religion disputirte, ſagte, die Reformirten könnten nicht ſelig werden. Der König ward darüber ſo aufgebracht, daß er ihr in vollem Zorn antwortete, daß, wenn er ihre Geſinnungen vorher gekannt hätte, er ihr die Ehre, ſich mit ihr zu vermählen, nicht angethan haben würde. Zu gleicher Zeit befahl er dem Fräulein von Gröbnitz und dem Profeſſor Francke, Berlin ſogleich zu verlaſſen und verbot dem Prediger Porſt, ſich weiter mit der Königin in dergleichen Streitigkeiten einzulaſſen. Von dieſem Augenblicke an erkaltete die Liebe des Königs zu ſeiner Gemahlin, die nun vielen Kummer auszuſtehen hat-

te. Sie erlag demſelben endlich. Doch es iſt hier noch nicht Zeit, von ihrem Unglücke beſtimmter zu ſprechen.

Als ihr Bruder, der Herzog von Mecklenburg, erfahren hatte, was zwiſchen ihr und dem Könige vorgefallen ſey; kam er nach Berlin, um ihr mit ſeinem guten Rathe beyzuſtehen. Er wendete vor, er wolle den König um ſeinen Beyſtand in den Streitigkeiten bitten, in die er mit der Ritterſchaft ſeines Landes gerathen war, weil er dieſelbe mit Auflagen beſchweren wollte, da ſie doch von jeher frey von denſelben geweſen war. Die Ritterſchaft hatte ihre Beſchwerden darüber an den Kaiſer gelangen laſſen und vom Reichshofrathe günſtige Dekrete erhalten; Der Herzog wendete nun Gewalt an. Allein Er und ſeine beyden Brüder nach ihm mogten auch thun, was ſie wollten; die Ritterſchaft blieb im Beſitze ihrer Freyheiten. Der Herzog richtete in Berlin weder für ſeine Schweſter, noch für ſich ſelbſt, etwas aus. Er verlangte den Rang über die Brüder des Königs, weil ſeiner Meinung nach

die Erhebung ihres Bruders nicht zugleich ſie beträfe, indem ſie nicht Königsſöhne wären, und die Ehre, die dem brandenburgiſchen Hauſe durch die königliche Würde zuwüchſe, bloß auf die Deſcendenten des Königs fortginge. Ueber dieſe Anmaaßungen ward der König unwillig. Er behauptete die Prärogativen ſeiner Brüder; konnte aber den Herzog nicht zum Nachgeben bewegen, ſo daß ihn der König, um ſeine Brüder nicht zu compromittiren, nur in geheim ſprach. Der Herzog reiſ'te wieder ab, ohne mit dem Könige ſonderlich zufrieden zu ſeyn, ſo wenig es der König mit ihm war.

1709. Auf den fürchterlichen Winter dieſes Jahres erfolgte eine Peſt, die hauptſächlich das Königreich Preußen hart mitnahm. Es ſtarben daſelbſt an 200,000 Menſchen durch die Fahrläßigkeit der Miniſter und insbeſondere des Grafen von Witgenſtein, dem der König den Auftrag gegeben hatte, für die Bedürfniſſe dieſes Reichs zu ſorgen. Der König erfuhr das Unglück erſt, als demſelben nicht mehr abzuhelfen war. Er unterließ in-

deſſen nicht, noch alle mögliche Vorkehrungen zu treffen, um die Verbreitung derſelben in andere Provinzen zu hintertreiben. Man zog Cordons an den Grenzen von Pommern und Polen und bauete Lazarethe vor den Thoren der Städte, wo diejenigen, die aus verdächtigen Oertern kamen, genöthigt waren, die Quarantaine zu halten.

Die Traurigkeit, welche das allgemeine Elend verurſachte, wurde indeſſen durch die Ankunft des Königs Friedrichs IV. von Dänemark und des Königs Auguſt von Polen einigermaßen zerſtreuet. Der Erſte hatte die Merkwürdigkeiten Italiens beſehen und war auf der Rückreiſe durch Dresden gekommen. Hier hatte er ſich mit dem Könige von Polen beredet, dem Könige von Preußen einen Beſuch abzuſtatten. Um allen Rangſtreitigkeiten vorzubeugen, hatten die beyden Könige, ſobald ſie das brandenburgiſche Gebiet betreten hatten, geloſet, wer an dieſem Tage den Vorrang haben ſollte, und waren dahin übereingekommen, daß ſie für die übrige Zeit damit wechſeln wollten.

Friedrich I. empfing die beyden Könige zu Potsdam. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß, da er den Pomp ſo ſehr liebte, als irgend ein Prinz auf der Welt, bey dieſer Gelegenheit gewiß Nichts geſpart wurde. Ich werde mich aber hüten, mich in die genaue Beſchreibung der Luſtbarkeiten einzulaſſen.

Man bemerkte es als etwas Sonderbares, daß alle drey Könige den Namen Friedrich führten, daß ſie von allen dreyen im Reiche herrſchenden Religionen waren, daß ein Jeder von ihnen nur einen einzigen Sohn hatte und daß ſie alle drey an dem Tage, da der Czaar Peter der Große die berühmte Schlacht bey Pultawa gegen Karl XII. gewann, ein Freundſchafts-Bündniß unterzeichnet hatten.

Während des Aufenthalts der beyden Könige in Potsdam wurde die Kronprinzeſſin zu Berlin von einer Tochter entbunden. Die junge Prinzeſſin wurde einige Tage darauf mit der gröſten Pracht in der Schloßkapelle getauft. Die Könige von Däne-

mark,

mark, Polen und Preußen nebſt ihren Gemahlinnen waren Taufzeugen dabey. Die neugebohrne Prinzeſſin*) erhielt die Namen Friedrike Sophie Wilhelmine. Wenn man auf Vorherverkündigungen achten könnte; ſo würde ſie unſtreitig die gröſte Königin der Welt geworden ſeyn. Die Dichter verſprachen ihr eben ſo viele Kronen, als Könige bey ihrer Taufe geweſen waren. Ja, man trieb die Schmeicheley bis zur Vergötterung. Ein gewiſſer Kammerherr von Meiſebuch aus Heſſen, überreichte dem Könige Verſe, worin er die neugebohrne Prinzeſſin mit dem Jeſuskinde, die drey Könige aber, die bey ihr Gevatter geſtanden hatten, mit den heiligen drey Königen verglich. So ſonderbar und übertrieben dieſe Vergleichung auch war; ſo brachte ſie ihrem Urheber doch ein Geſchenk von 1000 Dukaten zuwege.

Die Taufceremonie gab zu einem Rangſtreite zwiſchen der Gräfin von Wartenberg und der Frau von Lintlo, Gemah-

*) Jetzige Markgräfin von Bareuth.

lin des holländiſchen Geſandten, Anlaß, deſſen ich hier nicht erwähnen würde, wenn er nicht beynahe das ganze Staatsſyſtem von Europa verrückt hätte. Die Gräfin von Wartenberg ging bey allen feyerlichen Gelegenheiten unmittelbar hinter den Prinzeſſinnen vom Geblüte, ſeitdem ihr nemlich die Herzogin von Holſtein den Vortritt gegen 10,000 Thaler, die der König ihr hatte zahlen laſſen, eingeräumt hatte. Nie war es der Gemahlin eines Geſandten eingefallen, ſich den Rang über die Gemahlin des Premier-Miniſters anzumaaßen. Die Frau von Lintlo war die Erſte, welche die bey Hofe eingeführte Ordnung abändern wollte. Am Tage der Taufe wurden alle Frauenzimmer von Stande eingeladen, ſich in den Zimmern der Kronprinzeſſin einzufinden, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche das neugebohrne Kind zur Taufe in die Kapelle trug, dahin zu begleiten. Die Gräfin von Wartenberg und die Frau von Lintlo fanden ſich alſo auch ein. Als der Zug ſeinen Anfang nahm; folgte die Grä-

ſin unmittelbar nach der Markgräfin. Als man aber zur letzten Thür der Zimmer hinaus⸗gehen wollte; ſprang die Frau von Lintlo, die ſich hinter einem Vorhange verſteckt hatte, aus ihrem Hinterhalte hervor, und beſetzte glücklich den Platz vor der Gräfin. Dieſe faßte ſie beym Kleide, und hielt ſie feſt. Da nun die Holländerin, die weniger Stärke, aber mehr Gewandheit beſaß, nicht weiter fortgehen konnte; machte ſie eine geſchickte Wendung, that einen leichten Sprung, und richtete im Kopfputze der Gräfin eine große Unordnung an. Dieſe gab ihr dafür einige Daumenſtöße. Sie würden noch mehr Aergerniß gegeben haben; wenn nicht der Ceremonienmeiſter, Herr von Beſſer, die Kämpferinnen aus einander gebracht hätte. Die Gräfin behauptete das Schlachtfeld, und trug ein Stück vom Kopfputze ihrer Feindin als Siegszeichen davon.

Nach der Taufceremonie brachte die Gräfin ihre bitterſten Klagen vor den König, der die Sache ſehr ernſtlich anſahe. Der Frau von Lintlo wurde ſogleich der Hof verbo⸗

ten, und der König verlangte, daß ſie der Gräfin Abbitte thun ſollte. Der Herr von Lintlo unterſtützte ſeine Frau und erklärte, daß ſie ſich nie zu einer ſolchen Demüthigung verſtehen würde. Der König drohete ihm, daß er um ſeine Zurückberufung bey den Generalſtaaten Anſuchung thun werde: aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Der König beklagte ſich alſo wirklich über ihn bey den Generalſtaaten; verlangte ſeine Zurückberufung und beſtand vor allen Dingen darauf, daß die Frau von Lintlo der Gräfin von Wartenberg Abbitte thun ſolle; in Ermangelung deſſen er ſeine Truppen aus Flandern zurückmarſchiren laſſen würde. Die Staaten gaben dem Könige alle Genugthuung, die er verlangte, und die Frau von Lintlo ſahe ſich genöthigt, ſich vor der ſtolzen Gräfin zu demüthigen, deren Uebermuth nun nach dieſem Siege natürlich um ein Beträchtliches zunahm.

Nachdem die Könige von Dänemark und Polen zwanzig Tage theils in Berlin, theils auf den königlichen Luſtſchlöſſern

zugebracht hatten; kehrten ſie wieder in ihre Staaten zurück.

Kurz darauf erhielt Europa, das ſchon ganz an die Siege Karls XII. gewöhnt war, Nachricht von der Niederlage bey Pultawa. Karl zeigte indeſſen an dieſem unglücklichen Tage, daß ſein Muth über ſein Unglück erhaben ſey. Er hatte einige Tage vorher durch einen Karabinerſchuß eine ſchwere Wunde an dem Fuße bekommen, daher er ſich in einer Sänfte tragen laſſen mußte. In dieſem Zuſtande ertheilte er ruhig ſeine Befehle und ſchien der Gefahr zu trotzen. Er wich nicht ehe, als bis ſeine ganze Armee entweder niedergemacht oder gefangen genommen, und er ſelbſt in Gefahr war, in die Hände ſeines Feindes zu fallen. Nachdem er endlich gezwungen war, ſich zu retten; ging er über den Boriſthenes, gewann Oczakow, und begab ſich von da nach Bender. Karls XII. Niederlage veränderte das ganze politiſche Syſtem des Norden. Der König Auguſt erklärte, daß der alte ranſtädter Vergleich von ſeinen Miniſtern Imhof

und Fingſten auf eine betrügeriſche Art geſchloſſen worden ſey, und beſchuldigte ſie, ſie hätten ſich beſtechen laſſen und ſeine Thronentſagung bloß vermöge einer leeren Vollmacht, die er ihnen gegeben, um die vielen Verzögerungen zu vermeiden, unterzeichnet; er ſelbſt habe den Vergleich nie ratifizirt, indem er gleich durch die Verhaftnehmung ſeiner Miniſter zu erkennen gegeben habe, wie ſehr ſie gegen ſeine Befehle gehandelt hätten.

Aus dieſem Grunde ſtellte ſich Auguſt an die Spitze von 13,000 Sachſen und nahm ſeinen Marſch durch Schleſien. Hier ging er über die Oder und rückte dann in Polen ein, wo eine große Anzahl von den Conföderirten ſich ihm unterwarf und zu ihm ſtieß.

Die Abſicht des Königs war, ſeine Armee mit der Macht des Czaars, die von dem General-Lieutenant von Golz commandirt wurde, und mit den Krontruppen, die unter dem Befehle des Grafen Siniansky ſtanden, zu vereinigen. Aber der ſchwediſche General von Kraſſau, der eine Ver-

ſtärkung aus Pommern erhalten hatte und zu den Truppen des Königs Stanislaus geſtoßen war, ſuchte ihm noch vor ſeiner Vereinigung mit den beyden Armeen ein Treffen zu liefern, welches der König Auguſt kaum vermeiden konnte. Nachdem er endlich die Kronarmee erreicht hatte; ging er über die Weichſel und vereinigte ſich dann mit dem Czaar zu Borislaw.

Da nun der Herr von Kraſſau ſich nach dieſer Vereinigung weit ſchwächer an Macht ſahe und ſo den Ruſſen nicht die Spitze bieten konnte; befand er ſich in einer großen Verlegenheit. Sein Plan war anfänglich, in Sachſen einzudringen; er erfuhr aber, daß die Grenzen dieſes Landes ſehr gut beſetzt ſeyen und bekam auch von der Regierung zu Stockholm den Befehl, ſeinen Plan nicht auszuführen, weil der Kaiſer dem ſchwediſchen Miniſter erklärt hatte, daß er es nicht zugeben würde, daß Sachſen Schaden zugefügt würde. Es blieb alſo dem ſchwediſchen Generale Nichts weiter übrig, als nach Pommern zu gehen. Da ihn

aber das gute Einverſtändniß des Königs von Preußen mit dem Czaar und dem Könige Auguſt von Polen fürchten ließ, daß er auf dem brandenburgiſchen Gebiete, durch welches er nothwendig durchmarſchiren mußte, nicht ganz ſicher ſeyn mögte; ſo glaubte er, ſehr vorſichtig zu Werke gehen zu müſſen. Ehe er ſich auf den Marſch machte; verſahe er ſich mit Allem, was ſeine Armee nöthig haben könnte, um dem berliner Hofe keine Urſach zu Klagen über ihn zu geben. Hierauf ließ er den König bitten, ihm den Durchzug durch ſeine Länder zu geſtatten, welches ihm aber abgeſchlagen wurde. Da er alſo ſahe, daß er entweder umkommen oder durchmarſchiren müſſe; ſo ergrif er die letztere Parthie, die ihm auch glückte. Er begab ſich in die Gegend von Stettin und ſchlug daſelbſt ſein Lager auf. Hier kam einige Zeit hernach der König Stanislaus mit ſeiner ganzen Familie zu ihm, die ſich in ihrem Elende noch ſehr glücklich ſchätzte, dieſen Zufluchtsort zu finden.

Der König von Preußen beſchwerte ſich ſehr über den heimlichen Durchzug des

Herrn von Kraſſau. Da dieſer General aber die gröſte Ordnung unter ſeinen Truppen erhalten hatte; ſo konnte er ſeinen Unwillen nicht ſo weit treiben, ſich gerade zu gegen Schweden zu erklären, wie der Czaar und der König von Polen es wünſchten. Er erhielt es ſogar bey einer Zuſammenkunft, die er zu Marienwerder in Preußen mit dem Czaar hatte, von ihm, daß derſelbe den Krieg nicht in das ſchwediſche Pommern ſpielen wolle, und ſchlug es ihm geradezu ab, mit Schweden zu brechen, obgleich der Czaar und der König Auguſt deswegen außerordentlich in ihn drangen.

Nachdem dieſe Sache abgethan war; kam er mit dem Czaar überein, daß ſich der Herzog Friedrich von Kurland mit der Prinzeſſin Anna von Rußland, der zweyten Tochter des Czaars Alexius Michaelowitz, des ältern Bruders Peters des Großen, vermählen ſollte. Dieſe Verbindung wurde auch wirklich vollzogen: allein der junge Herzog ſtieg aus dem Hoch-

zeitbette ins Grab *). Man hatte ihn an dem Vermählungstage zu viel trinken laſſen, ſo daß er in ein hitziges Fieber verfiel und daran ſtarb. Uebrigens lief zu Marienwerder Alles zur gegenſeitigen Zufriedenheit des Czaars und des Königs ab. Sie machten ſich Beyde prächtige Geſchenke. Der König ertheilte ſeinen ſchwarzen Adler-Orden dem Fürſten Menzikof, der aus einem Paſtetenbecker-Jungen Einer der gröſten Herren in Rußland geworden war, nachdem ihn der Czaar zu den niedrigſten Verrichtungen gebraucht hatte. Er hatte ſchon das blaue Band ſeines Herrn, das von der Rechten zur Linken getragen wird. Nun trug er noch das orangefarbene Band des Königs, das von der Linken zur Rechten geht, darüber, welches ſonderbar ausſahe. Die ganze Zeit über, welche der Czaar und der König bey einander zubrachten, ſpeiſ'ten ſie an Einer Tafel. Da ich mit zu den Kammerjunkern gehörte, die der König zur Aufwartung für den

*) Er vermählte ſich den 13. November 1710. und ſtarb den 21. Januar des folgenden Jahres.

Czaar beſtimmt hatte; ſo hatte ich die Ehre, dieſen Fürſten ganz in der Nähe zu ſehen. Bey dem erſten Abendeſſen, das er beym Kö-nige einnahm, war die Rede von Karl XII. Der Czaar ſprach mit vielem Lobe von ihm und ließ der Tapferkeit der ſchwediſchen Na-tion alle Gerechtigkeit widerfahren. Als der König ihn um die nähern Umſtände von der Schlacht bey Pultawa fragte; antworte-te er, es komme ihm nicht zu davon zu ſprechen; der König mögte die Güte haben, es ſich vom Fürſten Menzikof erzählen zu laſſen. Der Czaar ſelbſt ſprach von dieſer Schlacht mit vieler Beſcheidenheit, und ſagte, daß, wenn die Wunde den König von Schweden nicht verhindert hätte, ſelbſt thätig zu ſeyn, er dieſelbe vielleicht nicht gewonnen hätte.

Eines Tages war die Rede von der Re-gierungskunſt. Der Czaar ſagte bey dieſer Gelegenheit zum Könige: „Wir müſſen Bey-„de auf ganz verſchiedene Art regieren. Sie „haben über cultivirte Völker zu befehlen; ich „aber muß die Meinigen erſt cultivirt machen. „Ihre Unterthanen kommen Ihren Wünſchen

„zuvor; ſie helfen Ihnen Ihre Plane nicht „bloß ausführen; ſie geben Ihnen ſelbſt der„gleichen an die Hand. Die Meinigen „hingegen hängen feſt an ihren alten Gewohn„heiten und legen mir überall Hinderniſſe in „den Weg; ſie ſind bloß durch die Furcht, die „ich ihnen einflöße, zum Handeln zu bewegen. „Ich muß alle meine Plane ſelbſt entwerfen „und allein ausführen. Wenn meine Unter„thanen dereinſt von ihren alten Vorurtheilen „zurückgekommen ſeyn werden; dann werden „ſie eben ſo wie die Ihrigen ſeyn und dann „werde ich ebenfalls weit gelinder und ſanfter „über ſie regieren können.„

Nach dem alſo zu urtheilen, was Peter hier ſagte, war er bloß aus Noth ſtreng. Es gehört nicht für mich, zu unterſuchen, ob dieſes ſein Ernſt war; ich erzähle bloß, was ich geſehen und gehört habe, und ich kann verſichern, daß die Art, wie er zu Marienwerder mit ſeinen Hofleuten umging, ſehr herablaſſend und gefällig war. Was uns betrift, die wir ihn von Seiten des Königs bedienten; ſo behandelte er uns außerordentlich

höflich und wir hatten alle Urſach, mit ihm zufrieden zu ſeyn.

Der König von Polen war bey der Zuſammenkunft von Marienwerder nicht zugegen, obgleich die meiſten Schriftſteller das Gegentheil behauptet haben. Er begnügte ſich, ſeinen Premier-Miniſter, den Grafen von Flemming, Einen der geſchickteſten Unterhändler ſeiner Zeit, dahin zu ſchikken. Dieſer wendete denn auch bey dieſer Gelegenheit Alles an, um den König zu bewegen, ſich gegen Karl XII. zu erklären. Er haßte denſelben noch perſönlich, weil dieſer Fürſt im Laufe ſeiner Siege auch ihn ſo wie den Patkul vom Könige Auguſt hatte ausgeliefert haben wollen. Allein der Graf hatte ſich, ſobald er Nachricht davon erhalten hatte, ins Brandenburgiſche geflüchtet. Der König Stanislaus hatte indeſſen Karls XII. Zorn gegen ihn wieder geſtillt. Flemming erhielt darauf die Erlaubniß, ſich vor dem Könige von Schweden in Sachſen zu zeigen; indeſſen hatte er die Behandlung, womit dieſer ihn bedrohet hatte, nicht vergeſſen. Es hatte daher nicht an ihm gelegen,

daß der König August Karln XII. bey dem ſonderbaren Beſuche, den dieſer ihm in Dresden abſtattete, nicht hatte in Verhaft nehmen laſſen; denn er hatte einen ewigen geheimen Haß auf dieſen Fürſten geworfen. Da dieſer Miniſter eine ſo große Rolle im Norden geſpielt hat; ſo wird es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, ihn etwas näher kennen zu lernen.

Jakob Heinrich, Graf von Flemming, war gut gewachſen und mehr als mittelmäßig groß. Seine Geſichtszüge waren regelmäßig; ſein Auge lebhaft, ſein Lächeln mockant und verachtend, ſeine Miene ſtolz und hochmüthig, ſeine Manieren grob, ſchicklicher für einen Dragoner-Capitain als für einen Miniſter. Er affektirte eine gewiſſe Freymüthigkeit in ſeinen Reden, der ſeine Handlungen widerſprachen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Seine Prahlerey erſtreckte ſich bis auf ſeine Laſter. Betrügerey und Treuloſigkeit hatten keine Schrekken für ihn. Alle Mittel und Wege, ſobald ſie ihn zu ſeinem Zwecke führten, ſchienen ihm gut. Bey allen dieſen Fehlern beſaß er

Eigenſchaften, die ihn den gröſten Männern gleich ſtellten. Seine Tapferkeit hielt jede Probe aus. Bey der Arbeit war er unermüdet; Aufſätze zu machen war ihm eine wahre Kleinigkeit und die wichtigſten Sachen ein bloßes Spiel. Oft ging er von der Arbeit zu Ausſchweifungen; von Ausſchweifungen wieder zur Arbeit, ohne daß die Sachen darunter litten. Sein Herr verdankte bloß ihm die Krone; denn er hatte ſie ihm durch den Kredit ſeiner Verwandtin, der Woiwodin von Marienburg *), verſchaft. Dazu kam noch, daß er der Gefährte des Königs von Polen bey allen ſeinen Luſtparthien geweſen war. Er lebte daher mit dem Könige in der gröſten Vertraulichkeit. Eben dieſe ſuchte er auch in Marienwerder geltend zu machen. Ob der Czaar damit zufrieden geweſen ſey, weiß ich nicht. Der König Friedrich I. mißbilligte dies Beneh-

*) Sie war die Tochter des Grafen von Flemming auf Buko, Brandenburgiſchen Feldmarſchalls. Sie iſt mehr unter dem Namen von Brebentau, Großſchatzmeiſter der Krone Polen, als unter dem Namen der Woiwodin bekannt.

men aber um deſto mehr, da der Graf von Flemming ſein gebohrner Unterthan war und ehedem in ſeinen Dienſten geſtanden hatte.

Von Marienwerder ging der Czaar nach Liefland, um die Eroberung dieſer Provinz zu vollenden. Denn der König Auguſt war mit ihm übereingekommen, daß dieſelbe der polniſchen Anſprüche ungeachtet auf ewig der Krone Rußland einverleibt bleiben ſollte.

Während die nordiſchen Mächte ſich zum Verderben des Königs von Schweden verſchworen; hatte Ludwig XIV. die Alliirten um Frieden gebeten und zu dem Ende den Präſidenten Rouillé nach Holland geſchickt. Dieſer Miniſter hatte einige geheime Conferenzen mit den beyden Deputirten der Staaten. Da dieſe aber Vorſchläge gethan hatten, die der Präſident nicht anzunehmen autoriſirt war; ſo hohlte er neue Verhaltungsbefehle von Verſailles ein. Ludwig XIV. ſchickte hierauf den Miniſter und Staatsſekretär, Marquis von Forci, nach dem Haag mit andern Vorſchlägen, welche

die

die Generalſtaaten nicht verworfen haben würden, wenn ſie blos ihr eignes Intereſſe zu Rathe zu ziehen gehabt hätten. Da ſie aber mit England in Verbindung ſtanden; ſo antworteten ſie dem Marquis, daß ſie ihr gegebenes Wort, ſich nicht ohne Zuziehung ihrer Alliirten in Friedensunterhandlungen einlaſſen zu wollen, unverletzt halten würden. Es iſt bekannt, daß die franzöſiſchen Miniſter ſehr demüthigende Anerbietungen von Seiten ihres Herrn thaten. Allein auch damit waren die Alliirten noch nicht zufrieden; Sie verlangten, daß Ludwig XIV. ſeinen Enkel aus Spanien zurückrufen und im Fall derſelbe ſich weigerte, den Thron zu räumen, ſeine Macht mit der Macht der Alliirten vereinigen ſolle, um ihn dazu zu zwingen. Der König von Frankreich fand aber, daß es nicht chriſtlich ſey, daß ein Vater Krieg gegen ſeinen Sohn führe. Er ließ alſo die Unterhandlungen abbrechen und ſchrieb einen Cirkularbrief an alle Gouverneurs der Provinzen, in welchem er ſeinen Unterthanen die Bedingungen vorlegte, die ihm gemacht worden waren, und ihnen Nachricht

gab, daß er ſie verworfen hätte. Die Franzoſen, welche mehr als irgend ein Volk auf der Welt an der Ehre ihres Monarchen Theil nehmen, billigten das Benehmen des Königs ganz, und boten ihre letzten Kräfte auf, um den Krieg fortzuſetzen, der ihnen ſchon ſeit ſo langer Zeit läſtig geweſen war und es in dieſem Feldzuge durch den Verluſt der Stadt Tournai, der Schlacht bey Malplaquet und der Stadt Mons noch mehr wurde.

Die Laufgräben wurden vor Tournai in der Nacht vom 7ten auf den 8. Julius an drey verſchiedenen Orten eröfnet. Der Graf von Lottum, der die Preußen commandirte, bekam das Obercommando beym Hauptangriffe. Auf ſeiner Seite war es, wo der Marquis von Surville, der in der Feſtung commandirte, zur Uebergabe blaſen ließ. Er ergab ſich nun auf Capitulation und zog ſich in die Citadelle zurück, die Eine der Schönſten und Feſteſten in der Welt war. Sie wurde aber mit ſolcher Heftigkeit angegriffen, daß ſie ſich den 3. September den Alliirten ergeben mußte.

Kaum war dieſe letztere Capitulation unterzeichnet worden; ſo wurde der Erbprinz von Heſſen-Caſſel von der alliirten Armee detaſchirt, um ſich des Uebergangs über den Hainefluß zu bemächtigen und Mons anzugreifen. Der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough nahmen am folgenden Tage denſelben Weg mit der ganzen Armee bis auf 26. Bataillons und einige Escadrons, die ſie in der Gegend von Tournai ließen.

Sobald der Marſchall von Villars von dem Aufbruche der Alliirten Nachricht erhalten hatte; verſammlete er ſeine ganze Armee, die an der Deule und der Linie von Cambray entlang ſich ausgedehnt hatte. Die Alliirten, welche beſchloſſen hatten, ihm zuvor zu kommen, waren vorgerückt und hatten ſich an dem Gehölze von Blangis, Sart und Jean-Sart entlang poſtirt. Ihre Armee war weit ſtärker als die franzöſiſche. Allein die Franzoſen hatten den Vortheil des Terrains, indem ſie durch die Gehölze gedeckt waren, und ſie ſich noch hinter den niedergehauenen Bäumen in Geſtalt

ſpaniſcher Reuter verſchanzt hatten. Da nun die beyden Armeen gegen einander über ſtanden; kanonirten ſie vom 9ten bis zum 11. September auf einander. Der Prinz Eugen commandirte auf dem rechten, der Herzog von Marlborough aber auf dem linken Flügel.

Von Seiten der Franzoſen trat der Marſchall von Villars, der das Generalcommando über die Armee hatte, dem Herrn von Boufflers, der älterer Marſchall war, den rechten Flügel ab, und behielt den Linken für ſich.

Der Angrif von Seiten der Alliirten erfolgte des Morgens um 8 Uhr. Die Preuſſen, die durch die Gegenwart des Kronprinzen, der den Feldzug als Volontair mit machte, angefeuert wurden, waren die Erſten, welche die Verſchanzungen der Franzoſen überſtiegen. Der Generallieutenant, Herr von Finck, der dieſe Attake commandirte, ſtellte ſie gegen die Bruſtwehr und unterſtützte ſie durch die kaiſerliche Reuterey, welche die Franzoſen zwey Male zurück ſchlugen, bis ſie endlich durch mehrere Truppen ver-

ſtärkt wurden und ſich ſo des Siegs verſichern konnten.

Der linke Flügel ſtritt nicht mit ſo gutem Vortheile als der Rechte. Um bis zum Feinde vorzudringen, hatte derſelbe eine dreyfache Verſchanzung, die von 50 Stück mit Kartätſchen geladenen Kanonen beſetzt war, zu überſteigen. Die Holländer, welche auf dieſem Flügel ſtanden, erlitten einen anſehnlichen Verluſt. Aber Nichts konnte ihre Tapferkeit aufhalten. Sie drangen in die Verſchanzungen ein und ihr Anführer, der Fürſt von Naſſau-Oranien, Statthalter von Friesland, war der Erſte, der eine Fahne der holländiſchen Garde auf die Bruſtwehr der Verſchanzung pflanzte. So viel iſt gewiß, daß die Verbündeten die Ehre des Sieges davon trugen; aber ſie konnten mit Pyrrhus ſagen: Noch einen ſolchen Sieg, und wir ſind verlohren! Sie hatten 22,000 Todte und Verwundete. Der Prinz Eugen hatte eine leichte Wunde hinter dem Ohre bekommen. Der Verluſt der Franzoſen war geringer. Der Marſchall von Villars war am Knie verwun-

det und mußte daher die Sorge für den Rück-zug dem Marſchall von Boufflers über-laſſen.

Die Preußen hatten zwar weniger Leute verlohren, als die Holländer; doch war ihr Verluſt anſehnlich gnug. Der Herr von Tettau, Commandeur des deutſchen Ordens, Generalmajor und Obriſter der Garde, und der Herr von Derſchau, Obriſter des Infanterie-Regiments Prinz von Preußen, befanden ſich mit unter den Todten. Dieſe beyden Officiere, deren Tapferkeit unter der ganzen Armee bekannt war, behaupteten den Tag vor der Schlacht, eine Ahndung von ihrem Tode gehabt zu haben. Sie ſpeiſ'ten zu Mittage bey dem Kronprinzen und ſagten geradezu, daß ſie den folgenden Tag im Treffen bleiben würden. Der Prinz, der ſie außerordentlich liebte und ihre Tapferkeit kannte, machte ſich über ſie luſtig und erklärte ſie für Schwärmer. Sie beharrten indeſſen auf ihrer Behauptung. Der Prinz ſuchte ſie wegen ihrer Schwachheit zu beſchämen; allein ſie ſagten ihm, daß es Unglück gnug für ſie ſey, daß ſie in den Ver-

dacht gerathen müßten, als fehlte es ihnen an Herzhaftigkeit: Sie würden indeſſen ihre Schuldigkeit nicht minder thun und ſie hoften, daß man ihnen nicht den Vorwurf werde machen können, als hätten ſie aus Schwachheit gefehlt. Sie nahmen hierauf Abſchied vom Kronprinzen und von ihren Freunden, in der Ueberzeugung, daß ſie ſie nicht wieder ſehen würden; gingen nun nach Hauſe, machten ihr Teſtament und fanden ſich am folgenden Morgen an ihren Poſten ein, wo ſie auch wirklich getödtet wurden.

Ich würde dieſes Vorfalls hier nicht erwähnt haben, wenn der Kronprinz ihn mir nicht ſelbſt erzählt hätte. Er ſprach, als er ſchon König war, ſehr oft davon als von einer Sache, die ihm ſehr aufgefallen ſey und die er an dieſen beyden Männern als etwas Außerordentliches betrachtete, weil er mit der ganzen Armee überzeugt geweſen ſey, daß Feigherzigkeit nicht den geringſten Antheil an dieſer Ahndung gehabt habe.

Die Belagerung der Stadt Mons war eine unmittelbare Folge der Schlacht bey Malplaquet oder Blangis. Die Lauf-

gräben wurden in der Nacht vom 25. auf den 26 September eröfnet und der Ort ward den 20. October auf Capitulation eingenommen. Der Kronprinz war dabey zugegen und ging hernach nach Berlin zurück.

So glücklich die Verbündeten in Flandern waren; ſo wenig waren ſie es am Rhein. Der Churfürſt von Hannover hatte das Commando über die Armee wieder übernommen, ungeachtet er im vorigen Jahre ſo viel Urſach zum Mißvergnügen dabey gehabt hatte. Der wiener Hof hatte ihn dadurch wieder zu beruhigen gewußt, daß er ihm die Würde eines Erzſchatzmeiſters des Reichs ertheilt hatte. Er hatte hierauf den Plan entworfen, in den Ober-Elſaß einzurücken, um von da in die Franche-Comté einzudringen, wo er von der ſavoyiſchen Armee, die ſchon nach Annecy vorgeruckt war, um über die Rhone zu gehen, unterſtützt werden ſollte.

Um dieſen großen Plan auszuführen, marſchirte der Graf von Merci in das Gebiet des Cantons Baſel, und begab ſich von da in den Ober-Elſaß. Hier kam es

zwiſchen ihm und dem Grafen von Bourg, nachherigem Marſchall von Frankreich, zu einem Treffen, das zum Nachtheile des Grafen von Merci ausfiel. Mit genauer Noth rettete er ſich noch auf eben dem Wege, auf welchem er gekommen war. Der Churfürſt von Hannover, der ſich ſchon auf den Marſch begeben hatte, um den Grafen von Merci zu unterſtützen, hatte kaum von der Niederlage deſſelben Nachricht erhalten, als er ſich wieder in die Linien von Eßlingen zurück begab, wo er nun die übrige Zeit des Feldzugs hindurch in Unthätigkeit blieb.

Der Graf von Merci wurde wirklich geſchlagen; allein ſein Verluſt war weit geringer, als man ihn in Frankreich angab. Der ganze Vortheil, den dieſe Krone davon hatte, war, daß die Entwürfe des Churfürſten von Hannover und des Herzogs von Savoyen nicht ausgeführt werden konnten und daß der Muth der franzöſiſchen Soldaten, der durch ſo vieles Unglück ganz geſunken war, dadurch wieder aufgefriſcht wurde.

Ich habe nunmehr die vornehmſten Begebenheiten des Jahres 1709. erzählt. Die 1710.

des folgenden Jahres ſind nicht weniger wichtig und noch zahlreicher. Ich werde hier indeſſen nur von denen reden, die einigen Bezug auf die Geſchichte Friedrichs I. haben.

Da die nordiſchen Angelegenheiten die ganze Aufmerkſamkeit dieſes Fürſten erfoderten, um den Krieg von ſeinen Grenzen entfernt zu halten; ſo konnte ihn die rauhe Jahrszeit auch nicht abhalten, mit dem Könige von Polen eine Zuſammenkunft zu Leipzig zu halten, Der Kronprinz und der Markgraf Albrecht begleiteten ihn auf dieſer Reiſe. Seine Gegenwart ſowohl als die Meſſe, die gerade um dieſe Zeit gehalten wurde, hatten eine große Menge Menſchen dahin gezogen. Man rechnete allein ſechszig Prinzen und Prinzeſſinnen aus ſouveränen Häuſern daſelbſt. Ich will hier nichts von der Pracht des ſächſiſchen Hofes oder von der Aufnahme des Königs erwähnen. Der König Auguſt liebte die Größe und Pracht. Er beſaß außerordentliche Talente, um Luſtbarkeiten anzuordnen. Hier aber übertraf er ſich ſelbſt: Denn dahin zweckte dieſe Zuſammenkunft hauptſächlich ab. Man ſprach

hier zwar von den 300,000 Thalern, für welche die Polen dem Könige die königlichen Inſignien verſetzt hatten und welche die Republik binnen einer gewiſſen Zeit wieder einzulöſen oder den König in den Beſitz der Stadt und des Gebiets Elbingen zu ſetzen verſprochen hatte. Der König foderte nun den Beſitz dieſer Stadt und der König von Polen willigte auch darein unter einer Bedingung, die der König nicht eingehen wollte. Daher trennten ſich die beyden Könige, was das Politiſche betraf, nicht ſonderlich zufrieden mit einander. Bey ſeiner Rückkunft nach Berlin fand der König ſeine Gemahlin höchſt aufgebracht gegen die Gräfin von Wartenberg. Seit der Streitigkeit mit der Frau des holländiſchen Geſandten war dieſelbe immer frecher geworden und hatte ſich ſogar einige Male gegen die Königin vergeſſen. Dieſe Prinzeſſin hatte wegen einer kleinen Unpäßlichkeit einige Tage hindurch das Zimmer gehütet. Während dieſer Zeit hatte ſie verſchiedene Damen bitten laſſen, ihr ein Geräth, das ſie für den König verfertigte, endigen zu helfen. Sie wußte nun zwar,

daß die Gräfin nicht gern arbeitete; Sie ließ ſie indeſſen doch einladen, weil ſie ihr dadurch eine Ehre zu erzeigen glaubte. Eines Tages ſaß die Königin bey ihrer Arbeit mit den übrigen Damen um ſich herum. Auf einmal trat ein ihr unbekannter Menſch mit einem Kaffeebrette und Taſſen in der einen und einer Kaffeekanne in der andern Hand in ihr Zimmer. Die Königin wunderte ſich hierüber nicht wenig und fragte, was dieſes zu bedeuten habe. Die Gräfin von Wartenberg verſetzte hierauf in einem ziemlich vertrauten Tone, es ſey ihr Kammerdiener, der ihr den Kaffee bringe. Die Königin, die ſich darüber außerordentlich ärgerte, befahl ihr hierauf, ſogleich ihr Zimmer zu verlaſſen und ihr nie wieder vor Augen zu kommen. Die Gräfin ſchlug ein lautes Gelächter darüber auf und ſagte, das mögte ſie doch wohl ſehen! Hierüber gerieth die Königin in einen ſo wüthenden Zorn, daß ſie Leute herbey rief, um die Gräfin zum Fenſter hinaus werfen zu laſſen. Glücklicherweiſe waren dieſe nicht gleich bey der Hand; daher

die Gräfin noch Zeit hatte, ſich wegzubegeben.

Als der König nun zurück gekommen war; brachte die Königin ihre Klagen bey ihm an. Dieſer antwortete ihr, daß er den Stolz der Gräfin ſchon zu demüthigen wiſſen werde; ſie mögte es ſich unterdeſſen gefallen laſſen, daß die Gräfin ſie für jetzt bloß um Verzeihung bitte. Das war die ganze Genugthuung, welche die Königin von der übermüthigen Gräfin erhielt, deren Eitelkeit indeſſen bald aufs ärgſte gedemüthigt wurde. Die Frau von Matuoff, deren Gemahl Staatsminiſter des Czaars und Ambaſſadeur bey den Generalſtaaten war, kam durch Berlin. Der Herr von Licht, bevollmächtigter Miniſter des Czaars, gab ihr zu Ehren ein großes Diner, zu welchem die vornehmſten Perſonen, alſo auch die Gräfin von Wartenberg, eingeladen waren. Sie ließ lange Zeit auf ſich warten. Endlich ſchickte ſie ihren Stallmeiſter an den ruſſiſchen Geſandten und ließ ihn fragen, ob die Frau von Matuoff den Rang über ſie verlange. Der Geſandte ließ ihr ſagen, daß er es nicht ver-

meiden könnte, der Frau von Matuoff den erſten Platz einzuräumen, da ſie ſowohl die Gemahlin eines Staatsminiſters und Ambaſſadeurs des Czaars, ſeines Herrn, als auch eine Fremde in Berlin ſey. Dieſe Antwort beſtimmte die Gräfin, nicht zu dem Geſandten zu fahren. Die Frau von Matuoff erfuhr es, daß ſie dieſes bloß thue, um ihr auszuweichen. Sie nahm es daher ſehr übel auf. Sie ſchrieb deswegen an den König und beklagte ſich darüber, daß die Gräfin den Vorrang vor ihr verlangt habe, welches doch den Vorrechten der Gemahlin eines Ambaſſadeurs zuwider laufe und für den Czaar ſelbſt beleidigend ſey. Sie verlangte alſo, daß die Gräfin ihr Gnugthuung geben ſolle. Der König, welcher befürchtete, er mögte ſich darüber mit dem Czaar überwerfen, der jetzt eben ſo furchtbar geworden war, als es Karl XII. vor ſeiner Niederlage geweſen war, zwang daher lieber die Gräfin von Wartenberg, zur Frau von Matuoff zu gehen und ihr zu erklären, daß, ſo lange der Herr von Matuoff Ambaſſadeur ſeyn werde, ſie ihr den Rang

abtreten werde. Dieſer Beſuch war ſehr demüthigend für die Gräfin. Die Frau von Matuoff hatte ihr die Stunde beſtimmt und alle fremden Miniſter, den engliſchen Geſandten, Mylord Raby, allein ausgenommen, zu ſich eingeladen.

Als der König, den die Demüthigung der Gräfin mehr ſchmerzte, als ſie ſelbſt, ſie am folgenden Tage bey der Königin antraf; machte er ihr Vorwürfe darüber, daß ſie ihm ſolche Unannehmlichkeiten zuziehe, und erklärte ihr zugleich, daß ſie für die Zukunft ihr Betragen ganz abzuändern und Niemanden mehr zu beleidigen habe, widrigenfalls er andere Maaßregeln ergreifen würde. Da die Gräfin einer ſolchen Sprache von Seiten des Königs gar nicht gewohnt war; ſo hielt ſie ſich ſchon für ganz verlohren. Sie lag daher ihrem Manne an, den Hof zu verlaſſen. Dies war vielleicht der einzige kluge Rath, den ſie ihm jemals gegeben hatte, aber auch der Einzige, den er nicht befolgte. Seine Feinde machten ſich ſeine Lage zu Nutze. Da ſie ſahen, daß der König übel auf ſeine Gemahlin zu ſprechen ſey; ward es ihnen leicht,

auch ihm ſelbſt zu ſchaden, wie der Erfolg ihres Planes bald zeigen wird.

Mitten unter dieſen Unruhen kam der Prinz Eugen nach Berlin. Er bekam ſeine Wohnung im Prinzenhauſe, wurde in Allem frey gehalten und von königlichen Bedienten aufgewartet. Ein Capitain nebſt einer Fahne zog bey ihm auf die Wache, wodurch man ihm mehr Ehre als ſelbſtregierenden Herren erwies. Der Prinz ſchickte aber den Capitain mit der Wache wieder zurück, und verbat ſich alle Ceremonien. Er ſpeiſ'te des Mittags mit dem Könige allein, und unterhielt ſich mehrmals mit ihm über die Mittel, die man anwenden könnte, um zu verhindern, daß die nordiſchen Unruhen ſich nicht auch nach Deutſchland verbreiteten, und der gemeinſchaftlichen Sache gegen Frankreich Nachtheil brächten. Er überredete auch den König, dem Fürſten von Anhalt das Commando über ſeine Truppen in Flandern zu übertragen. Als er abreiſ'te, erhielt er eine mit Diamanten beſetzte Hutſchleiſe und gleichen Degen zum Geſchenke, und der König machte ihm das

Com=

Compliment, daß, wenn er nicht ſchon ſo alt wäre, er unter ihm das Kriegshandwerk lernen würde.

Nach der Abreiſe des Prinzen Eugen nahmen die Hofkabalen wieder ihren Anfang. Der furchtbarſte Feind des Oberkämmerers war der Kronprinz. Da er ſchon damals den Entſchluß gefaßt hatte, keinen Staatsrath zu halten, wenn er einmal König würde; ſo war ihm Alles, was nur Miniſter hieß, ein Greuel. Er hatte unaufhörlich an dem Sturze der Grafen von Witgenſtein und von Wartenberg gearbeitet; hatte aber nie ſeinen Zweck erreichen können. Es waren damals noch zwey Perſonen bey Hofe, welche die Gunſt des Königs mit dem Oberkämmerer theilten. Dies waren die Herren von Kamecke, die aus armen pommerſchen Edelleuten, deren Name nie bey Hofe gehört worden war, ſich zu den erſten Stellen emporgeſchwungen hatten. Sie waren mit einander verwandt. Der Eine war Grand-Maitre de la Garderobe, und der Andere Staatsminiſter. Der Erſtere war anfänglich Page beym Könige geweſen. Sei-

ne Physiognomie und ſein ſimples und naiſ
ves Weſen hatten den König für ihn einge=
nommen. Er machte ihn alſo zu ſeinem
Kammerpagen, und das war gerade der
Weg, um ſein Glück zu machen. Kame=
cke durchlief nun ſeine Laufbahn ſehr ſchnell.
Sein Geiſt war indeſſen ſehr beſchränkt.
Seine Manieren waren einfach und verrie=
then nicht die geringſte Weltkenntniß. Sei=
ne Geſtalt hatte nichts Auszeichnendes. Da=
bey beſaß er aber viel Thätigkeit, und eine
ihm angebohrne Beſcheidenheit machte ſein
Hauptverdienſt aus. Während ſeiner Günſt=
lingſchaft erwarb er ſich den Ruhm eines
ehrlichen Mannes. Soviel iſt gewiß, daß
er nichts Böſes that. Aber er that auch Nie=
manden viel Gutes, außer Leuten von nie=
drigem Stande, oder Solchen, die nicht er=
habener dachten, als er. Nachdem ihn der
König zum Kammerherrn ernannt hatte; ließ
er ihn das Fräulein von Schlieben, Ei=
ne der reichſten Erbinnen in ſeinen Staaten,
heirathen. Sie ſtarb aber ohne Kinder und
ohne Teſtament, ſo daß ihr ganzes Vermö=
gen nach den Landesgeſetzen ihrer Schweſter,

jetzigen Frau von Arnim, zufiel. Allein der Herr von Kamecke brachte ein mündliches Verſprechen der Verſtorbenen vor, wodurch ſie ihn zu ihrem Erben eingeſetzt hätte. Dieſem zufolge wurden ihm ihre Güter auch wirklich zuerkannt. Dies hat immer Zweifel in mir erregt, ob ſeine Tugend ſo ganz rein geweſen ſey; wenigſtens iſt dieſelbe nie ſonderlich fruchtbar an guten Handlungen geweſen. Er heirathete hierauf das Fräulein von Bruno, die ehedem Hofdame der Kronprinzeſſin in Hannover geweſen, und mit derſelben in ihrem Gefolge nach Berlin gekommen war. Dieſe wußte ſich bald ganz ſeines Geiſtes zu bemächtigen. Mann und Frau dachten nunmehr bloß darauf, Schätze anzuhäufen, und hatten auch Gelegenheit gnug, ihrer Neigung ein Genüge zu thun. Denn Güter, Ehre und Anſehen, ſtanden ihnen zu Gebote.

Der Staatsminiſter von Kamecke übertraf den Andern in Anſehung der Talente bey weitem. Doch hatte es lange gedauert, bis er ſein Glück recht hatte machen können. Er beförderte es hauptſächlich dadurch, daß

er von der Lutheriſchen Confeſſion zur Reformirten überging. Man ſollte es nicht glauben, daß eine Maskerade die Veranlaſſung zu dieſer Veränderung hätte geben können; und doch iſt Nichts gewiſſer als dieſes. Es ward eine Redoute bey Hofe gegeben. Der Herr von Kamecke, der damals noch Kammerjunker war, hatte gerade die Aufwartung. Er war ſehr geſchäftig, den König zu bedienen. Von ungefehr fragte ihn derſelbe, zu welcher Religion er ſich bekenne. Er antwortete, zur Reformirten; wiewohl ſeit Luthers Zeiten alle Kammerjunker lutheriſch geweſen waren, und er ſelbſt auch bis jetzt wirklich zu dieſer Religion ſich bekennt hatte. Der König freuete ſich ſehr darüber, da er hörte, daß er reformirt ſey, und ward ihm von dieſem Augenblicke an gewogen. Kamecke ward überdem für einen guten Schachſpieler gehalten. Der König ſpielte einige Male mit ihm. Kamecke ließ ihn einige Parthien gewinnen; dadurch gewann er nun vollends ſeine ganze Gunſt. Der König gewöhnte ſich nun an ihn. Der Herr von Kamecke unterhielt ihn beſonders da-

durch, daß er ihm alle Stadtneuigkeiten hinterbrachte, welches ihm um ſo mehr Vergnügen verurſachte, da Kamecke eine ganz vorzügliche Gabe im Erzählen beſaß, und dieſes gilt ja bey den Großen ſehr oft mehr als alle Verdienſte. Die Seinigen beruheten indeſſen nicht auf ganz ſchlechten Gründen. Er verband mit vieler Erfahrung ein anſtändiges Aeußere, einen lebhaften und muntern Geiſt, der oft neue Ideen an die Hand gab, aber auch mehr für die Geſellſchaft, als für die Geſchäfte, tauglich war. So lange er ſich in mittelmäßigen Glücksumſtänden befand, bewies er ſich demüthig, ſelbſt gegen diejenigen, die ihm nicht nützlich ſeyn konnten. Sobald er aber Günſtling des Königs geworden war; ward er ſtolz und hochmüthig, verachtete Andere, kannte nun ſeine Freunde nicht mehr, und vergaß ſich ſelbſt ſo weit, daß er bey Friedrichs I. Tode ſich faſt ganz verlaſſen fand, und doch nicht vermogte, des Hofes zu entbehren.

Dieſer beyden Herren von Kamecke bediente ſich der Kronprinz, um die Grafen von Witgenſtein und von Warten-

berg zu ſtürzen. Der Grand-Maitre de la Garderobe ließ ſich dieſes Mal durch ſeinen Vetter verführen. Er eröfnete die Scene damit, daß er den Oberhofmarſchall anklagte. Dieſer Miniſter hatte die Feuerkaſſe in ſeinem Departement, aus welcher die Abgebrannten eine Entſchädigung erhalten ſollten. An dieſer Einrichtung nahmen die Dörfer ſo gut wie die Städte Theil, indem ein Jeder ſeinen Beytrag nach Verhältniß des Werths ſeines Hauſes oder ſeines Guts dazu gab, und dieſer Werth wurde ihm im Falle der Noth daraus wieder erſetzt. Dies war an ſich vortreflich. Allein dieſe Kaſſe war ſo ſchlecht verwaltet worden, daß, als die Stadt Croſſen einſt ganz niedergebrannt war, ſich Nichts in der Kaſſe fand, um die Einwohner für das Verlohrne ſchadlos zu halten. Dieſe Unglücklichen wendeten ſich anfänglich an den Obermarſchall: da dieſer ſie aber ſehr hart abwies; brachten ſie ihre Klagen vor den Kronprinzen, der ſich ihrer annahm und die Sache nun durch die Herren von Kamecke bey dem Könige betreiben ließ. Sie gaben dem Grafen von Wit-

genſtein Schuld, daß er die öffentlichen Gelder in ſeinen Nutzen verwendet habe. Er bewies zwar, daß die Gelder zum Nutzen des Königs verwendet worden ſeyen. Allein dem ungeachtet erſchien ein Lieutenant mit 20 Mann in ſeinem Hauſe und nahm ihn um 10 Uhr Abends in Verhaft. Am folgenden Morgen kamen der Herr von Gersdorf, Obriſter von der Garde, und der Schatzmeiſter des ſchwarzen Adlerordens, und foderten ihm den Orden ab. Er übergab denſelben mit der Verſicherung, daß er dieſe Behandlung nicht verdiene, indem er Nichts für ſich, ſondern Alles auf Befehl des Königs und des Oberkämmerers gethan habe. Eine Viertelſtunde darauf kündigte ihm ein Officier der Gardes du Corps an, daß er Befehl habe, ihn nach Spandau zu führen. Man brachte ihn nun in einem königlichen Wagen dahin. Zwölf Gardes du Corps begleiteten ihn, und erlaubten ihm nicht einmal, an ſeine Schwiegermutter, die Gräfin von Wittgenſtein, die immer noch Oberhofmeiſterin der Königin war, zu ſchreiben.

Die Ungnade des Obermarſchalls war das Vorſpiel von der Ungnade des Oberkämmerers. Zwey Tage darauf kam der Miniſter und Staatsſekretär, Herr von Jlgen, zu ihm, foderte ihm im Namen des Königs die Siegel ab, und kündigte ihm an, daß er ſich von jetzt an in Nichts mehr zu miſchen habe. Den folgenden Tag kam der Herr von Jlgen von neuem, um ihm anzuzeigen, daß er ſich mit ſeiner Familie nach Wolfersdorf, der einzigen Beſitzung, die er in den brandenburgiſchen Staaten hatte, begeben ſolle. Vor ſeiner Abreiſe ließ er den König bitten, ihm zu erlauben, ſein Knie noch umfaſſen zu dürfen. Es ſtand nicht in der Gewalt der Herren von Kamecke, dieſe Zuſammenkunft zu hintertreiben. Der König glaubte, einem Manne, den er ſo vorzüglich geliebt hatte, dieſe Gnade nicht abſchlagen zu dürfen. Sobald der Oberkämmerer vor dem Könige erſchienen war; wendete er Alles an, was eine lange Erfahrung und eine genaue Kenntniß des Charakters ſeines Herrn ihm eingeben konnten. Er umfaßte die Kniee des Königs, küß-

te ihm die Hand, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen; beſchwor ihn, daß er ihm zur Belohnung für ſeine lang geleiſteten Dienſte erlauben mögte, zu ſeinen Füßen zu ſterben; bekannte, daß er ihm Alles, Anſehen und Vermögen, zu verdanken habe; ſagte, daß er auf Alles wieder Verzicht thue; bat aber den König demüthigſt, ihm nicht den Troſt zu rauben, ihn zu ſehen, und Zeuge ſeiner ſegensvollen Regierung zu ſeyn. Der König wurde dadurch bis zu Thränen gerührt. Er umarmte den Grafen und ſagte ihm, es thue ihm ſehr leid, daß er ihn entfernen müſſe; allein das Beſte des Staats erfodere es. Er verſicherte ihn indeſſen, daß er die Dienſte, die er ihm erwieſen hätte, nie vergeſſen und ihn ſtets lieben werde. Zu gleicher Zeit zog er einen Ring von hohem Werthe vom Finger, gab ihn dem Oberkämmerer und ſagte ihm dabey, er verehre ihm denſelben als ein Unterpfand ſeiner Achtung, und bat ihn, daß er ihn bey ſeiner Familie als ein Zeichen der Freundſchaft, die er für ihn gehegt habe, aufbewahren mögte. Er umarmte ihn hierauf nochmals

und entließ ihn. Beyde ſchwammen in Thränen. Da der Miniſter wirklich faſt durchgängig beliebt war; ſo wurden Alle, die bey dieſer Scene zugegen waren, tief gerührt. Bloß die Herren von Kamecke freueten ſich über ſeine Entfernung vom Hofe. Sobald der Oberkämmerer den König verlaſſen hatte, ſtieg er in ſeinen Wagen und fuhr nach Wolfersdorf ab. Von hier aus ſchrieb er an den König, und bat ihn, das Porcellainkabinett ſeiner Gemahlin und einen Garten, den ſie in einer Vorſtadt hatte und Monbijoux nannte, anzunehmen. Der König antwortete ihm darauf, daß er zwar beydes annehmen, aber ihm den wahren Werth dafür bezahlen wolle, weil er ſehr weit entfernt ſey, ihm das Geringſte zu rauben, ſondern ihm vielmehr bey jeder Gelegenheit noch mehr zufließen laſſen werde.

Wer hätte denken ſollen, daß der Graf von Wartenberg dennoch weiter beunruhigt werden würde? Aber der Staatsminiſter von Kamecke glaubte, daß er noch zu nahe um den König ſey. Es war möglich, daß der geringſte Umſtand ſeine Zurück-

berufung bewirken konnte, und dann war ſein Sturz gewiß. Dies erregte eine ſolche Furcht in ihm, daß er es nicht wagte, den Namen des Grafen vor dem Könige auszuſprechen, weil dadurch die alte Zärtlichkeit für den ehemaligen Günſtling wieder hätte erwachen können. Unterdeſſen unterſuchte man das Verfahren des Grafen von Witgenſtein, und fand ſeine Rechnungen unrichtig. Er ſchob aber alle Schuld auf den Oberkämmerer, ohne deſſen Befehl er Nichts gethan habe. Kamecke benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Oberkämmerer noch weiter zu ſchaden. Es glückte ihm auch ſo gut, daß der König beſchloß, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen. Kamecke nahme dabey den Schein der Großmuth an, und ſtellte dem Könige vor, daß der Premier-Miniſter nicht ſtrafbar gnug ſey, um ihm die Freyheit zu rauben. Es ſey gnug, ihn aus dem Lande zu entfernen, aber dabey der Großmuth des Königs angemeſſen, ihm eine lebenslängliche Penſion auszuſetzen, die ihm nicht nur ein anſtändiges Auskommen ſichere, ſondern auch beträchtlich gnug ſey, ihn auf

immer an das Intereſſe des preußiſchen Hauſes zu feſſeln. Dieſer letztere Rath behielt die Oberhand. Der König ſchrieb hierauf an den Oberkämmerer, daß er ſich nach Frankfurt an den Mayn begeben, und dieſe Stadt nie ohne ſeine Erlaubniß verlaſſen ſolle, wogegen er ihm eine Penſion von 20,000 Thalern verſicherte, die auch auf ſeine Gemahlin fortgehen ſollte, im Fall ſie ihn überlebte.

Der Oberkämmerer, der immer gefürchtet hatte, ſeine Feinde mögten ihn ganz zu Boden werfen, fühlte ſich ſehr glücklich, daß er ſich ſo aus der Sache ziehen konnte. Er war nunmehr nebſt ſeiner Gemahlin geſchäftig, alle Meubles und Effekten, deren ſie eine ungeheure Menge hatten, zuſammen zu packen. Die Gräfin allein nahm für mehr als 500,000 Thaler Diamanten mit ſich. Das Uebrige belief ſich auf Millionen.

Was denen, welche dieſe Memoiren leſen werden, ſehr ſonderbar vorkommen wird, und was es ſelbſt mir iſt, der ich Augenzeuge davon war, iſt dieſes, daß der König zwey Tage nach der Abreiſe des Oberkämmerers ihm ei-

nen Courier nachſchickte, der ihm den Ober⸗kämmererſchlüſſel und das Patent eines Erb⸗Generalpoſtmeiſters abfodern mußte. Der Courier hohlte ihn zu Eiſenach ein. Der Graf gehorchte ſogleich und ſchrieb dabey dem Könige, daß er ihm das Verlangte zurückſchi⸗cke, und ſelbſt ſeinen Kopf darbringen wür⸗de, wenn der König ihn verlange. Man muß geſtehen, dieſer Miniſter zeigte außer⸗ordentlich viel Größe der Seele bey ſeinem Unfalle, und man bemerkte keine Verände⸗rung in ſeiner Laune. Er ließ ſich nicht die geringſte unbillige Aeußerung gegen die Ur⸗heber ſeines Unglücks entfahren, und ſein Eifer und ſeine Ehrfurcht gegen den König hörten nur mit ſeinem Tode auf.

Der Graf von Witgenſtein wurde nach Verlauf von ſechs Monaten wieder in Freyheit geſetzt; mußte aber 80,000 Thaler Strafe zahlen, und erhielt Befehl, die Staaten des Königs zu verlaſſen. Die Reichs⸗grafen fanden ſich durch dieſes Verfahren gegen Einen ihres Gleichen beleidigt; allein der Hof machte wenig aus ihren Klagen, und behauptete, daß ein Reichsgraf, der in Dien⸗

ſten eines Herrn ſtehe, ſo gut Unterthan als jeder Andere ſey.

Die Würde eines Oberhofmarſchalls wurde dem Herrn von Printz, der ſchon Staatsminiſter und Schloßhauptmann war, ertheilt. Seine Verdienſte machten ihn dieſer Stelle vollkommen würdig. Der Hof, bey welchem er ſchon ſehr jung angeſtellt worden war, hatte weder ſeine Sitten noch ſein Herz verdorben. Treue und Redlichkeit waren die Triebfedern aller ſeiner Handlungen, und man kann mit Wahrheit ſagen, daß unter allen Miniſtern des Königs er derjenige war, der den Meinders und Fuchs, welche Deutſchland unter ſeine gröſten Männer rechnete, am meiſten gleich kam. Seine Aufrichtigkeit hatte ihm Jedermanns Liebe zugezogen. Selbſt der Kronprinz, der ein gebohrner Feind aller Miniſter war, konnte ihm ſeine Hochachtung nicht verſagen, ſo daß er, als der Prinz zur Regierung gekommen war, der Einzige war, der ſeine Stelle behielt.

Der bisherige Grand-Maitre de la Garderobe, Herr von Kamecke, bekam nun

den Oberkämmerer-Schlüſſel, und verſahe dieſes Amt, ohne weder den Titel, noch den Rang, noch die Einkünfte davon zu haben, welches ſeine Gemahlin mehr ſchmerzte, als ihn ſelbſt.

Der andere Herr von Kamecke ließ ſich die Verwaltung der Poſten geben. Er wollte auch gern den Titel eines General-Poſtmeiſters haben, konnte ihn aber nicht erlangen, und hatte ſelbſt nur die Hälfte der mit dieſer Stelle verbundenen Einkünfte. Die andere Hälfte, die ſich auf 12,000 Thaler belief, floß in die geheime Kaſſe. Was aber noch kränkender für ihn war, war dieſes, daß der Kronprinz, der ihm zur erſten Miniſterſtelle Hofnung gemacht hatte, den König überredete, die Grafen Chriſtoph von Dohna und Friedrich von Dänhof, welche der Oberkämmerer ſchon seit langer Zeit vom Hofe nach ihren Gütern hin verbannt hatte, zurück zu berufen. Dieſe beyden Miniſter nahmen nunmehr ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und der Graf von Dohna ward wegen ſeines Alters Premier-Miniſter.

Dieſer Graf hatte ein gewiſſes offenes Weſen an ſich, das gleich zu ſeinem Vortheile einnahm. Er war ein aufrichtiger Freund, unbeſtechlich, und von vorwurfsfreyer Redlichkeit. Seine Manieren waren herablaſſend; die Munterkeit ſeines Geiſtes war unerſchöpflich an neuen beluſtigenden Einfällen, welches ſeinen Umgang ſehr angenehm gemacht haben würde, wenn er nicht den Scherz oft zu weit getrieben hätte. Seine Seele hatte viel von der Größe der alten Römer. Er hatte ſich zum Vertheidiger der allgemeinen Freyheit aufgeworfen, und widerſetzte ſich daher ſtets Allem, was dieſelbe hätte unterdrücken können. Seine Religion war aufgeklärt, ſeine Tugend ohne Flecken, ſeine Urtheilskraft richtig, wenn er nicht vorher ſchon eingenommen war. Bey allen dieſen Eigenſchaften war er weniger Miniſter als Soldat. Er führte weit lieber den Degen als die Feder, und war ein Feind von aller Arbeit, die nicht militäriſch war. Das Privatleben hatte für ihn viele Reize, und er ſtrebte gar nicht begierig nach Ehre. Zufrieden, dieſelbe zu verdienen, ließ

er fürs Uebrige das Glück ſorgen, und blieb ſich im Glück und Unglück ſtets gleich.

Der Graf von Dänhof hatte ſich während der Zeit, daß er General-Commiſſarius war, allgemeine Liebe erworben. Alles ſprach auch für ihn, ſein edles Benehmen, ſeine Höflichkeit, ſeine Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit. Sein Charakter ließ ſich nicht verleugnen, und es gab vielleicht nie einen rechtſchaffenern Mann. Er wußte wohl das öffentliche Vertrauen, nie aber die Zuneigung des Königs, zu gewinnen, der ihn zwar ſchätzte, aber nicht liebte.

Der König war immer noch für den Grafen von Wartenberg eingenommen. Er bedauerte ihn und wünſchte ganz offenbar ſeine Rückkehr. Oft bedrohete er in den Augenblicken der böſen Laune ſeine Miniſter auch wirklich, daß er ihn wieder zurückberufen wolle. Niemand fürchtete dieſes mehr als die Herren von Kamecke. Der König warf es ihnen oft vor, daß ſie einen Mann von ihm entfernt hätten, der ihm wahrhaft ergeben geweſen wäre. Dieſe Vorwürfe erregten beſonders beym Staatsmini-

ſter von Kamecke Zittern und Beben. Er ſuchte des Königs Gedanken von ſeinem Günſtlinge dadurch abzuziehen, daß er ihn eine Reiſe nach Holland machen ließ, unter dem Vorwande, die Streitigkeiten wegen der Erbſchaft des Königs Wilhelm mit dem Fürſten von Naſſau-Oranien zu beendigen. Da dieſe Reiſe aber erſt im folgenden May ſtatt fand; will ich noch der Begebenheiten, die vorher vorfielen, kurz erwähnen.

1711. Ludwig XIV. wünſchte den Frieden von Neuem, und ſchickte zu dem Ende den Marſchall d' Uxelles, und den Abt, nachherigen Kardinal, de Pologne nach Gertruidenburg, wohin ſich auch die beyden Deputirten der Generalſtaaten, die Herren Buis und van der Duſſen, begaben. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten bewieſen ſich ſo demüthig, daß ſie verſprachen, der König, ihr Herr, ſolle den Alliirten Geld geben, um ſeinem Enkel die ſpaniſche Krone entreißen zu helfen. Allein dieſe waren ganz und gar unbiegſam. Sie verlangten vorläufig, daß Ludwig ſich anheiſchig machen

ſollte, ſeinen Enkel binnen zwey Monaten mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben. Ludwigs Menſchheitsgefühl empörte ſich aber gegen dieſe Foderung, ſo daß er die Fortſetzung des Krieges einem der Natur ſo zuwider laufenden Frieden vorzog.

Der Erfolg des Feldzuges in Flandern entſprach indeſſen nicht ſeinen Wünſchen. Sein Unglück hatte noch nicht den höchſten Grad erreicht. Er verlohr noch Douai, Bethune, St. Venant und Aire. Philipps V. Armee in Spanien, die der Marquis von Bay commandirte, war vom Grafen von Stahremberg geſchlagen worden. Der Sieger brach nun in Caſtilien ein, und nöthigte den König Philipp, die Hauptſtadt des Reichs ſeinem Nebenbuhler einzuräumen, der ſie indeſſen aus Mangel an Lebensmitteln nicht erhalten konnte, weil die Caſtilianer, deren Treue für ihren König unerſchütterlich war, ſie lieber verbrannten, ehe ſie ſie ſeinem Feinde gaben. Da ſich Karl alſo nicht länger in Caſtilien halten konnte; zog er ſich nach Barcelona hin, während ſein General,

der Graf von Stahremberg, mit der Armee nach Aragonien ging. Nunmehr verſchafte ſich Philipp bald wieder die Oberhand über Karln. Die Herzoge von Vendome und Noailles führten ihm eine Verſtärkung aus Frankreich zu. Nachdem er dieſe mit ſeiner Armee vereinigt hatte; ging er mit derſelben nach Birhuega, wo der engliſche General Stanhope mit zweyen Generallieutenants, eben ſo vielen Feldmarſchällen, acht Bataillons und einer gleichen Anzahl Escadrons von ſeiner Nation ſich befand. Die Engländer übertrafen bey dieſer Gelegenheit, wenn es ja möglich iſt, ihre gewöhnliche Tapferkeit und fochten als Verzweifelnde: da es ihnen aber an Munition zu fehlen anfing, mußten ſie ſich endlich zu Kriegsgefangenen ergeben. Der Graf von Stahremberg eilte ihnen zwar zu Hülfe nach Birhuega; allein der Ort war ſchon eingenommen. Der König von Spanien und der Herzog von Vendome lieferten ihm hierauf eine Schlacht bey Villavicioſa, zwey Meilen von Birhuega. Sie war ſehr blutig, und beyde Par-

theyen eigneten ſich den Sieg zu. Soviel iſt gewiß, daß der Graf von Stahremberg das Schlachtfeld behauptete; allein auch das iſt gewiß, daß er ſich nach Catalonien zurückzog, Philipp V. aber nach Madrid ging und kurze Zeit ſiegreich nach Zaragoza marſchirte.

Am Rhein war jetzt Alles unthätig; man wußte kaum, daß es Armeen daſelbſt gebe. In Italien fiel gleichfalls nichts Merkwürdiges vor. Ganz anders aber war es in Liefland. Der Czaar eroberte in dieſem Jahre die ganze Provinz nebſt Finland. Die Schweden wollten hierauf, um eine Diverſion zu machen, den General Kraſſau nach Polen zurückkehren laſſen. Da ſie dieſes aber nicht anders ins Werk ſetzen konnten, als wenn ſie durchs brandenburgiſche Gebiet marſchirten; der König aber fürchtete, daß der Czaar und ſeine Alliirten ihn in Verdacht haben könnten, als hielte er es heimlich mit den Schweden, und ſo aus Rache ſeine Länder zum Schauplatze des Krieges machen mögten; ſo bot er zu dem Neutralitätstraktate, den der König von Po-

len im Haag durch ſeine Miniſter, den Grafen von Lagnosque und den Baron von Gersdorf, negociiren ließ, ſeine Hände. Man ward auch wirklich einig, ein Corps Truppen zu formiren, um Sachſen und den ſchwediſchen und däniſchen Staaten in Deutſchland die Neutralität zu ſichern. Dieſes Corps ſollte aus 25,000 Mann beſtehen und aus kaiſerlichen, preußiſchen, hanöverſchen, heſſiſchen und andern Truppen zuſammengeſetzt ſeyn. Allein es ging auch hiermit wie gewöhnlich mit ſolchen Truppen, welche mehrere Fürſten, deren Intereſſe getheilt iſt, ſtellen ſollen; die Armee ward nicht vollzählig. Unterdeſſen ſchrieb der König an den Grafen von Güldenſtern, ſchwediſchen General-Gouverneur von Pommern, und deutete ihm an, daß, wenn Kraſſau durch ſein Gebiet marſchiren würde, er ſich genöthigt ſehen werde, ſich geradezu als einen Feind der Krone Schweden zu erklären. Die Regierung zu Stockholm, die ſchon Feinde gnug auf dem Halſe hatte, hielt es nicht für rathſam, ihre Anzahl noch zu vermehren. Sie ſchickte alſo

Befehl an den General Kraſſau, ſich ruhig zu halten, ſo daß die Ruhe im Brandenburgiſchen nicht im Geringſten geſtöhrt wurde.

Da der König von Frankreich, der zu Gertruidenburg den Frieden nicht hatte erlangen können, wohl einſahe, daß es ihm nicht ſo leicht fallen werde, die Generalſtaaten von England abwendig zu machen; ſo ließ er ſeine Unterhändler in der Stille daran arbeiten, wo möglich, die Maſſe des großen Bündniſſes zu verringern. Der franzöſiſche Generallieutenant, Graf de la Marck, war in dieſer Abſicht nach Aachen gegangen, wo der Zuſammenfluß ſo vieler Fremden ihm einige Verbindungen mit verſchiedenen Höfen verſchaffen konnte. Von ungefehr befand ſich gerade auch der Herzog von Mecklenburg, der Bruder der Königin von Preußen, daſelbſt. An dieſen nun wendete ſich der Graf de la Marck, um durch ihn einige Vergleichsvorſchläge nach Berlin gelangen zu laſſen. Man hörte ſie hier an und kam dahin überein, zu Schwerin heimliche Unterhandlungen darüber anzuſtellen. Man ſchickte von franzöſiſcher Seite einen gewiſſen

Laverne, von preußiſcher aber den Baron von Kniphauſen, dahin. Die Unterhandlungen waren ſchon ziemlich weit gekommen; als der Tod des Kaiſers Joſeph Ludwig XIV. die Hofnung eingab, einen allgemeinen Frieden zu erlangen. Er glaubte daher, die großen Subſidien ſparen zu müſſen, die er dem Könige angeboten hatte, wenn er ſeine Truppen zurückzöge und neutral bliebe. Er machte daher in Anſehung der Wiederherausgabe des Fürſtenthums Oranien, auf welche der König beſtand, ſo viele Schwierigkeiten, daß der Baron von Kniphauſen Befehl erhielt, die Unterhandlungen abzubrechen.

Darüber nun reiſ'te der König nach dem Haag ab; wo er den Fürſten von Naſſau-Oranien erwartete, der von der Armee in Flandern dahin kommen wollte, um die ſo lange zwiſchen ihnen obwaltenden Streitigkeiten beyzulegen. Allein auf einmal kam ein Courier mit der Nachricht, daß dieſer Fürſt zu Mördyk im Waſſer umgekommen ſey. Er hatte ſich nemlich daſelbſt mit ſeinem ganzen Gefolge und ſeinem Wagen

eingeſchift, um nach Striensas zu fahren, und war ſchon nicht weit mehr vom Lande entfernt, als ein heftiger Wirbelwind die Barke umwarf. Der Prinz umfaßte den Maſtbaum und hielt ſich einige Zeit an demſelben feſt. Als aber ein zweyter Windſtoß die Barke gänzlich umgekehrt hatte; ließ er ihn fahren, indem die Schwere ſeiner Kleider und die Gewalt der Wellen es ihm unmöglich machten, ſich länger oben zu halten. Er ſank und ſtarb in dem Augenblicke, da eine Barke zu ſeiner Rettung herbeyeilte. Der Obriſt Hilke, Commandant ſeiner Garde, ertrank mit ihm; ſeine Bedienten hingegen wurden Alle gerettet. Der Körper dieſes unglücklichen Prinzen wurde erſt nach acht Tagen gefunden und nach Leuwarden gebracht, um in den Gräbern ſeiner Väter beygeſetzt zu werden.

Dieſer unverhofte Todesfall verurſachte in Holland allgemeines Bedauern. Der König wurde um ſo mehr dadurch gerührt, da ihm Einer ſeiner Hofleute denſelben ſo ganz ohne alle Vorbereitung ankündigte, weil er geglaubt hatte, es würde dem Könige

nicht unangenehm ſeyn, von einem Prinzen, mit dem er in beſtändigen Streitigkeiten gelebt hätte, auf einmal befreyet zu ſeyn. Allein er kannte des Königs Denkungsart zu wenig. Die Nachricht wirkte bey ihm gerade das Gegentheil. Er erſchrack ſo heftig darüber, daß man ihm eine Ader öfnen mußte. Er machte es ſich zum Vorwurf, daß er gewiſſermaßen die Veranlaſſung zu dieſem Unglücke gegeben habe, indem er ihm ſo ſehr angelegen habe, zu ihm zu kommen. Er ſchickte hierauf Einen von ſeinen Kammerjunkern nach Leuwarden, um der verwitweten Fürſtin den Antheil zu bezeugen, den er an ihrem ſo eben erlittenen Verluſte nehme.

Da dieſe Prinzeſſin gerade ſchwanger war; ſo traf der König, um dieſe Erbfolgeſtreitigkeit zu beendigen, mit den Generalſtaaten, welche ſie gebeten hatte, die Vormundſchaft über ihre Tochter *) und über das Kind, das ſie noch zur Welt bringen werde, zu übernehmen, einen vorläufigen Vergleich. In demſelben ward ausgemacht, daß der

*) Anne Charlotte Louiſe, jetzige Witwe des Erbprinzen Friedrich von Baden-Durlach.

König ſowohl als das Haus Naſſau jährlich 150,000 Gulden Einkünfte aus den Ländern, die dem Könige Wilhelm gehört hatten, erhalten; daß alle Schlöſſer, welche ehedem der Prinz Friedrich Heinrich beſeſſen hätte, der König bekommen und endlich das Schloß Duren gemeinſchaftlich dem Könige u. dem naſſauiſchen Hauſe mit Vorbehalt ihrer beyderſeitigen Rechte verbleiben ſollte.

Die verwitwete Fürſtin proteſtirte gegen dieſen Vergleich. Sie ſchrieb auch an den König und bat ihn, Alles in ſtatu quo zu laſſen, bis ſowohl ihre bereits gebohrne Tochter als das noch zu erwartende Kind ihre Volljährigkeit erreicht haben würden. Zugleich erſuchte ſie die Staaten, daß ſie als Executoren des Teſtaments des Königs Wilhelm und ihres Gemahls Nichts thun mögten, was ihren Kindern nachtheilig ſeyn könne. Der König, der ſchon gnug gethan zu haben glaubte, daß er das naſſauiſche Haus zur Theilung der Erbſchaft zugelaſſen habe, fand ſich durch dieſe Proteſtation beleidigt, um ſo mehr, da dieſe Prinzeſſin, als ſie von einem

Sohne*) entbunden worden war, jeden Vergleich bis zur Volljährigkeit des Prinzen ausſchlug. Der König entrüſtete ſich endlich über alle dieſe Schwierigkeiten, die ihm gemacht wurden, und befahl daher dem Fürſten von Anhalt, der in Flandern commandirte, die Stadt und Grafſchaft Mörs, die einen Theil der ſtreitigen Erbſchaft ausmachte, zu beſetzen. Der Fürſt von Anhalt überfiel hierauf am 8. November Morgens um 5 Uhr das Schloß Mörs, nahm den Gouverneur und die holländiſche Beſatzung gefangen und drohete, die Stadt zu bombardiren, wenn ſie ſich weigern würde, ſich dem Könige zu unterwerfen. Die Bürger öfneten hierauf die Thore und die Truppen des Königs nahmen Beſitz von der Stadt. Die Generalſtaaten beſchwerten ſich heftig über dieſen Bruch des vorläufig zwiſchen ihnen geſchloſſenen Vergleichs und über die ihren Truppen zugefügte Beleidigung. Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, als müt-

*) Wilhelm Karl Heinrich Friſo, geb. den 1 September 1711. geſt. 1751. nachdem er zum Statthalter der ſieben vereinigten Provinzen erwählt worden war.

terlicher Großvater des jungen Prinzen von Oranien, vereinigte ſich mit ihnen und verlangte, daß der König Mörs wieder räumen ſolle. Dieſer aber achtete auf alle dieſe Vorſtellungen nicht und Brandenburg behielt Mörs bis auf den heutigen Tag.

Der König war noch in Holland; als die Conferenzen wegen der Kaiſerswahl ihren Anfang nahmen. Es war dieſes Mal nicht nöthig, daß die Churfürſten das: Veni, Creator etc. ſangen, um inſpirirt zu werden; denn ſie waren Alle ſchon vorher einig, den König Karl III. von Spanien zu wählen. Es kam jetzt nur darauf an, die Wahlcapitulation, die der Neugewählte beſchwören ſollte, aufzuſetzen. Der Graf Lothar Franz von Schönborn, Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz und Biſchof von Bamberg, eröfnete am 25. Auguſt die Conferenzen. Der Churfürſt von Trier, Karl Joſeph aus dem lothringiſchen Hauſe *),

*) Er war der Oheim des nachherigen Kaiſers Franz I. Er war zugleich Großprior von Caſtilien, Biſchof von Olmütz und Osnabrück. Er ſtarb zu Wien den 4. Decemb. 1715.

war in eigner Perſon zugegen und der Churfürſt von der Pfalz, Johann Wilhelm, von der Neuburger Linie, kam einige Tage ſpäter dahin. Die beyden geiſtlichen Churfürſten erſchienen in tiefer Trauer mit ſchwarz beſchlagenen Wagen und ſchwarzer Livree. Der Churfürſt von der Pfalz und die Wahlgeſandten gingen für ihre Perſonen ebenfalls in Trauer; ihre Equipagen waren aber übrigens ſehr prächtig.

Die Geſandten des Königs waren der Graf Chriſtoph von Dohna, Herr Hennings und Herr von Martefeld. Der Erſte erſchien mit fünf ſechsſpännigen Karoſſen, 40 Edelleuten, 12 Pagen, 48 Bedienten und 2 Schweizern. Er ſtellte die Ambaſſade bloß vor; Herr Hennings aber beſorgte die eigentlichen Geſchäfte. Der Graf von Dohna wollte zwiſchen ſich und ſeinem Collegen keine Gleichheit des Ranges ſtatt finden laſſen. Das erſte Mal, da ſie nach dem Römer oder dem Rathhauſe, wo die Conferenzen gehalten werden, fuhren; ſaß er allein im Fond der Karoſſe und Herr Hennings mußte ſich rückwärts ſetzen, welches

die zweyten Geſandten der Churfürſten ſehr beleidigte. Sie machten dem Herrn Hennings Vorwürfe deswegen und ſtellten ihm vor, daß die Prärogativen des erſten, zweyten und dritten Geſandten ganz gleich ſeyn müßten und daß der Erſte bloß Primus inter Pares ſey. Da Herr Hennings ſahe, daß er ſich etwas vergeben habe; ſo verlangte er am folgenden Tage gleichen Rang mit dem Grafen. Dieſer aber ſtimmte einen ſo hohen Ton an, daß er es nicht wagte, ihm die Spitze zu bieten. Der Verdruß, den er darüber empfand, brachte eine ſolche Revolution in ſeinem Körper hervor, daß er in der folgenden Nacht einen Anfall vom Schlagfluß bekam, woran er einige Stunden darauf ſtarb. Der Graf von Metternich, der dem Könige Neufchatel verſchaft hatte, kam an ſeine Stelle. Da dieſer aus eben ſo gutem Hauſe als der Graf von Dohna war; ſo behauptete er den Rang, der den zweyten Geſandten der Churfürſten zukam, und der Graf von Dohna wagte es nun nicht, ſeine Anmaaßungen weiter zu treiben.

Es fiel noch eine andere Rangſtreitigkeit

vor, wozu der Nuncius und nachherige Kardinal Alexander Albani, ein Nepote des damaligen Pabſtes Clemens XI. Anlaß gab. Dieſer verlangte nemlich, daß die Churfürſten ihm den erſten Beſuch abſtatten und ihm bey ſich die rechte Hand einräumen ſollten. Allein man achtete nicht auf ſeine Prätenſionen und die Churfürſten meinten, daß ſie das nicht in Frankfurt gegen die Kardinäle thun könnten, was die Kardinäle nicht zu Rom gegen die Geſandten der gekrönten Häupter beobachteten.

Eben dieſer Nuncius wollte auch wider die neunte Churwürde, die für das hannöverſche Haus errichtet wurde, ſo wie gegen die königliche Würde des preußiſchen Hauſes, proteſtiren. Man that ihm aber zu wiſſen, daß ſeine Proteſtationen gar nicht angenommen werden würden, und die Geſandten des Königs ließen ihm durch den Geſandſchaftsſecretär Plarre andeuten, daß, wenn er es wagen würde, gegen die königliche Würde ihres Herrn Einſprüche zu thun, der König ſeine Truppen, die er in Italien hätte, in das päbſtliche Gebiet einrücken laſſen würde,

um daſelbſt auf Koſten Sr. Heiligkeit zu le-
ben. Dieſe Drohung that eine ſehr heilſame Wirkung. Der Nuncius antwortete darauf, daß er weit entfernt ſey, die königliche Würde ihres Herrn in Zweifel zu ziehen und daß er für ſeine Perſon alle mögliche Ehrfurcht habe, die ein ſo großer Fürſt verdiene.

Da indeſſen die Churfürſten von Cölln und Bayern dieſes Mal keinen Zutritt zum Wahlconvente hatten; ſo ſchickten ſie durch die Poſt ihre Proteſtationen gegen die Wahl eines Kaiſers, ſo lange ſie nicht mit dazu gelaſſen würden, an den Reichsmarſchall, Grafen von Pappenheim, und erklärten eine ſolche Wahl für null und nichtig, weil ſie der goldenen Bulle zuwider ſey. Das Churfürſtencollegium nahm aber keine Rückſicht auf dieſe Proteſtationen. Die böhmiſchen Abgeſandten, die Grafen von Windiſchgräz und von Kinsky, trieben ihre Erbitterung gegen dieſe beyden Churfürſten ſo weit, daß ſie den Antrag machten, man ſolle, anſtatt ſie zu den Conferenzen zuzulaſſen, in dem Zimmer, wo das Churfürſtencollegium ſich verſammlete, an die Stelle, wo ſie ſonſt zu

ſitzen pflegten, zwey zerbrochene Armſtühle ſetzen, um anzudeuten, daß ſie der Ehre, ſich daſelbſt einzufinden, verluſtig gegangen wären. Allein dieſer Vorſchlag ging nicht durch. Beſonders ſetzten ſich die preußiſchen und ſächſiſchen Abgeſandten, wiewohl aus ſehr verſchiedenen Beweggründen, dagegen. Der König hatte die Gerechtigkeit dabey vor Augen und glaubte, daß die beyden Churfürſten nicht nach den Geſetzen in die Reichsacht erklärt worden ſeyen, indem der Kaiſer Joſeph bey ſeinem Verfahren gegen ſie bloß ſeine Macht und ſeine Rache zu Rathe gezogen hatte. Der König von Polen und Churfürſt von Sachſen hingegen wünſchte die Kaiſerkrone entweder für ſich ſelbſt oder doch für ſeinen Sohn zu erhalten, und ſo rechnete er dabey auf die Stimmen dieſer beyden ausgeſchloſſenen Churfürſten; denn er glaubte nicht, daß Karl zugleich Kaiſer und König von Spanien ſeyn könnte. Er gründete ſich auf das, was in dem 9. Artikel des berüchtigten zu London 1700. unterzeichneten Theilungstraktats ausgemacht und beſchloſſen worden war. Es hieß darin nem-

lich, daß unter keinerley Vorwande die ſpa‑
niſche Monarchie von einem Prinzen beſeſſen
werden ſollte, der römiſcher Kaiſer oder Kö‑
nig ſey oder es werden würde; daß dieſe
Monarchie eben ſo wenig ein Prinz behalten
könnte, der König oder Dauphin von Frank‑
reich ſey oder es werden würde. Endlich
glaubte er noch, vielleicht weil er es wünſch‑
te, daß die Alliirten in Betracht der Ruhe
Europens und ihres eignen Intereſſe bey
ihrem Vorhaben, dem Könige Karl die ſpa‑
niſche Monarchie gegen die franzöſiſchen An‑
ſprüche zu verſchaffen, beharren und unter
keiner andern Bedingung Frieden machen
würden. Der Schluß, den er nun aus die‑
ſer ſeiner Meinung zog, war dieſer, daß der
König Karl ſich mit dem Beſitze ſeiner Erb‑
ſtaaten in Verbindung mit der ſpaniſchen
Krone begnügen werde. Er wußte aber un‑
ſtreitig noch nicht, daß man in England
ganz anders zu denken anfing, und daß nach
dem Tode des Kaiſers Joſeph der unglück‑
liche Erfolg in Spanien, die ungeheuren
Ausgaben, die man hatte machen müſſen,
um die Sachen in dieſem Reiche nur einiger‑

maßen wieder auf einen guten Fuß zu ſetzen, und die Ungewißheit, ob man zu ſeinem Zwecke gelangen werde, das engliſche Miniſterium ein ganz anderes politiſches Syſtem annehmen ließen; daß es jetzt heimlich mit Frankreich unterhandelte, und daß ſeine Abſicht war, den König Karl für den Verluſt der ſpaniſchen Monarchie durch die Kaiſerkrone zu entſchädigen.

Der König Auguſt konnte ſich alſo nicht lange mit der Hofnung ſchmeicheln, des Reichs Oberhaupt zu werden. Die Anhänger des Hauſes Oeſtreich ſtellten nunmehr den Churfürſten vor, daß es für das Beſte Deutſchlands und ihrer eignen Staaten, ſo wie für die Ruhe Europens unumgänglich nothwendig ſey, einen Prinzen aus dieſem Hauſe auf den kaiſerlichen Thron zu ſetzen, weil dieſes das einzige Haus in ganz Deutſchland ſey, das durch ſeine und ſeiner Alliirten Macht im Stande ſey, ſich den Unternehmungen des Hauſes Bourbon zu widerſetzen. Sie wußten ihnen dieſes ſo einleuchtend zu machen, daß Karl, König von Spanien, wirklich zum römiſchen Könige

erwählt wurde. Die Ceremonie ward den 21. October in der Kirche des H. Bartholomäus zu Frankfurt angeſtellt.

Das Churfürſtencollegium ſchickte ſogleich die Prinzen Karl Philipp von Pfalz-Neuburg und Joſeph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach ab, um dem Könige Karl das Wahldiplom zu überbringen. Sie fanden ihn in Mayland. Sie übergaben ihm alſo daſſelbe und baten ihn, nach Frankfurt zu kommen, um ſich daſelbſt krönen zu laſſen. Er fügte ſich hierauf den Wünſchen der Churfürſten und reiſ'te aus Mayland ab, ging durch Tyrol und kam den 19. December in Frankfurt an. Am 22ſten wurde er geſalbt. Da die Krönungsceremonien bey allen Kaiſern die nemlichen und bekannt gnug ſind; ſo halte ich mich hier nicht dabey auf.

Ich habe Alles, was die Wahl und Krönung des Kaiſers betraf, im Zuſammenhange erzählt. Ich komme nunmehr auf das zurück, was in dieſem Jahre außerhalb Frankfurt vorfiel.

Die Alliirten nahmen noch Bouchain

in Flandern ein. Dies war die letzte That des Herzogs von Marlborough. Denn während er Frankreich noch ängſtigte; war er ſchon an ſeinem Hofe in Ungnade gefallen. Die Königin hatte die Herzogin von Marlborough mit einer Zärtlichkeit, die an Schwachheit grenzte, geliebt. Sie ward endlich des Stolzes und der Launen derſelben überdrüßig und zog ihr Myladi Maſcham, ihre Hofdame, vor. Die Herzogin machte ihr Vorwürfe darüber; ſie wurden Beyde hitzig. Die Sache ward im Publicum bekannt. Die Torys ergriffen dieſe Gelegenheit, um über die Whigs, die bisher durch die Herzogin von Marlborough England regiert hatten, zu triumphiren. Ihr Zweck war, das Miniſterium zu verändern, Frieden zu ſchließen, und wo möglich das Haus Stuart wieder auf den Thron zu ſetzen. Ein herrſchſüchtiger Brief, den die Herzogin an die Königin ſchrieb, vollendete ihren Sturz. Der Hof ward ihr verboten. Die Torys fanden nun Mittel, der Königin die ſchlechte Verwaltung der Finanzen zu zeigen. Sie beklagten ſich ferner, daß Mylord

Godolphin nebſt dem Herzoge und der Herzogin von Marlborough alle die vornehmſten Civil- Militärſtellen vergäben; daß ſie, während der Staat allen Alliirten Gelder ſchuldig ſey, unermeßliche Reichthümer aufhäuften; daß ſie den Krieg in Spanien vernachläſſigten, um nur durch den Krieg in den Niederlanden den Ruhm und das Intereſſe des Herzogs von Marlborough und den Vortheil der Generalſtaaten zu befördern. Die Königin änderte alſo auf einmal ihr Miniſterium und alle Verwandte und Kreaturen des Herzogs von Marlborough wurden ihrer Stellen entſetzt. Auch das Parlament war bald ganz verändert. Die Städte und Provinzen erhielten neue Statthalter; aber der Herzog von Marlborough ward noch an der Spitze der Armee gelaſſen; doch wurde ſein vertrauter Freund, Mylord Cadogan, zurück berufen. Das neue Miniſterium hatte ganz friedliebende Geſinnungen. Der Marſchall von Tallard, der ſeit der Hochſtedter Schlacht in der engliſchen Gefangenſchaft geblieben war, that Friedensvorſchläge, die angehört wur-

den. Herr Prior, Mitglied des Commerzcollegiums, wurde heimlich nach Paris geſchickt. Er hatte uneingeſchränkte Vollmacht von der Königin erhalten und ſollte forſchen, ob der franzöſiſche Hof auch Vollmacht vom Spaniſchen habe. Die Präliminarien wurden auch bald abgeſchloſſen. Herr Ménager, Deputirter des franzöſiſchen Commerzcollegiums für die Stadt Rouen, kam nach England und unterzeichnete ſie zu London den 8. October neuen Styls.

Alle Alliirten ſchrieen nun laut über England, daß es ſo vorſchnell am Frieden arbeite. Die dabey intereſſirten Mächte beſchwerten ſich darüber bey der Königin. Der Kaiſer ſchickte den Prinzen Eugen nach Lo[illegible] um ſeine Parthey zu unterſtützen. [illegible] Schritte, die er that, waren ver= [illegible] denn die Königin hatte ihre Par= [illegible]al ergriffen. Sie empfing den Prin= [illegible]gen für ſeine Perſon ſehr höflich; [illegible] nicht auf ſeine Vorſtellungen. [illegible]n zu erkennen; daß es Eng= [illegible]ſe gar nicht zuträglich ſey, die [illegible]archie mit den Staaten des

Kaiſers zu vereinigen; daß die engliſche Nation müde ſey, ihre Schätze zu erſchöpfen und allein mehr zu zahlen, als Deutſchland und Holland zuſammen genommen, und daß man endlich nicht abſehe, warum ſich England für eine ihm ganz fremde Sache ruiniren ſolle.

Die Generalſtaaten ſahen ſich genöthigt, dem engliſchen Miniſterium beyzuſtimmen, das ihnen nun mit ziemlichem Stolze begegnete, damit es ſie gereuen mögte, die Friedensbedingungen, welche ihnen Frankreich mehrmals angeboten hatte, nicht angenommen zu haben. Die Stadt Utrecht wurde hierauf zum Friedenscongreß auserſehen, und die Eröfnung deſſelben auf den Anfang des künftigen Jahres feſtgeſetzt.

Während ſich Alles zum Frieden mit Frankreich anſchickte; wurden die nordiſchen Angelegenheiten immer verwickelter. Um von dieſen Unruhen beſtimmter und genauer ſprechen zu können; muß ich bis zur Schlacht bey Pultawa zurück gehen, welche die Epoche des Unglücks des Königs von Schweden iſt. Dieſer Prinz war, wie

ich ſchon oben geſagt habe, nach ſeiner Niederlage nach Bender geflüchtet. Er campirte unweit dieſer Stadt mit 1800 Mann, theils Schweden, theils Polen, theils Coſaken. Sie lebten hier im gröſten Ueberfluß, indem die Pforte ihnen die nöthigen Lebensmittel lieferte und täglich 500 Thaler auszahlen ließ. Ob Karl gleich bey Bender müßig zu ſeyn ſchien; ſo ließ er doch ſeine Emiſſäre bey der Pforte thätig ſeyn, die auch endlich nach vielen Bitten, Intriguen und Bemühungen den Großſultan bewogen, dem Czaar den Krieg anzukündigen. Der Großvezier Baltagi Mehemet ſtellte ſich an die Spitze von 150,000 Mann und ging damit auf den Czaar, oder vielmehr auf ſeinen Feldherrn, den Grafen Czeremetoff, unter welchem dieſer Fürſt als Lieutenant diente, weil er alle Grade des Dienſtes durchgehen wollte, los. Beyde Armeen marſchirten nach der Moldau, und die Türkiſche wendete ſo viel Geſchwindigkeit an, daß ſie bald vor den Ruſſen erſchien. Der Pruth trennte ſie Beyde. Sie ging endlich über dieſen Fluß, ohne daß die Ruſſen ſich

ihr widerſetzten. Der Czaar befand ſich bald in der gröſten Noth. Seine Truppen waren muthlos und ſtarben bald vor Hunger. Sie waren nicht mehr im Stande, der osmanniſchen Macht Widerſtand zu thun. Er wurde in ſeinem Lager eingeſchloſſen, kein Rückzug ſtand ihm mehr offen; er befand ſich ganz in der Willkühr der Osmannen. In dieſer äußerſten Noth brachte ihn die Czaarin, durch den Kanzler Schaffiroff dazu vermogt, dahin, die Türken um Frieden zu bitten. Glücklicherweiſe war der Großvezier nichts weniger als ein Freund vom Kriege. Er zog daher Geld dem Ruhme vor. Der Czaar ſchickte ihm Alles, was er an Geld und Effekten bey ſich hatte und erhielt dagegen den Frieden. Die Türken brachten ihm nun ſelbſt Lebensmittel und ſo herrſchte bald wieder Ueberfluß in ſeinem Lager.

Sobald der König von Schweden erfahren hatte, daß der Czaar in ſo große Noth gerathen ſey, daß er allem Anſchein nach ſich nebſt ſeiner ganzen Armee zu Kriegsgefangenen werde ergeben müſſen; ſo war er mit der gröſten Schnelligkeit von Bender abgerei-

ſet, um ſich zur türkiſchen Armee zu begeben. Allein er kam nur an, um den Schmerz zu haben, den Hintertrupp des Czaars ſich gleichſam im Triumphe zurück ziehen zu ſehen. Er ſprach den Großvezier in ſeinem Zelte. Die Unterredung, die er mit ihm hatte, gehört nicht in meinen Plan; ſie mußte aber denſelben gewiß mit Schaam und Verwirrung bedecken.

Als der Czaar auf dieſe Art der Gefahr entgangen war; kehrte er wieder in ſeine Staaten zurück. Kurze Zeit nachher ging er nach Polen, wo er ſich mit dem Könige Auguſt verabredete, die Schweden überall zu verfolgen, und ſie wo möglich aus Deutſchland zu vertreiben. Dieſem Entſchluſſe zufolge rüſteten ſich die Könige von Polen und Dänemark, Pommern anzugreifen. Der König von Polen verlangte für ſeine Sachſen den Durchzug durch die brandenburgiſchen Länder, und erhielt ihn unter der Bedingung, daß ſeine Truppen den Weg nähmen, den die preußiſchen Kommiſſarien ihnen anweiſen würden, und daß ſie Alles, was ihnen geliefert wer-

den müßte, baar bezahlten. Es war wirklich nicht Friedrichs I. und ſeiner Alliirten Schuld, daß Pommern nicht frey von Unruhen blieb. Alle Vorſtellungen, die man dieſerhalb dem Kopenhagener und Dresdener Hofe machte, waren vergeblich. Da die beyden verbündeten Könige ſahen, daß in Pommern kaum ſo viele Schweden ſeyen, als zur Beſetzung der Feſtungen erfoderlich waren; ſo ſtellten ſie ſich die Eroberung dieſes Landes ſehr leicht vor. Sie rückten auch ohne Widerſtand ein und vereinigten ſich daſelbſt. Sie gingen nunmehr gerade auf Stralſund los und belagerten es. Der Erfolg dieſer Unternehmung entſprach indeſſen nicht ihren Hofnungen. Die widrigen Winde erlaubten der däniſchen Flotte nicht, ſich der Stadt zu nähern: es fehlte ihnen an Kanonen und Munition, ſo daß ſie bald gezwungen waren, die Belagerung wieder aufzuheben. Der König von Dänemark führte ſeine Truppen nach Holſtein, und der König von Polen nach Sachſen zurück.

Es iſt gewiß, daß, wenn Friedrich I. ſich hätte für oder wider Schweden erklären wollen, er dem nordiſchen Kriege ſogleich hätte ein Ende machen können. Der Czaar drang ſehr in ihn, ſich mit ihm zu verbinden. Dieſer Monarch war nach der Affaire am Pruth auf der Rückreiſe in ſeine Staaten nach dem Karlsbade in Böhmen gekommen. Von da kam er durch Croſſen, wo der Kronprinz ihn im Namen des Königs becomplimentirte. Der Czaar that durch ihn dem Könige die glänzendſten Anerbietungen. Aber Friedrich I. antwortete darauf, daß er dem Könige von Schweden in ſeiner glücklichen Lage das Wort gegeben habe, mit ihm im guten Vernehmen zu leben; daher er jetzt demſelben nicht in ſeiner unglücklichen Lage ſein Wort brechen wolle.

Die auswärtigen Begebenheiten haben mich ganz wieder von den Hofangelegenheiten abgeführt; es iſt daher Zeit, daß ich wieder darauf zurückkomme. Weder die Reiſe nach Holland noch die auswärtigen Angelegenheiten waren im Stande, den Grafen

von Wartenberg aus dem Gedächtniſſe des Königs zu verbannen. Er wünſchte ſeine Rückkehr, wollte aber nicht, daß auch ſeine Gemahlin wieder mit ihm komme. Er hatte deswegen zu verſchiedenen Malen an ihn geſchrieben; allein der Miniſter hatte ihm geantwortet, daß er ſich nicht entſchlieſſen könne, eine Frau zu verlaſſen, die ihm ſo theuer ſey. Selbſt als der Graf von Dohna bey Gelegenhiet der Kaiſerswahl zu Frankfurt war, befahl ihm der König, den Grafen von Wartenberg zu überreden, die ihm vorgeſchlagene Bedingung einzugehen. Ich weiß nicht, ob der König bey dieſer Gelegenheit gerade am beſten bedient wurde. So viel iſt aber gewiß, daß der Premier-Miniſter ſtandhaft bey ſeiner Weigerung verblieb, und kurz nachher ſtarb. Friedrich gerieth bey der Nachricht von ſeinem Tode in außerordentliche Betrübniß, ſo daß er drey Tage lang Niemanden ſprechen wollte. Der Graf hatte auf ſeinem Sterbebette befohlen, ſeinen Leichnam nach Berlin zu führen. Sein Wille wurde auch erfüllt, und ſein Körper in dem reformirten

Kirchſpiele in der Kloſterſtraße begraben. Der König ſahe den Leichenzug vorbeyziehen. Thränen drängten ſich bey dem Anblicke deſſelben in Menge aus ſeinen Augen. Unſtreitig die beſte Leichenpredigt für den Verſtorbenen!

Durch den Tod des Oberkämmerers hielten ſich die Herren von Kamecke endlich ſicher. Bis dahin war die Furcht vor ſeiner Zurückkunft für ſie ein Schreckbild geweſen, das ſie immer in den Grenzen der Beſcheidenheit zurückgehalten hatte. Sobald ſie dieſes aber aus den Augen verlohren hatten, war bloße Laune und Eigenſinn die Richtſchnur ihrer Handlungen. Zum Uebermaaße ihres Glücks ernannte der König zu Geſandten bey den utrechter Friedensunterhandlungen die beyden einzigen Männer, die ihnen noch die Spitze bieten konnten. Dies waren der Graf Friedrich von Dänhof und der Marſchall von Biberſtein. Sie waren Beyde Staatsminiſter, vom Könige geliebt, und vom Volke geſchätzt; Beyde eben ſo ſanft, eben ſo herablaſſend, eben ſo wohl-

wollend, als der Staatsminiſter von Ka=
mecke ſtolz und übermüthig war.

Das Jahr ſchloß ſich mit dem Abſterben des Prinzen von Oranien, des Enkels des Königs und einzigen Erben des Kronprinzen, ſo wie des Markgrafen Philipp, Bruders des Königs. Dieſer Letztere ſtarb zu Schwedt, wo er ſich gewöhnlich aufhielt. Er wurde um ſo mehr bedauert, da nicht leicht Jemand eines längern Lebens würdig war, als er. Nichts übertraf ſeine Weisheit, ſeine Redlichkeit, ſeine Treue und die Reinigkeit ſeiner Sitten. Er war dem Könige ſtets aufrichtig zugethan geweſen. Er liebte den Staat, und wäre ſein Rath immer befolgt worden, ſo wäre die Gewalt der Miniſter nicht ſo unumſchränkt, und das Volk glücklicher geweſen.

Die Traurigkeit, in welche der Tod die= 1712.
ſer beyden Prinzen den König und den Hof verſetzt hatte, wurde bald wieder durch die Geburt eines Prinzen zerſtreuet, von welchem die Kronprinzeſſin am 24. Januar entbunden wurde. Dies iſt eben der Friedrich II. der jetzt auf dem Throne ſitzt, und ſich durch

ſeine Siege unſterblich gemacht hat; der nun nach dem ruhmvollen Dresdener Frieden bloß darauf denkt, ſeine Völker glücklich und ſeine Staaten blühend zu machen!

Die Geburt des jungen Prinzen verſchafte dem ehemaligen Oberpräſidenten von Danckelmann, der ſeit 14 Jahren zu Peitz im Verhaft geſeſſen hatte, die Freyheit wieder. Die Kronprinzeſſin bat um ſeine Loslaſſung, und erhielt ſie unter der Bedingung, daß er ſich Berlin nicht auf zehen Meilen weit nähern ſolle. Man behauptet, daß eigentlich der Grand-Maitre de la Garderobe ihm dieſen Dienſt erwieſen habe, indem er ſich an einige gegen ihn hegende Verbindlichkeiten erinnert, und deswegen durch ſeine Gemahlin die Kronprinzeſſin dahin habe bringen laſſen, für ihn zu bitten. Wenn dieſes wahr iſt; ſo iſt es ein um ſo liebenswürdigerer Zug, da die Dankbarkeit unter den Hofleuten ſo ſelten anzutreffen iſt.

Als Friedrich I. nun durch die Geburt des Prinzen die Erbfolge in ſeinem Hauſe geſichert ſahe; dachte er jetzt nur darauf, die

Ruhe, deren ſeine Staaten während ſeiner Regierung genoſſen hatten, auch für die Zukunft zu befeſtigen. Die große Macht des Czaars erweckte Mißtrauen in ihm. Er ſahe es ungern, daß Schwedens Demüthigung dazu beytrug, dieſelbe immer noch zu vergrößern, und fühlte es ſehr gut, daß ſein Intereſſe es erfodere, das nordiſche Bündniß, wo möglich, zu trennen. Er kam daher mit dem Grafen von Welling, Gouverneur von Bremen, in Anſehung eines Projekts überein, das zur Erfüllung ſeiner Wünſche beytragen konnte. Es beſtand nemlich darin, daß, um die Neutralität Pommerns zu ſichern, die Stadt Stettin mit ihrem Gebiete bis zum Frieden ſequeſtrirt werden ſolle, um ſie alsdann Schweden wieder abzutreten; daß ferner der König Stanislaus zu Gunſten des Königs Auguſt auf die polniſche Krone Verzicht thun, der König von Schweden wieder in ſeine Staaten zurückkommen und mit dem Könige Auguſt Frieden machen ſolle, und daß endlich dieſe beyden Fürſten ihre Truppen mit einander vereinigen, und ſo die Macht des

Czaars wieder in ihre Grenzen einſchränken ſollten.

Der preußiſche Brigadier Caſander von Göthe, ein gebohrner Schwede, wurde hierauf mit dieſen Vorſchlägen nach Bender geſchickt, um ſie dem Könige von Schweden vorzulegen. Friedrich I. ſchrieb zugleich ſelbſt an dieſen Monarchen, und beſchwor ihn, einiges Zutrauen zu ihm zu faſſen, ſich den Wünſchen ſeiner Unterthanen, die ſeine Rückkehr ſo ſehnlichſt erwarteten, zu fügen, und ſeinem eignen Intereſſe gemäß zu handeln, welches darin beſtehe, die ihm gethanen Vorſchläge anzunehmen. Er fügte noch hinzu, daß er dafür ſtehe, daß der König Auguſt ehrlich dabey zu Werke gehen werde, indem er es überdrüßig ſey, ſich vom Czaar Geſetze vorſchreiben zu laſſen, und das Joch fürchtete, das ihm derſelbe am Ende aufzulegen nicht ermangeln werde.

So freundſchaftlich und dringend dieſe Vorſtellungen auch waren, ſo wenig wirkſam waren ſie bey Karl XII. Er beſtand darauf, den König Stanislaus auf dem

polniſchen Throne zu erhalten, ſelbſt damals, da dieſer Prinz ſelbſt nach Bender ging, um ihn zu bitten, in ſeine Thronentſagung zu willigen. Er war gerade zu der Zeit dahin gekommen, da der König von Schweden gefangen war, und konnte ihn alſo nicht ſprechen. Er mußte ihm alſo ſein Anliegen durch einen Andern vortragen laſſen. Dieſer erhielt aber zur Antwort. Wenn Er nicht König ſeyn will; ſo werde ich ſchon einen Andern zu machen wiſſen. Nach dieſer abſchlägigen Antwort konnte Stanislaus, der lediglich ihm die Krone zu danken hatte, derſelben nicht entſagen.

Caſander von Göthe, richtete alſo mit ſeinem Auftrage nicht das Geringſte aus. Karl XII. verwarf alle Artikel, ausgenommen den, welcher ſeine Rückkehr betraf. Er wollte aber durch Polen zurückgehen, und verlangte ſtatt der ihm von der Pforte angebotenen Escorte, eine Armee. Die Unglücksfälle, denen ihn ſeine Weigerung ausſetzte, ſind bekannt und gehören nicht hierher. Die Dänen bemächtigten ſich un=

terdeſſen des ganzen Herzogthums Bremen, obgleich der ſchwediſche Marſchall Steinbock ſie bey Gadebuſch geſchlagen hatte. Allein Schwedens Angelegenheiten waren ſchon zu ſehr in Unordnung gerathen, als daß eine einzige gewonnene Schlacht großen Einfluß darauf hätte haben können. Steinbock wollte aus ſeinem Siege Nutzen ſchöpfen, und legte die dem Könige von Dänemark gehörige Stadt Altona, einen Kanonenſchuß von Hamburg, in die Aſche. Dieſe That machte ihm nun freylich nicht viel Ehre, wenn er ſie gleich damit beſchönigen wollte, daß er es zur Wiedervergeltung der von den Dänen verbrannten Stadt Stade gethan habe: denn das war ein ganz anderer Fall. Die Dänen hatten dieſe Stadt förmlich belagert, und ſie durch Bomben zerſtöhrt. Dahingegen Steinbock ein wahrer Mordbrenner geweſen war. Der Magiſtrat von Altona hatte ihm eine ſehr beträchtliche Summe geboten, und ihn nur um ſo viel Zeit gebeten, als erfodert wurde, um dieſes Geld aus Hamburg zu hohlen. Allein er war unerbittlich. Die Ein-

wohner waren gezwungen, die Stadt zu verlaſſen. Mütter, die ihre Kinder trugen, Knaben und Jünglinge, Greiſe und Gichtbrüchige, noch Andere, die unter der Laſt des Geräthes faſt erlagen, zogen aus den Thoren, weinten und ſchrieen laut: aber alles das erweichte nicht die Schweden. Sie warteten nicht einmal ſo lange, bis die Einwohner Alle herausgegangen waren, ſondern drangen mit den Fackeln in der Hand hinein *) und legten Feuer, ſogar in den Kellern, an. Die Schauer der finſtern Nacht vermehrten noch die Schrecken der Altonaer. Sie wußten nicht, wo ſie ſich hin wenden ſollten. Die Hamburger weigerten ſich, ihnen ihre Thore zu öfnen, aus Furcht, die ſchwediſchen Truppen mögten mit ihnen zugleich eindringen; ſo daß Viele von dieſen unglücklichen Leuten vor Kälte, Elend und Verzweifelung umkamen.

Hierauf marſchirte Steinbock in das Holſteiniſche, um Contributionen daſelbſt einzutreiben. Die nordiſchen Alliirten folg-

*) In der Nacht vom 9ten auf den 10. Januar.

ten ihm dahin. Die ruſſiſche Armee hohlte ihn ein, grif einen Theil ſeiner Truppen an und ſchlug ihn. Er ſuchte darauf, wieder nach Pommern zu kommen. Da ihm aber die Alliirten den Marſch abgeſchnitten hatten; näherte er ſich Tönningen. Wir werden hernach den Erfolg dieſes ſeines Schrittes ſehen.

Mitten in dieſen Unruhen kam der Czaar nach Berlin. Er war auf einer Reiſe nach dem Karlsbade begriffen, deſſen er ſich bedienen wollte. Am Tage ſeiner Ankunft waren ihm die Markgrafen Albrecht und Chriſtian Ludwig mit einem großen Gefolge entgegen gefahren, um ihn eine halbe Meile von der Stadt zu empfangen. Als der Czaar davon Nachricht erhalten hatte; ſetzte er ſich, weil er ein Feind von allem Ceremoniel war, in einen andern Wagen und fuhr mitten durch den auf ihn wartenden Zug durch. Als man ihn fragte, ob der Czaar nicht bald kommen würde; antwortete er, aufs früheſte in zwey Stunden. Unterdeſſen trat er in Berlin bey ſeinem Geſandten.

dem Grafen Goloſkin ab, der nahe am Schloſſe wohnte. Nachdem er ſich hier in der Geſchwindigkeit umgekleidet hatte; ging er zu Fuß in das Schloß und ließ ſich beym Könige anmelden. Er erzählte demſelben nunmehr, wie er es angefangen habe, um dem ihm beſtimmten öffentlichen Einzuge zu entgehen. Man unterließ indeſſen nicht, die Kanonen zu löſen, welches natürlich die Markgrafen, die ihn noch außerhalb der Stadt unter einem Zelte erwarteten, außerordentlich befremdete. Als ſie hierauf wieder nach Berlin zurückgekommen waren; entſchuldigte ſich der Czaar bey ihnen wegen ſeiner gebrauchten Liſt. Er wollte auch nicht auf dem Schloſſe wohnen, wo ſchon Alles für ihn in Bereitſchaft ſtand; ſondern blieb bey ſeinem Geſandten. Der König ſtattete ihm den folgenden Tag ſeinen Gegenbeſuch ab. Nachher ſpeiſ'te der Czaar zu Mittag bey ihm. Beyde Monarchen beſprachen ſich hierauf über die Mittel, den Frieden im Norden wieder herzuſtellen. Der Czaar war der Meinung, daß man Karln XII. auf das

bloße Königreich Schweden einſchränken müſſe. Er hätte es gern geſehen, wenn der König es gebilligt hätte. Er verſprach ihm daher große Vortheile, wenn er ihm ſeinen Feind gänzlich demüthigen helfen wolle. Allein der König antwortete ihm, daß er keine größern Vortheile für ſeine Unterthanen kenne, als wenn er ihnen den Frieden erhielte. Er ſey mit den Staaten, die die Vorſehung ihm zugetheilt habe, zufrieden und ſtrebe nicht nach dem Namen eines Eroberers. Der Czaar wiederhohlte zwar bey ſeiner Rückkunft vom Karlsbade ſeine Bitten; allein der König blieb ſtandhaft bey der einmal angenommenen Neutralität.

Ich habe gleich die nordiſchen Angelegenheiten hinter einander erzählt. Ich muß nun noch die Begebenheiten in Flandern nachhohlen. Die Verbündeten eröfneten den Feldzug mit einer Armee von 120,000 Mann, die vom Prinzen Eugen, vom Herzoge von Dormund, der dem Herzoge von Marlborough nachgefolgt war, und vom Grafen von Hompeſch commandirt wur-

de. Der Prinz Eugen hatte ſich nichts Geringeres vorgenommen, als in das Innere von Frankreich einzudringen; als der Herzog von Dormund ihm erklärte, daß er keinen Befehl habe, etwas zu unternehmen. Der Prinz Eugen, den dieſes ſehr ärgerte, unterließ zwar nicht, dem Herzoge die dringendſten Vorſtellungen zu thun; aber Alles, was ihm dieſer darauf antwortete, war, daß er ohne Befehl ſeiner Königin nichts unternehmen könne, und daß er auf Befehl eben dieſer Königin ſich mit allen ſeinen unter ſich habenden Truppen zurückziehen müſſe, um Dünkerken in Beſitz zu nehmen, das nach den zwiſchen England und Frankreich abgeſchloſſenen Präliminartraktaten an das Erſtere abgetreten wäre.

Dieſe Erklärung des Herzogs von Dormund verurſachte große Uneinigkeit unter ſeinen eignen Generalen. Die Truppen, die in Englands Solde ſtanden, ſagten ihm den Gehorſam auf und weigerten ſich, ihm nach Dünkerken zu folgen. Er kündigte hierauf den Generalen und den im Sold ſte=

henden Truppen die Befehle der Königin, ſich bey Strafe des Ungehorſams und unter Androhung der höchſten Ungnade derſelben nach Dünkerken zu verfügen. Dennoch weigerten ſich die Truppen ſtandhaft, ihm zu gehorchen. Der Fürſt von Anhalt ließ ihm zu wiſſen thun, daß er vom Könige Befehl habe, dem engliſchen Generale in Allem zu gehorchen, was ſeinen Inſtructionen nicht zuwider laufe; dieſe aber lauteten dahin, daß er offenſiv zu Werke gehen ſolle. Der Prinz von Heſſen ließ ihm ſagen, die heſſiſchen Truppen wollten marſchiren, um gegen die Franzoſen zu fechten, und er werde ihm den folgenden Tag eröfnen, warum er ihm für dieſes Mal nicht gehorchen könne. Die Dänen ſowohl, als ſelbſt die Hannoveraner, deren Fürſt der Königin Anne auf dem Throne nachfolgen ſollte, blieben unter den Fahnen des Prinzen Eugen und der Churfürſt von Hannover, der die Krone von der Nation, nicht von der Königin, haben wollte, billigte ihr Benehmen. Der Herzog von Dormund mußte ſich alſo mit

ſeinen Engländern, nebſt einem Batail-
lon und 4 Escadrons Holſteinern und
zwey Escadrons Lüttichern nach Gent
hin zurück ziehen.

Auch der König von Preußen billigte
ganz das Verfahren des Fürſten von Anhalt,
und der Kronprinz beſonders war ſo zufrieden
damit, daß er den König bat, ihn zum Feld-
marſchall zu ernennen; welches für den Gra-
fen von Wartensleben, der bisher noch
keinen Collegen gehabt hatte, indem noch nie
im Brandenburgiſchen zwey Feldmarſchälle
zugleich geweſen waren, eine Art von Be-
ſchimpfung war.

Nachdem der Prinz Eugen ſo die Ober-
hand über den Herzog von Dormund be-
halten hatte; belagerte und eroberte er die
Stadt Quenoi. Auch Landreci wurde
vom Fürſten von Anhalt belagert. Dieſe
Stadt war damals Einer von den Schlüſſeln
zu Frankreich und von ihrer Erhaltung
hing das Schickſal des Reichs ab. Man
behauptet, daß man in Verſailles bereits

berathſchlagt habe, ob der König ſich nicht nach dem Schloſſe Chambard begeben ſolle. Der Marſchall von Villars, der die franzöſiſche Armee commandirte, kannte die ganze Wichtigkeit des Ortes. Er grif daher die Alliirten bey Denain an, ſchlug den holländiſchen General Mylord Albemarle, drang bey Marchiennes durch und zwang den Prinzen Eugen, die Belagerung von Landreci aufzuheben. Er nahm hierauf Douai, Bouchain und Quenoi wieder weg und entriß mit einem Worte den Alliirten in zwey Monaten Alles wieder, wozu ſie mehrere Feldzüge gebraucht hatten. Man behauptet, daß alles dieſes Unglück den Verbündeten bloß dadurch zuſtieß, weil der Mylord Albemarle unterlaſſen hatte, Communicationsbrücken zu bauen. Der Prinz Eugen hatte an Allen dieſen keinen Antheil. Er kam erſt dazu, als es nicht mehr Zeit war. Um indeſſen den Mylord Albemarle, deſſen Freund er war, bey den Generalſtaaten außer Verantwortung zu bringen; nahm er die ganze Sache auf ſich, welches

wohl nicht Einer der geringſten ſchönen Züge aus ſeiner Lebensgeſchichte iſt.

Die Friedensunterhandlungen hatten indeſſen ihren Fortgang und der Eifer, mit welchem das engliſche Miniſterium daran arbeitete, ließ deutlich vorausſehen, daß ſie bald beendigt werden würden. Friedrich I. hatte aber nicht das Vergnügen, den endlichen Friedensſchluß zu erleben. Schon ſeit einiger Zeit empfand dieſer Fürſt eine gewiſſe Schwäche; ſeine Krankheit war aber von der Beſchaffenheit, daß ſie ſich ſehr in die Länge ziehen konnte. Ein unverhofter Zufall verkürzte ſie indeſſen. Die Geſchichte war folgende. Da die Königin ſchon ſeit geraumer Zeit ſich der Einſamkeit und Andächtley überlaſſen hatte; ſo war die Melancholie eine natürliche Folge davon geweſen. Dieſer Trübſinn war endlich in Wahnwitz ausgeartet. Der König erfuhr lange Nichts von dem traurigen Zuſtande ſeiner Gemahlin. An einem Tage, wo ihr Uebel heftiger als gewöhnlich war; entwiſchte ſie der Aufſicht ihrer Hofdamen; lief durch eine Gallerie, wel- 1713.

che aus ihrem Zimmer zu den Zimmern des Königs führte, und trat durch eine Glasthür, die ſie zerſchlug, hinein. Der König ruhete auf einem Armſtuhle. Er erwachte plötzlich; hatte aber nicht die Zeit ſich aufzurichten. Die Königin hatte ſich ſchon über ihn hergeworfen und zankte entſetzlich mit ihm. Er erſchrack ſehr heftig, da er die Königin nur halb und dabey ganz weiß angekleidet, mit zerſtreueten Haaren und ihre Arme und Hände mit Blute überzogen ſahe. Dabey überhäufte ſie ihn unaufhörlich mit Vorwürfen. Die Bedienten, welche im Nebenzimmer waren, eilten ſogleich herbey und riſſen den König aus den Händen ſeiner Gemahlin. Sie wurde nunmehr wieder in ihr Zimmer gebracht. Da die Aerzte glaubten, daß die vaterländiſche Luft ihren Zuſtand vielleicht verbeſſern könnte; ließ man ſie nach einigen Tagen nach Grabow im Mecklenburgiſchen abreiſen, wo ihre Mutter, die verwitwete Herzogin, wohnte.

Dieſer

Dieſer Vorfall machte einen ſo heftigen Eindruck auf den König; daß er ſogleich das Fieber bekam. Er mußte ſich ins Bett legen, und verließ daſſelbe nicht wieder. Beym Niederlegen ſagte er: Ich habe die weiße Frau geſehen; ich werde nicht wieder beſſer werden. *) Er ſpielte damit auf die weiße Kleidung der Königin an. Seine Krankheit dauerte ſechs Wochen, während welchen er Gelegenheit gnug hatte, zu bemerken, wie ſehr er geliebt werde. Als er ſich eines Tages, da er ſich ein wenig erhohlt und man einige Hofnung zu ſeiner Ge-

*) Dies iſt ein weiß gekleidetes Geſpenſt, welches ſich einer alten Tradition zufolge in den Schlöſſern des brandenburgiſchen Hauſes kurz vor dem Tode eines Prinzen oder einer Prinzeſſin aus dieſem Hauſe ſehen läßt. Das Mährchen findet man im Anſpachiſchen ſo gut wie in Berlin. Man ſagt, Joachim I. habe, da er das Schloß habe erweitern wollen, eine alte Frau gezwungen, ihm ihr Haus zu verkaufen. Dieſe Frau habe hierauf gedrohet, ſie wolle für Joachim und ſeine Nachkommen ein Unglücksvogel werden.

neſung geſchöpft hatte, einem Fenſter, das nach dem Garten zu ging, genähert hatte; fand er daſelbſt eine große Menge Menſchen, die Alle die Augen nach ſeinen Zimmern zu gerichtet hatten. Sobald dieſe ihn erblickten; ertönte die Luft von Freudengeſchrey und von lauten Wünſchen für ſeine Wiederherſtellung. Dieſes Schauſpiel rührte ihn tief; er konnte ſich der Thränen der Dankbarkeit gegen Unterthanen nicht enthalten, die ihm immer mit Zärtlichkeit zugethan geweſen waren.

Als er am 24. Februar Abends ſein Ende herannahen fühlte; ließ er den Kronprinzen rufen. Er ertheilte ihm ſeinen Segen, empfahl ihm ſein Volk und ſeine Bedienten, und ermahnte ihn, mit Güte zu herrſchen, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern, und ſeiner Religion, ſo wie Deutſchlands Wohl, ſtandhaft und treu zugethan zu bleiben. Er umarmte hierauf den Prinzen mit den Worten: Ich überlaſſe dir jetzt meine Krone, um hinzugehen und

dieſenige zu empfangen, die das Blut Jeſu Chriſti für mich und für alle Gläubigen erworben hat. Der Monarch brachte nunmehr einen Theil der Nacht mit Beten hin und ſahe ohne Furcht und Schrecken den kritiſchen Augenblick ſich nähern. Endlich ſchloß er am 25. Februar Mittags um 1 Uhr ſeine Augen auf immer.

Friedrich I. hatte ſeine Staaten mit dem Erwerbe von Neufchatel, der Grafſchaften Lingen und Mörs, ferner mit einem Theile der oraniſchen Erbſchaft und mit dem Schutzrechte über Quedlinburg vermehrt. Er war übrigens Einer der prachtliebendſten Fürſten ſeiner Zeit. Das königliche Schloß in Berlin, das prächtige Zeughaus, die lange Brücke, auf welcher die Statue ſeines Vaters Friedrich Wilhelms des Großen ſteht, das Schloß in Charlottenburg, das angefangene Schloß zu Königsberg in Preußen, die Fe-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſtungswerke von Magdeburg und Weſel ſind Denkmähler ſeiner Pracht, die ſelbſt die Nachwelt bewundern wird. Er liebte die Wiſſenſchaften und verlieh Schutz den Künſten. Aber unter allen großen Eigenſchaften ſeiner Seele wird die Liebe für ſein Volk und die Achtung für den Adel ihn ewig in den Herzen aller ſeiner Unterthanen, die da wiſſen, was die Dankbarkeit erheiſcht, leben laſſen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S. Neue allg. deutsche Bibliothek
24r Band S. 322.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöllnitz, Karl Ludwig von, 1692-1775

Carl Ludwig Freyherrn von Pöllnitz Kammerherrn Friedrich des Zweiten, Ritters des Ordens de la Generosité, Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u.s.w. Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staats mit
Bd.: 1

Berlin (1791)

Bibl.Mont. 3288-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10722533-0
VD18 90034740